Heft 1, März 2006 / 86. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 7,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Wappenhaltender Greif, Karlsruhe. Foto: Heinrich Hauß
Nach 1840 mussten die Gitter der Toranlage am Mühlburger Tor erneuert werden. Friedrich Theodor Fischer entwarf einen neuen Torabschluss. Der Mittelteil bestand aus Pfeilern mit wappenhaltenden Greifen. Die Pfeiler mit den wappenhaltenden Greifen stehen heute im Schlossgarten zwischen den Orangeriegebäuden und den Schlossbauten (Harald Ringler, Kaiserplatz. In: Stadtplätze in Karlsruhe).

Inhalt

Aus Vielfalt ein Ganzes
Vor 200 Jahren: Baden wird Großherzogtum
Wolfgang Hug 4

Vor zweihundert Jahren wurde Baden zum Großherzogtum
Im Jahre 2006 ist Baden weder „200 Jahre“ noch „Baden – 200 Jahre Großherzogtum“. Ein notwendiger Hinweis.
Heinrich Hauß 12

Eine badisch-preußische Ehe
Zur Hochzeit von Großherzog Friedrich I. mit Luise von Preußen 1856
Leonhard Müller 14

1806 – das Kloster St. Blasien wurde aufgelöst
Franz Hilger 21

Die Klosterinsel Reichenau
Wiege der abendländischen Kultur
Timo John 24

Der Schwarzwald in Bildern von Felix H. Man
Johannes Werner 34

„Man wird durch und durch ein andrer Mensch“
Erlebnis und Erinnerung
Briefe des Freiburger Studenten Erich Schönberg (Flandern 1914/15)
Christian Heuer 44

Curt Balke
Freiburger Architekt und Sportfreund in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts
Anton Burkard 53

Das russische Schicksal einer badischen Prinzessin
Die Kaiserin Elisabeth Alexiewna (1779–1826)
Sofia Privalikhina 60

Abiturientin am Schönborn-Gymnasium 1956
Emma Guntz 76

„Die Not in die echte Ordnung und Harmonie zurückbringen“
Die Überlegungen Alfred Delps zur politisch-sozialen Neugestaltung Deutschlands
Michael Becht 79

Die etwas anderen Musen in der Freiburger Universität
Bettina Eichins Kunstwerk zwischen Ablehnung und Anerkennung
Hermann Althaus 90

Friedrich Schildhorn (1887–1958)
Ein großer badischer Bildhauer
Bertold Elzer 98

Ein Jahr im „Adler“ in Weilheim
Mariandl Burggraf 100

Die Ahnen der Familie Ebner
Mariandl Burggraf 105

Schillers (Un-)Freiheit, die schönen Künste und die Neurobiologie
Gert Füger 107

Aktuelle Informationen

I. Politische Köpfe

Sind Württemberger die besseren „Politischen Köpfe in Südwestdeutschland“?
Dr. Hans-Georg Merz, Dr. Paul-Ludwig Weinacht 116

II. Eine neue Baden Publikation

Hansmartin Schwarzmaier, Baden. Dynastie – Land – Staat.
Leonhard Müller 116

III. Karlsruhe – Nancy

Karlsruhe–Nancy. Eine deutsch-französische Städtepartnerschaft. Une Jumelage franco-allemande.
Heinrich Hauß 117

IV. Stadtgeschichte Bruchsal

Stadtgeschichte als politisch-wirtschaftliche Biographie einer Stadt
Heinrich Hauß 117

V. Fachwerkbauten

Pflege des Eppinger Kulturerbes
Eppingen und seine Fachwerkbauten
Heinrich Hauß 118

VI. Markgrafschaft Baden-Baden

Die Markgrafschaft Baden-Baden: „Ein badisches Intermezzo?“
Heinrich Hauß 119

VII. Baden-Baden

Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden:
Aquae 05, Heft 38: Themen von überregionaler Bedeutung
Heinrich Hauß 119

VIII. Denkmalschutz

Das „Süße Löchle“ in Lahr unter Denkmalschutz
Karl-Heinz Harter 120

Das erste „schwimmende Kulturdenkmal“ des Bodensees
Karl-Heinz Harter 121

Besonderer Denkmalschutz für das Krematorium Tuttlingen
Karl-Heinz Harter 121

IX. Naturschutz

Naturschützer und Netzwerker mit Leib und Seele
Roland Heinzmann 122

X. Salon du livre in Colmar

„Badische Heimat“ auf dem „Salon du Livre in Colmar“
Anton Burkard 124

XI. Moskau

Moskau
Simone Hübener 124

XII. Kommentar

Was hätte eine Landesausstellung „Großherzogtum Baden 1806–1918“ bedeutet?
Heinrich Hauß 124

XIII. Zu guter Letzt

Zepter & Zeppelin 125

Jahresrückblick der Ortsgruppen auf das Jahr 2005
Ortsgruppe Baden-Baden 126
Regionalgruppe Mannheim 126
Regionalgruppe Schwetzingen . 127
Regionalgruppe Freiburg 127
Bezirksgruppe Bruchsal 130
Regionalgruppe Pforzheim 131
Regionalgruppe Karlsruhe 132

Ausstellungen in Baden 133

Vortragsreihe:
Vor 200 Jahren wurde Baden Großherzogtum 139

Buchbesprechungen 141

In memoriam 144

Wolfgang Hug

Aus Vielfalt ein Ganzes

Vor 200 Jahren wurde Baden zum Großherzogtum

Manche sind gerührt, manche voller Stolz, wenn das Badnerlied erklingt: „Das schönste Land in Deutschlands Gau'n, das ist mein Badner Land". Was für ein Land muss das sein: Tief in den Herzen wie in der Geschichte verwurzelt, gleichsam von Gottes Hand geschaffen! Aber war dieses Großherzogtum Baden in Wirklichkeit nicht ganz anders entstanden? Geformt als ein Kunstprodukt, auf ganz und gar revolutionäre Weise, gegen Recht und Herkommen hervorgebracht, mehr oder minder zusammen geklaubt und geraubt, von auswärtigen Mächten ins Leben gerufen …? Vergegenwärtigen wir uns, wie dieses Baden zustande kam, von wem es geschaffen wurde und mit welchen Klammern man es zur Einheit zusammen gefügt hat.

Wie kam es zur Bildung des Grossherzogtums Baden?

Gegen das revolutionäre Frankreich bildeten Österreich und Preußen im April 1792 eine Kriegskoalition. Ihr schloss sich Markgraf Karl Friedrich, Herr der seit 1771 vereinten badischen Markgrafschaften, im Februar 1793 als Mitglied des Deutschen Reiches an. Damit trat er in den Krieg gegen den westlichen Nachbarn ein. Dessen Truppen rückten im September 1795 gegen Mannheim vor und eroberten schließlich am 17. Juli 1796 Karlsruhe. Einen Monat später schloss Baden einen Sonderfrieden mit der Republik Frankreich. Darin erklärte der Markgraf für die Zukunft, strikte Neutralität bei allen gegen Frankreich gebildeten Bündnissen einzuhalten. Zugleich stimmte er der Abtretung seiner linksrheinischen Besitzungen an Frankreich zu. Die Vertragsverhandlungen in Paris hatte für den Landesherrn der Amtmann der „oberen" Markgrafschaft Sausenberg-Rötteln, Siegmund Carl Johann Freiherr von Reitzenstein, geführt. In einem geheimen Zusatzartikel hatte Reitzenstein von der französischen Regierung erreicht, dass Baden für die Abtretung linksrheinischer Gebiete mit einer ganzen Reihe von geistlichen Territorien entschädigt werden sollte, sobald diese „sekularisirt" seien.

Im Frieden von Lunéville vom Februar 1801, der den 2. Koalitionskrieg beendete, verlangte Napoleon, der inzwischen durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November) 1799 an die Spitze des französischen Staates gelangt war, die Einsetzung einer Sonderkommission des Deutschen Reichstags zu Regenburg (der sogenannten „Reichsdeputation") zur Regelung der territorialen Neuordnung Deutschlands insbesondere durch die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer. Im Einvernehmen mit dem russischen Zaren Alexander I. legte Napoleon die Grundzüge fest, nach denen die Säkularisation zu erfolgen habe und wie die säkularisierten Gebiete auf die einzelnen Fürsten verteilt werden sollten. Der badische Markgraf genoss dabei die besondere Gunst Napoleons, der sich am Oberrhein, der neuen Ostgrenze Frankreichs, einen treuen (weil dankbaren) und relativ starken Satellitenstaat wünschte, wie auch derjenigen des russischen Zaren, der durch seine Gattin Elisabeth, eine Enkelin Karl Friedrichs, mit dem badischen Hof in enger Verwandtschaftsbeziehung stand. So bekam Baden die rechtsrheinischen Teile der Hochstifte (d. h. der weltlichen Herrschaftsgebiete) der Diözesen Konstanz samt der Reichenau, Basel, Strassburg, Speyer und Worms sowie die Reichsabteien Salem, Petershausen (in Konstanz) und Gengenbach. Die Reichsdeputation beließ es indes nicht bei der Säkularisation geistlicher

Markgraf Karl Friedrich von Baden, um 1790

Herrschaften, sondern wies den Fürsten auch die Reichsstädte zu. Dadurch wurden nun Überlingen, Pfullendorf, Gengenbach, Offenburg und Zell a. H. (für kurze Zeit auch Biberach und Wimpfen) badische Landstädte. Und schließlich verfügte der Reichsdeputationshauptschluss, dass auch der rechtsrheinische Teil der Kurpfalz mit den Residenzstädten Heidelberg und Mannheim an Baden kam. Bayern, mit dem die Kurpfalz seit 1777 vereint war, musste nicht nur die linksrheinischen Pfälzer Gebiete Frankreich überlassen, sondern hatte den rechtsrheinischen Teil preiszugeben als Gegenleistung für den Erhalt von besonders vielen und großen geistlichen Territorien. Mit der Pfalz wurde dem badischen Markgrafen zugleich die Würde eines Kurfürsten übertragen. Noch bevor in Regensburg der „Reichsdeputationshauptschluss“ im Frühjahr 1803 verabschiedet worden war, nahm die Karlsruher Regierung aufgrund einer persönlichen Aufforderung von Napoleon schon im Winter 1802/03 die neuen Herrschaftsgebiete in Besitz. Die reichen Klöster Salem und Petershausen bekamen die nachgeborenen Söhne des nun kurfürstlichen Hauses, die Markgrafen Ludwig und Wilhelm, als Apanage übertragen. Während Petershausen später abgerissen und verkauft wurde, blieb Salem mit seinen Ländereien bis heute im privaten Besitz der markgräflichen Familie.

Im Herbst 1805 bildeten Österreich und England mit Russland eine erneute, die dritte Koalition gegen den seit dem 2. Dezember 1804 zum Kaiser gekrönten Napoleon. In der „Dreikaiserschlacht“ bei Austerlitz erlitten die Truppen Österreichs und Russlands schon am 2. Dezember 1805 eine vernichtende Niederlage. Wenig später schloss Napoleons Außenminister Talleyrand in Wien einen Staats- und Bündnisvertrag mit Baden ab, der dem Kurfürsten Karl Friedrich nun den vorderösterreichischen Breisgau (der vom Hochrhein bis in den Hochschwarzwald und an den südlichen Oberrhein reichte) zusprach, ferner die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Deutschordensgebiete an Bodensee und Oberrhein. Unterzeichnet ist dieser Vertrag vom 20. 12. 1805 von Talleyrand und Sigmond-Charles-Jean Baron de Reitzenstein. Dieser hatte sich seit dem Sonderfrieden vom August 1796 als badischer Gesandter in Paris unentwegt für die Vergrößerung Badens eingesetzt, mit allen legalen und illegalen Mitteln; es war die Rede von 500 000 Franken Bestechungsgeldern, die er für seinen Landesherrn, ohne dessen Wissen, ausgab. An Weihnachten 1805 diktierte Napoleon den unterlegenen Kaisern Franz II. und Alexander I. den Frieden von Pressburg. Zwei Tage später verfügte er zur weiteren Stärkung der nun mit ihm verbündeten deutschen Mittelstaaten die „Mediatisierung“ der Reichsritterschaft. Damit verloren zahllose kleinere Adelsherrschaften ihre Hoheitsgewalt. Am 20. Januar 1806 traf Napoleon in Karlsruhe ein, um die zuvor mit Reitzenstein vereinbarte Heiratsverbindung

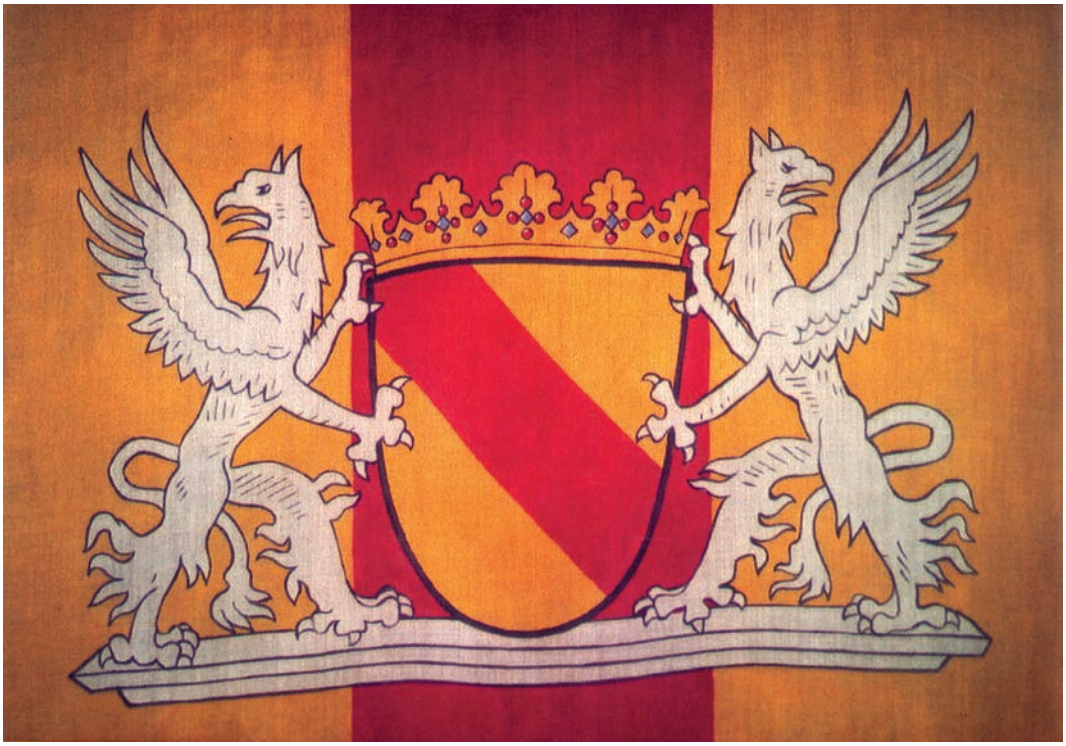
Großherzog Karl I. von Baden

seiner Adoptivtochter Stephanie Beauharnais mit dem badischen Kronprinzen Karl fest zu machen. Die Hochzeit wurde für Anfang April 1806 angeordnet. Vergeblich hatte sich Karls Mutter Amalie gegen die Liaison gesträubt. Immerhin bekam Stephanie als fürstliche Mitgift das Johanniter-Fürstentum Heitersheim.

Nach weiteren Verhandlungen konnte Napoleon am 12. Juli 1806 in Paris die Bildung des Rheinbundes mit Bayern, Württemberg, Baden, den beiden Hohenzollern, Hessen-Darmstadt und weiteren Fürstentümern vertraglich sanktionieren. Die Rheinbundstaaten erhielten die volle Souveränität und schieden aus dem Verband des Deutschen Reiches aus. Franz II. zog einen Monat später die Konsequenz aus der so erfolgten Demontage des Reiches und legte Amt und Titel eines römisch-deutschen Kaisers nieder. Die im Dezember 1805 verkündete Mediatisierung wurde nun völkerrechtlich wirksam. Baden bekam das Fürstentum Fürstenberg, den Klettgau, die Gebiete von Leiningen, Löwenstein und Wertheim sowie von Salm-Krautheim. Außerdem wurde die Übertragung des Johanniter-Fürstentums Heitersheim an Baden bestätigt. Die Grafschaft Bonndorf sowie die Städte Villingen und Bräunlingen waren zunächst Württemberg zugedacht, kamen aber dann ebenfalls an Baden. 1809 wurde schließlich noch die Landgrafschaft Nellenburg und das altwürttembergische Hornberg Baden zugeteilt. Mit Berufung auf den Art. 35 des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803, der auch die Verstaatlichung landsässiger Klöster erlaubte, hatte der badische Staat bereits mehrere Klöster und Abteien aufgelöst und ihren Besitz annektiert. 1806 traf dieses Schicksal auch die großen Schwarzwaldklöster St. Peter, St. Blasien, St. Trudpert, die Damenstifte Säckingen und Waldkirch, ferner Tennenbach, Allerheiligen, Ettenheimmünster, im Norden Bronnbach und Gerlachsheim und viele andere mehr. Mit der Unterzeichnung der Rheinbundakte wurde dem Kurfürsten von Baden nun auch im Titel eine Rangerhöhung zuteil. Zwar wurde das Land nicht wie Bayern und Württemberg zum Königreich, aber immerhin zum Großherzogtum. Karl Friedrich konnte sich fortan wie seine Nachfolger „Königliche Hoheit Großherzog von Baden“ nennen. Der Titel stellte eine Kuriosität dar und war eine Neuschöpfung – ebenso wie das politische Gebilde, das die landesherrliche Dynastie nun für 112 Jahre zu regieren hatte: das „Großherzogtum Baden“.

Wer schuf eigentlich das badische Grossherzogtum?

Nach traditionellem Staatsverständnis war ein Land bis in die Zeit um 1800 das Eigentum des Landesherrn. Er repräsentierte und verkörperte die politische Einheit, die er im Sinne des Gottesgnadentums zu verwalten hatte. Das galt natürlich auch für Karl Friedrich, der seit 1746 Land und Leute der Markgrafschaft Baden-Durlach, seit 1771 auch diejenigen von Baden-Baden regierte. Seit 1803 herrschte er als Kurfürst auch über die durch den Reichsdeputationshauptschluss badisch gewordenen Gebiete und hatte nun seit 1806 als Großherzog einen Staat mit einer Fläche von gut 14 000 Quadratkilometern und einer Bevölkerung von rund 900 000 „Landeskindern“ zu führen. Karl Friedrich hat sich in seiner



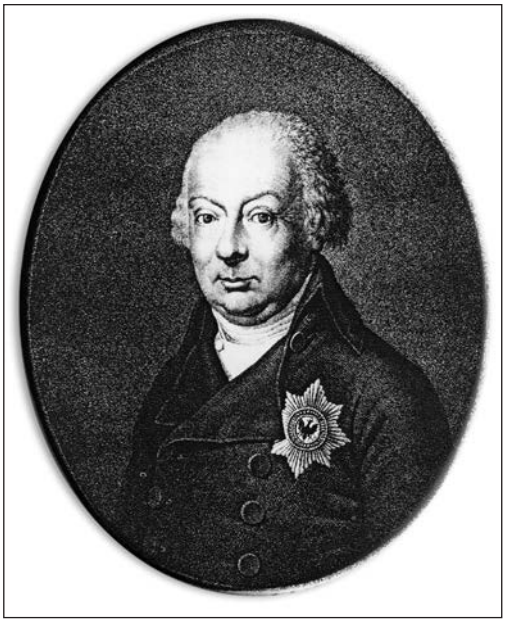
Badisches Landeswappen. Aus der Fahne des Landes (Süd-)Baden im Staatsarchiv Freiburg

langen Regierungszeit Verdienste und Ansehen weit über die Grenzen des Landes erworben. Er galt als wahrhaft „aufgeklärter" Fürst, korrespondierte mit den Großen seiner Zeit (in Französisch, wie sich versteht), verstand es, das Land nach den Grundsätzen der Physiokraten zu modernisieren, d. h. die natürlichen Ressourcen und ihren Ertrag zu steigern durch Agrarreformen, Ausbau der Infrastruktur und Errichtung von Manufakturen. Seinem Grundsatz folgend, „das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes zu vereinigen", hob er 1783 die Leibeigenschaft in den badischen Markgrafschaften auf (was übrigens Joseph II. 1782 auch für die österreichischen Vorlande getan hatte). Karl Friedrich hatte einen guten Ruf, und das erleichterte die Integration der jeweils neu zu Baden gelangten Landesteile – zumindest bei den Schichten, die damals die öffentliche Meinung prägten, vorab beim aufgeklärten Bürgertum. Indem Karl Friedrich im Januar 1806 auch den Titel eines Herzogs von Zähringen annahm, knüpfte er an die Genealogie des 1218 in Freiburg ausgestorbenen Geschlechtes an, um so auch die Vorderösterreicher im Süden seines Landes an die Dynastie zu binden.

Baden hatte die gewaltige Expansion seines Landes auf gut das Vierfache an Fläche (gegenüber dem Umfang der beiden Markgrafschaften) und auf das Fünffache der ursprünglichen Bevölkerung freilich nicht dem greisen Karl Friedrich zu verdanken. 1728 geboren, war der inzwischen 75jährige in jenen entscheidenden Jahren ziemlich senil geworden und hatte schon zuvor die Regierungsgeschäfte den hohen Beamten des Landes überlassen. Es war sein Glück (und wohl auch Geschick), erstklassige Männer für den badischen Staatsdienst gewonnen zu haben, Johann Georg Schlosser zum Beispiel, den Amtmann in Emmendingen und Präsidenten des Hofgerichts, den Juristen Friedrich Nikolaus Brauer, den Diplomaten Wilhelm von Edelsheim und Sigismund von Reitzenstein, Amtmann in Rötteln/Lörrach, den Franz Schnabel zu Recht als den wahren „Begründer des neuen Baden" bezeichnet hat.

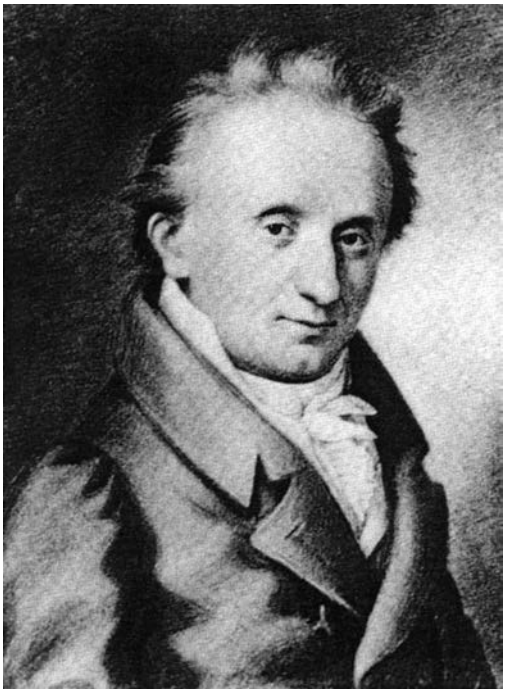
Im Grunde verdankte das Großherzogtum Baden zwei Männern sein Zustandekommen, nämlich Napoleon und Reitzenstein. Sie hatten beide die Idee, am Oberrhein einen mächtigen, freilich nicht übermächtigen Staat zu schaffen. Beide folgten dabei nicht den Kräften eines natürlichen Wachstums, sondern den nüchtern kalkulierten Prinzipien der Staatsräson. Napoleon wollte einen starken Bündnispartner gewinnen, Reitzenstein war überzeugt, dass nur ein starker Staat auch ein guter Staat sein könne. Jeder von beiden verfolgte also seine eigenen Interessen, die indes im Ergebnis konvergierten. Napoleon wollte für Frankreich die Rheingrenze erreichen und auf Dauer festigen. Dabei dachte und handelte er in der Tradition der Bourbonen: Der Rhein sollte Frankreichs „natürliche Grenze“ bilden, davor hatte ein Pufferstaat als Sicherheitszone zu dienen. Darum bekam Baden seine merkwürdige Streifen- oder Halbmondform. Reitzenstein dachte und handelte als Staatsdiener im Sinne aufgeklärter Vernunft. Das hieß für ihn, den Dingen nicht ihren Lauf zu lassen, sondern planend und handelnd einzugreifen, nicht der Geschichte zu folgen, sondern eine für seinen Staat bessere Zukunft zu schaffen. Ging es bei den Verhandlungen mit Talleyrand und Napoleon zunächst um Entschädigungen für die linksrheinisch abzutretenden Gebiete (etwa um Sponheim), so war bald von Arrondierungen die Rede und der Schaffung einer stabilen Macht, die – so rechnete man – im Ernstfall gut 20 000 Mann Soldaten aufbringen könnte.

In der Tat erhielt Baden schon 1802/03 für die Verluste von ca. 60 Quadratkilometern auf der linken Rheinseite mehr als das Achtfache an rechtsrheinischen Gebieten. Während man etwa 25 000 Untertanen links des Rheins verloren hatte, gewann das Land rund das Zehnfache allein aus geistlichen Territorien, also fast eine Viertelmillion Menschen samt den Grundrenten, die diese statt an Klöster und Bischöfe jetzt an den badischen Staat zu zahlen hatten. Das war keine „gerechte“ Entschädigung, das war vielmehr eine schiere Enteignung, auch wenn sie von oben sanktioniert war. Hinzu kamen die enormen Besitzungen der an die einhundert Klöster und Priorate, die aufgrund der Säkularisation verstaatlicht wurden. Allein der Wert der Ländereien,



Großherzog Karl Friedrich, 1728–1811 GLA J/Aa: K 7

Wälder, Höfe, Gewerbebetriebe des Klosters St. Blasien wurde auf rund 7,5 Millionen Gulden geschätzt. Zum Vergleich: Der Staatshaushalt des Landes belief sich im Jahr auf ca. acht Millionen Gulden. Gar nicht auszurechnen blieb, was der Staat an Kunstschätzen, Büchern und Handschriften, Kirchen und Gebäuden aus den säkularisierten Klöstern an sich riss. Vieles landete in staatlichen oder kommunalen Museen und Sammlungen, in Bibliotheken der Universitäten oder gelangte in den Handel. Klosterkirchen wurden zu Pfarrkirchen, Konventsgebäude zu Fabriken, Kasernen oder sozialen Einrichtungen. Die Mönche und Nonnen wurden von ihren Gelübden entpflichtet, Patres konnten sich dem Weltklerus anschließen und Aufgaben in der Pfarrseelsorge oder im Schuldienst übernehmen. Die Äbte und Äbtissinnen bekamen ordentliche Pensionen. Die meisten Nonnen, vor allem die adligen Stiftsdamen, gingen zurück in ihre Familien. Die Bettelmönche wurden in Sammelklöstern auf den Aussterbeetat gesetzt. Nur aus dem Kloster St. Blasien durften die Mönche, die auswandern wollten, nach Österreich abziehen. Etwa ein Drittel des Konvents fand schließlich in St. Paul im Lavanttal eine neue Heimat.



Sigismund von Reitzenstein, 1766–1847 GLA J/Ac: R 7

Blickt man auf die Säkularisation als einen zentralen Faktor der Expansion bzw. Ausbildung des neuen badischen Staates, dann erscheinen gewiss nicht mehr die beiden Personen Napoleon und Reitzenstein als seine wahren Begründer. Hier wird vielmehr deutlich, dass die „territoriale Revolution" letztlich durch das aufgeklärte politische Denken jener Zeit in Gang gebracht und durchgesetzt wurde. Dieses aufgeklärte politische Denken beherrschte um 1800 gerade im deutschen Südwesten weithin die Eliten, weltliche wie geistliche, bürgerliche wie adlige. Das Großherzogtum Baden war insofern weder einfach das Produkt eines napoleonischen Gewaltaktes, noch einfach nur das Ergebnis von Reitzensteins strategischer Diplomatie. Die politischen Ideen und Bewegungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, aber auch der soziale und ökonomische Strukturwandel in jener Zeit, sie drängten auf die Bildung „vernünftiger", also größerer und geschlossener politischer Einheiten und auf die Überwindung der Klein- und Kleinststaaterei, wie sie gerade im deutschen Südwesten im Lauf der Geschichte überhand genommen hatte. So gesehen waren Napoleon und Reitzenstein nicht die Schöpfer Badens, wohl aber die Vollstrecker einer historischen Entwicklung, die früher oder später zur territorialen Umgestaltung in diesem Raum geführt hätte. Die konkrete Größe und Gestalt des neuen Mittelstaates Baden ist freilich von niemand anderem so geformt und bestimmt worden wie von Napoleon und Reitzenstein als den beiden Schlüsselfiguren der historischen Staatsbildung.

Wie kam die Einheit des neuen badischen Staates zustande?

Als Haupt und Inbegriff des badischen Staates galt der Großherzog. In Karl Friedrich besaß Baden auch für die neuen Landesteile eine Vertrauensperson, für manche wirkte er sogar als Integrationsfigur. Er galt als bürgerfreundlich und religiös tolerant. Letzteres hatte er schon bei der Integration der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden ins protestantische Baden-Durlach bewiesen. Das war jetzt um so wichtiger, da in dem Land mit einer protestantischen Dynastie gut zwei Drittel der Einwohner Badens katholisch waren und aus der Kurpfalz auch eine große Zahl reformierter Gemeinden zur lutherischen Bevölkerung in den markgräflichen Gebieten hinzu kamen. Es sollte noch bis 1821 dauern, bis sich die beiden protestantischen Konfessionen zur Union der badischen evangelischen Landeskirche vereinten. Im gleichen Jahr wurde auch aus den Trümmern der Bistümer, die ehemals auf dem nunmehr badischen Territorium bestanden hatten, das Erzbistum Freiburg gegründet, gleichsam als Landesbistum für die badischen Katholiken. Den ersten Bischof bekam Freiburg dann erst 1827. Karl Friedrich war 1811 hochbetagt gestorben. Die innere Gestaltung seines Landes hatte er längst den leitenden Beamten überlassen. So wurde die innere Einigung Badens zur Aufgabe der Bürokratie.

Die badische Bürokratie war mehrheitlich von aufgeklärtem, ehrgeizig reformeifrigem Geist. Sie machte sich schon seit 1803 entschieden daran, die oft wider Willen zu Badenern gemachten neuen Untertanen für

das Gemeinwesen zu gewinnen. Sie kümmerten sich vorab um die Bewohner der Städte, die wie Mannheim und Freiburg den Verlust ihrer Zentralität bitter beklagten. Zwar lehnte Karlsruhe sogleich den Wunsch der Pfälzer ab, die Residenz in das (weit größere) Mannheimer Schloss zu verlegen. Zu peripher läge Mannheim im Großherzogtum, argumentierte man. Später bekam Großherzogin Stephanie, die sich am protestantischen Hof zu Karlsruhe ziemlich unglücklich gefühlt hatte, das Wittelsbacher Schloss in Mannheim als Witwensitz. Ihr charakterschwacher Gemahl, Großherzog Karl, Enkel und 1811 Nachfolger Karl Friedrichs, war bereits 1818 verstorben. Mannheim durfte sich jedenfalls als zweite Hauptstadt Badens fühlen und entwickelte sich bald zu einem Zentrum der Frühindustrialisierung. Freiburg, das mit einem feierlichen Staatsakt am 15. April 1806 offiziell in badischen Besitz genommen wurde, erhielt den Rang einer „dritten Landshauptstadt", war aber in Wirklichkeit zum Provinzort mit weniger als 10 000 Einwohnern herabgesunken. Die Universität in Freiburg musste um ihren Bestand fürchten, während Heidelberg durch Reitzenstein als Kanzler der Hochschule tatkräftig reorganisiert wurde. Wo vorher in Heidelberg Lehrstühle nach Gunst oder Verwandtschaft vergeben wurden, konnte Reitzenstein jetzt Gelehrte aufgrund ihrer wissenschaftlichen Leistung berufen, aufgeklärte Rationalisten und gemäßigte Romantiker. Freiburg erhielt schließlich 1821 eine staatliche Bestandsgarantie mit entsprechender Dotation aus der Staatskasse. Immerhin besaß das Land nun zwei eigene Ausbildungsstätten für das höhere Beamtentum und die Geistlichkeit, und beide stellten sich entschieden in den Dienst des aufgeklärten, fortschrittlich liberalen Geistes, der dem Land eigen zu sein schien. Hier entstand ein Stück jener politischen Kultur, die Badens Ruhm im 19. Jahrhundert und ein wenig bis in unsere Zeit begründete.

Die innere Verwaltung wurde maßgeblich vom Direktor des Karlsruher Hofrates, Friedrich Nikolaus Brauer bestimmt. Er stammte wie die meisten Spitzenleute in Baden zwar von auswärts, aus der Nähe von Offenbach, wirkte aber seit Jahrzehnten in der badischen Verwaltung und war mit den Verhältnissen vertraut. Ihm war übrigens die Bildung der protestantischen Union von 1821 zu verdanken. Er versuchte stets, eine behutsame Verbindung von Altem mit Neuem zu bewerkstelligen: Ein Aufklärer mit Augenmaß. Seine Devise lautete „Möglichst das Alte, und wo es verschieden ist, aus ihm das Beste beizubehalten, es aber in seinen Benennungen und Formen dem Zeitgeist anzupassen." In insgesamt 13 Organisationsedikten regelte Brauer die Verwaltungsspitze und die Verwaltungsgliederung, das Gerichtswesen, die kirchlichen Angelegenheiten sowie die Rechtsverhältnisse in den Städten. Nicht alles hielt Bestand.

1809 holte der Großherzog den zuvor mit einer komfortablen Pension in den Ruhestand versetzten Freiherrn von Reitzenstein zurück, der nun den Staatsaufbau nach streng rationalen Prinzipien reorganisierte. Mit dem Organisationsedikt (oder -reskript) vom 26. 11. 1809 hob er die Vielfalt historisch begründeter Lebensräume mit ihren Besonderheiten und Eigenheiten, Ausnahmen und Sonderregelungen auf und schuf an ihrer Stelle einheitlich gegliederte, übersichtlich geordnete und kontrollierbare Verwaltungsbezirke. Nach dem Vorbild der französischen Departements wurde das Land in Kreise eingeteilt; nach mehrfachen Änderungen waren es schließlich vier: der Seekreis, der Oberrhein-, Mittelrhein- und Unterrheinkreis. Sie waren von einem Kreisdirektor geleitet, dem Assessoren, Medizinalräte, Bauräte, Sekretäre usw. beistanden. Die nächstuntere Behördenebene bildeten die Bezirksämter, die nach ganz rationalen Gesichtspunkten eingeteilt waren (sie sollten jeweils etwa 7000 Seelen umfassen). Als unterste Verwaltungseinheit dienten die Gemeinden, deren Ortsvorgesetzte (oder Vögte oder Bürgermeister) als Organe der Staatsverwaltung eingesetzt wurden. An der Spitze des Staates standen der Großherzog und die in zunächst vier, dann fünf Fachministerien aufgegliederte Regierung. Es waren die klassischen Ressorts der Justiz (auch für Kirchen- und Schulsachen zuständig), des Innern, der Finanzen und der Auswärtigen Politik (mit diesem Ressort war das Staats- oder Kabinettsministerium verbunden) und als fünftes Ressort das des Kriegswesens.

Das Ganze schuf klare Entscheidungsstrukturen. Die Amtsträger hatten jeweils Weisungsgewalt nach unten und waren weisungsgebunden von oben. Die Ortsvorsteher unterstanden dem Bezirksamt, dieses dem Kreisdirektor, und über ihm stand das Kabinett bzw. in letzter Instanz der Großherzog. So gewann die Obrigkeit Transparenz, und der Bürger bekam Rechtssicherheit. Gekrönt wurde diese im Kern rechtsstaatliche Ordnung durch das zum 1. Januar 1810 in Kraft gesetzte Badische Landrecht. Brauer hatte es in enger Anlehnung an den Code Civil Frankreichs entwickelt, indem er z. T. die Vorlage einfach übersetzt, in etlichen Teilen aber auch ergänzt und an die badischen Verhältnisse angepasst hatte. Die so kodifizierte bürgerliche Rechtsordnung blieb faktisch rund 90 Jahre lang in Kraft und wurde erst 1900 vom Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) des Deutschen Kaiserreiches abgelöst.

Gewiss war mit diesen Gesetzen und Grundordnungen des öffentlichen Lebens die innere Einheit Badens noch lange nicht zur lebendigen Wirklichkeit geworden. Noch fehlte dem Land und seinen Menschen vor allem eine Verfassung, die dann – aufgrund einer wohl noch von Brauer ausgegangenen Initiative – vom jungen Karl Friedrich Nebenius ausgearbeitet wurde. Der bereits schwer erkrankte Großherzog Karl hat sie im August 1818, knapp vier Monate vor seinem Tod, unterschrieben. Sie erst schuf, wie Carl von Rotteck es emphatisch aussprach, in Baden „ein politisches Leben als Volk … Fortan sind wir ein Volk, haben einen Gesamtwillen und Gesamtrecht … Jetzt sind wir vom Odenwald zum Bodensee fest aneinander geschlossen, die Glieder eines lebendigen Leibes …“ Aber die Badische Verfassung ist ein anderes Thema. Sie steht mit der Gründung des Großherzogtums nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhang. Sie bildet vielmehr den Auftakt zu jener Geschichte Badens, die dem Land im Lauf des 19. Jahrhunderts eine Schlüsselrolle zuwies auf dem Weg der Deutschen zu einem freiheitlich-demokratischen Gemeinwesen. Und daran darf gewiss im 200. Jahr seit Gründung des Großherzogtums Baden auch mit einem gewissen Stolz erinnert werden.

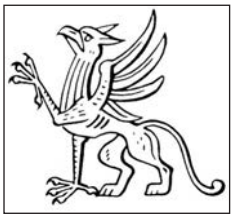
Hinweise zu Gesamtdarstellungen

Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart 2. Aufl. 1987, darin bes. Lothar Gall: Gründung und politische Entwicklung des Großherzogtums bis 1848, S. 11–36. Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Band 1, Stuttgart 1977, Landesgeschichte S. 109 ff., bes. S. 230–233. Engehausen, Frank: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918. Karlsruhe 2005. Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, hg. von Hansmartin Schwarzmaier, hier: Bd. 3, Vom Ende des alten Reiches bis zum Ende der Monarchien. Stuttgart 1992. Hug, Wolfgang: Geschichte Badens. Stuttgart 2. Aufl. 1998, bes. S. 192–211. Schwarzmaier, Hansmartin: Baden. Dynastie – Land – Staat. Stuttgart 2005, bes. S. 162–205. Stiefel, Karl: Baden 1648–1952. Bd. 1, Karlsruhe 1977.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Hug
Hagenmattenstraße 20
79117 Freiburg

Vor zweihundert Jahren wurde Baden zum Großherzogtum

Im Jahre 2006 ist Baden weder „200 Jahre“ noch „Baden – 200 Jahre Großherzogtum“. Ein notwendiger Hinweis.

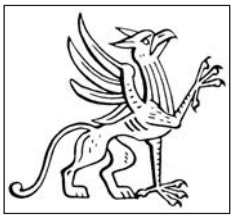


Die Zeitspanne 1806 bis 2006 bezeichnet nicht, wie fälschlicherweise behauptet, „200 Jahre Baden“, sondern erinnert daran, dass vor zweihundert Jahren Baden zum Großherzogtum erhoben worden ist und dass in den nächsten 112 Jahren die badische Geschichte „beispielhafte Bedeutung“ (Gerd Hepp) erlangte.

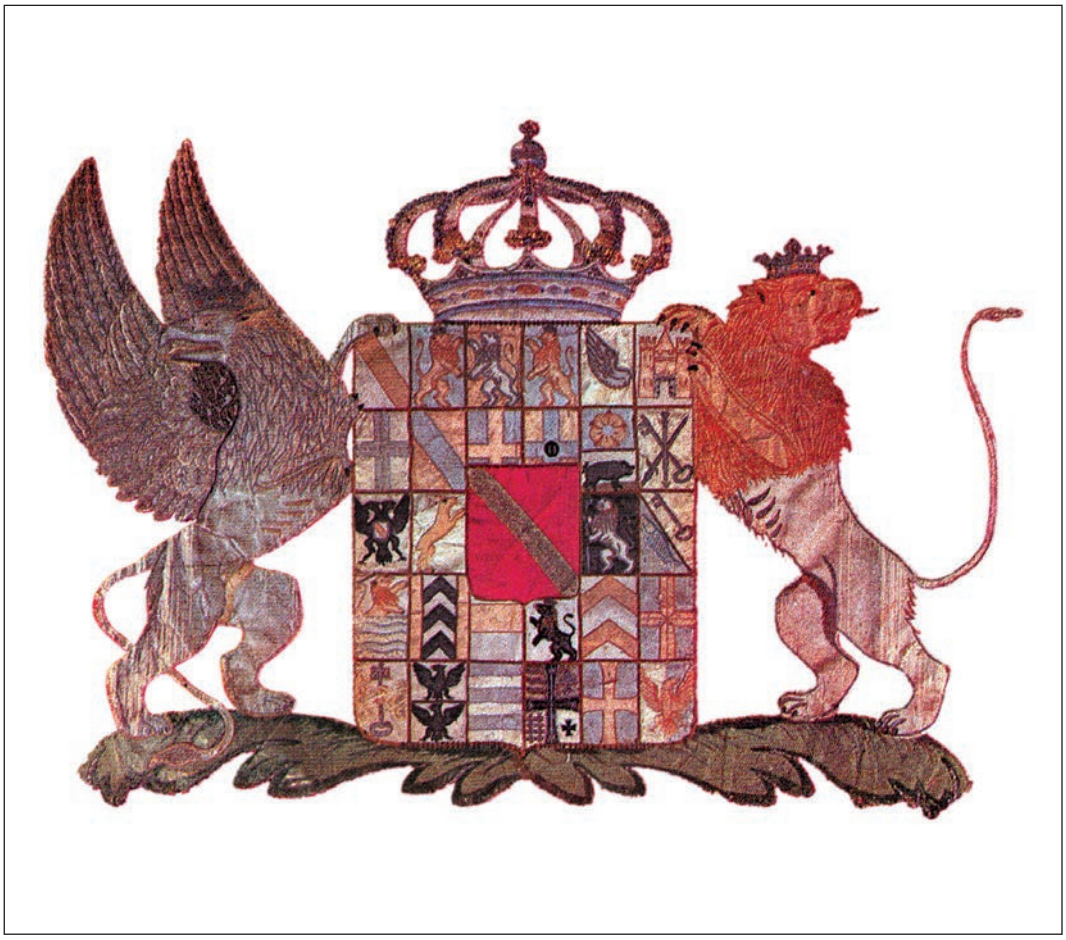
„Für all diese Ereignisse und Entwicklungen (in der Zeit von 1806 bis 1918) in Baden gilt, dass ihre beispielhafte Bedeutung das reale Gewicht dieses kleinsten der deutschen Mittelstaaten bei weitem übertraf.“ (Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, 1979). Lothar Gall hat in dem Vorwort zu seinem Buch „Der Liberalismus als regierende Partei“ die Modellhaftigkeit der badischen Geschichte in einem kurzgefassten Text entwickelt und erläutert. Die Redaktion

„Seit seinen Anfängen in den Tagen der französischen Revolution war das Großherzogtum Baden aufgrund der besonderen Art seiner Entstehung, seiner geographischen Lage, der Heterogenität der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Struktur seiner einzelnen Landesteile das große Experimentierfeld für alle neuen Ideen, die im Gefolge oder in Reaktion auf die große Umwälzung in Frankreich auf Deutschland hereindrängten. Es war unter allen deutschen Staaten derjenige, in dem, in enger Anlehnung an das napoleonische Vorbild, das bürokratisch-zentralistische Herrschaftssystem am konsequentesten verwirklicht wurde, in dem das Staatsdenken des aufgeklärten Absolutismus seine größten Triumphe feierte, das Land, das dann 1818 die fortschrittlichste Verfassung erhielt, die ein deutscher Staat im 19. Jahrhundert besessen hat. Auf ihrer Basis wurde die bürgerlich-liberale Bewegung hier am frühesten zu einer starken politischen Kraft, und den ganzen Vormärz hindurch galt die badische Kammer als „Hochburg des deutschen Liberalismus“, galten die Führer des badischen zugleich als geistige Führer des deutschen Liberalismus insgesamt. In Baden hat die Julirevolution, beispielgebend, ihren stärksten Widerhall in Deutschland gefunden, und hier hat man dann auch zuerst den Versuch unternommen, zu einer kontinuierlichen Zusammenarbeit zwischen Regierung und liberaler Parlamentsmehrheit zu gelangen. Zugleich fand hier – nach dem Vorspiel der Befreiungskriege – der nationale Gedanke am frühesten und nachhaltigsten seinen politischen Ausdruck, und die Verbindung von nationalen und liberalen Ideen bewirkte, daß von Baden einer der stärksten Antriebe für die Revolution von 1848 ausging. Deren demokratische Elemente waren gleichfalls in Baden vorgebildet gewesen, und ihre Wortführer haben hier in dem blutig niedergeschlagenen Aufstand von 1849 gleichsam ihr letztes Rückzugsgefecht geschlagen. Aber auch die soziale Frage ist hier mit am frühesten in ihrer ganzen Schärfe erkannt worden; die erste sozialpolitische Parlamentsrede in Deutschland wurde 1837 in der badischen Kammer gehalten. Und auch die zweite der großen innenpolitischen Fragen in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist in Baden zuerst angeschnitten und durchgefochten worden, die Frage des Verhältnisses des modernen Staates zur universalen Kirche; so hat denn auch der politische Katholizismus von hier wesentliche Impulse empfangen.

Diese ganze Entwicklung fand schließlich ihren Höhepunkt in der „neuen Ära“ der sechziger Jahre, dem großangelegten Versuch, von der Basis des hier erstmals in einen deutschen Staat eingeführten parlamentarischen Systems aus Staat und Gesellschaft, modellhaft für ganz Deutschland, nach liberalen und rechtsstaatlichen Prinzipien umzugestalten und zugleich im Bunde mit der nationalen Bewegung und mit Preußen den Prozeß der bundesstaatlichen Einigung im kleindeutschen Sinne in Gang zu bringen. Hier gipfelte gleichsam das „badische Experiment“ der letzten beiden Menschenalter und enthüllte in seinem Scheitern, soviel daran auch an der Ungunst der Umstände lag, zugleich tiefinnere Schwächen der bürgerlich-liberalen Bewegung in Deutschland. Es ist bezeichnend, daß die schärfste und weitestwirkende Kritik am deutschen Liberalismus von einem Mann kam, der die badische Entwicklung aus nächster Nähe und in intimer Kenntnis der Zusammenhänge, wenn auch durchaus als Parteimann hatte beobachten können: von dem Karlsruher Historiker Hermann Baumgarten. Er ist zugleich ein lebendiges Zeugnis dafür, welche verheerenden und sachlich doch auch wieder nicht gerechtfertigten Folgen das Scheitern dieses mit so großen Hoffnungen begonnenen Experiments für das politische Bewußtsein und die politischen Überzeugungen des deutschen Bürgertums erlangt hat.“



Aus: Lothar Gall, Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung, Franz Steiner Verlag, 1968.



Großherzogliches Staatswappen.
Seide gestickt und Metall appliziert, um 1810, 44,5 x 63,5 cm.
Die Vergrößerung des Staatsgebiets erforderte aus politischen Gründen die Schaffung eines repräsentativen Wappens, in dem möglichst alle altbadischen Herrschaften (z. B. Baden, Rötteln, Sausenberg, Badenweiler usf.) und die Neuerwerbungen vertreten sein sollten.
Im Regierungsblatt Nr. 21 vom Jahr 1807 machte Carl Friedrich das Staatswappen bekannt.

Aus: Carl Friedrich und seine Zeit: Markgräfl.-Bad. Museen, Ausstellung im Rahmen der Landesgartenschau 1981, Baden-Baden, Neues Schloss. Eberhard, Peter (Red.).

Leonhard Müller

Eine badisch-preußische Ehe

Zur Hochzeit von Großherzog Friedrich I. mit Luise von Preußen 1856

Vor 150 Jahren, 1856 – war es wirklich eine „gute alte Zeit"? Sechs Jahre zuvor hatte die Revolution das Großherzogtum erschüttert, Soldaten hatten gemeutert, Großherzog Leopold war mit seiner Familie geflüchtet. Die Preußen mußte er um Hilfe bitten, und Wilhelm, Prinz von Preußen, der Bruder des preußischen Königs, sorgte mit seinen Truppen als Zwingherr für die nachfolgende Reaktion. Mit mehr als einem Drittel des Staatshaushalts von 20 Millionen Gulden berechnete man später die Revolutionsschäden, davon allein 1,5 Millionen Gulden für die preußische Besatzung. Für den verbittert heimgekehrten Leopold war das eine bleierne Zeit: Finanznot, Mißernten, Flucht in die Auswanderung, ja die Regierung unterstützte dabei jene Badener, meist in der Landwirtschaft oder im Kleingewerbe tätig, die hier ihre großen Familien nicht ernähren konnten, mit Zuschüssen zum Fortziehen, und 60–70 000 verließen das Großherzogtum, manche auch aus politischen Gründen in Furcht vor der restaurativen Justiz. Ende 1850 rückten die preußischen Truppen ab, aber nur langsam regenerierte sich das Land am Oberrhein.

Fürstenwechsel

Mit dem Tod Leopolds im April 1852 sollte sich die Lage etwas entspannen, als sein zweiter Sohn, der fünfundzwanzigjährige Friedrich anstelle seines geisteskranken Bruders die Funktion eines Prinzregenten übernahm, ein kluger, umsichtiger, bald volkstümlicher Fürst. Im September wurde nach drei Jahren der Kriegszustand aufgehoben, das Heer neu organisiert. 1854 eröffnete Friedrich zum ersten Male wieder die Ständeversammlung, und auf umfangreichen Besichtigungsfahrten im Ober- und Unterland sammelte der Prinzregent Fakten von der ökonomischen Lage, um neue Impulse für die Wirtschaftsentwicklung zu suchen.

Doch nicht nur innenpolitisch mußte wieder Fuß gefaßt werden, und das betraf auch die Verhältnisse im Streit mit dem Freiburger Erzbischof, die Spannungen, zwischen den Konfessionen. Die äußere Politik bereitete zudem Sorgen. Die Hl. Allianz von 1815 zwischen Preußen, Österreich und Rußland brach zusammen, als 1854 der Krimkrieg begann und Frankreich wie England den russischen Vorstoß in dessen Orientpolitik blockieren wollte. Österreich neigte zu den Westmächten, während das zögernde Preußen schließlich im Bundestag nur für eine bewaffnete Neutralität votierte. Im Streit mit dem unentschlossenen König Friedrich Wilhelm IV. dispensierte sich dessen Bruder Wilhelm 1854 mit einem längeren Urlaub in Baden-Baden, wo ihn Prinzregent Friedrich aufsuchte. Der Badener stimmte mit der Überzeugung Wilhelms für eine größere Unabhängigkeit Preußens überein und schrieb an seinen Schwager Ernst: „Einige Klarheit kann man nur gewinnen, wenn man den Prinzen von Preußen gehört hat, und in ihm liegt allein die Möglichkeit einer Rettung Deutschlands",[1] eine Stellungnahme, die sich später als falsch erwies, denn Friedrich Wilhelm IV. traf mit seiner neutralen Position das Richtige. Friedrich verband mit seinem politischen Zuspruch für Wilhelm einen persönlichen Wunsch, nämlich das badische und preußische Haus familiär zu verbinden und warb um die Hand von Luise, der fünfzehnjährigen Tochter Wilhelms.

Die Werbung

Luise, am 3. Dezember 1838 in Berlin geboren, war mit Mutter Augusta 1850 zum ersten Mal nach Baden-Baden gekommen,

Großherzog Friedrich I. und Luise von Preußen

Erscheint täglich außer Montags). Preis vierteljährlich hier 1 fl., durch die Post 1 fl. 30 kr.

Badische Landeszeitung.

Anzeigengebühr: die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 3 kr. — Man abonnirt bei allen Postämtern.

Nr. 226. Karlsruhe, Samstag, den 27. September 1856.

Am Tage des feierlichen Einzugs

Ihrer Königlichen Hoheiten

des

Großherzogs Friedrich von Baden

und der

Großherzogin Luise von Baden

in Karlsruhe.

it Fahnen, Blumen, Laubgewinden
Hat herrlich sich das Land geschmückt,
Daß sie den frohen Festtag künden,
Den ihm des Himmels Huld geschickt;
Doch mehr als Kränze, die es schmücken,
Als all' der Kerzen Strahlenfluth,
Verkündet es des Volks Entzücken,
In Aller Aug' die Freudengluth.

Was jedes Herz mit Lust durchflammte,
Es ward zur schönen Wirklichkeit:
Der Herrscher kehrt, der angeflammte,
Vom rol'gen Hauch der Lieb' geweih't,
Er führt in des Palastes Frieden,
Zu Seines Hauses heil'gem Heerd,
Die Gattin, die Ihm Gott beschieden,
Die Ihm der Liebe Glück bescheert.

Dem königlichen Stamm entsprossen,
Der herrlich ragt im deutschen Reich,
Vom Reiz der Anmuth übergossen,
So naht Sie, einem Engel gleich;
Das Volk drängt sich auf Ihre Pfade,
Sucht freudig Ihres Auges Licht,
Das ihm ein neuer Quell der Gnade,
Das mild und freundlich zu ihm spricht.

Nimm seiner Liebe Gruß entgegen,
Du hohe, schöne Huldgestalt!
Sie folgt Dir treu auf allen Wegen,
Wohin Dein Fuß auch fürder wallt;
Es ist derselben Liebe Grüßen,
Die fern Dich trug auf treuer Hand,
Wo breit des Rheines Wellen fließen,
Wo Deine gold'ne Wiege stand.

Mit Deines Gatten Lieb' verbündet,
Sey dieß Lieb' der treue Grund,
In dem Dein Herz die Wonne findet,
Die reich verheißt der heil'ge Bund,
Auf daß das Paradies der Erde,
So schön geschmückt von Gottes Hand,
Auch Dir zu einem Eden werde,
Zu Deinem theuern Heimathland!

Dich aber laß' uns glücklich preisen,
Dich, den geliebten Landesherrn,
Der heut' zu Badens Sternenkreisen
Gelenkt des Nordens schönsten Stern!
Er möge Dir zum Segen leuchten,
Zu Deines Herzens reinstem Glück, —
Wenn Sorgen auch Dein Herz erreichten,
Und wenn umwölkt Dein Vaterblick!

Gott wolle Euer Haupt beschirmen,
Ein langes, reiches Leben lang,
Daß einst Euch tönt von allen Thürmen
Zum gold'nen Fest der Glocken Klang!
Dann soll ein gleicher Jubel zeugen,
Daß all' die Wünsche wurden wahr,
Die heut empor zum Himmel steigen
Für das geliebte Fürstenpaar! —

So ziehet ein von Gott gesegnet,
In's Ahnenschloß, zum gold'nen Saal,
Wo Euch der Ehe'ren Lieb' begegnet,
Vom Mutterang' der Jugendstrahl!
Wir aber rufen uns're Grüße
Laut jubelnd in das Land hinaus:
Hoch lebe Friedrich und Luise!
Hoch lebe Badens Fürstenhaus!

einem Kurort, der zu den regelmäßigen Aufenthalten der Prinzessin von Preußen gehörte. Die Eltern überließen die Entscheidung über die künftige Verbindung Luise, die erst 1855 konfirmiert werden sollte. Bei dem ungeduldigen Drängen des Freiers konnte schließlich am 30. September 1855 in Koblenz, der Residenz des Prinzen von Preußen, die Verlobung stattfinden. Wilhelm schrieb an seine Schwester Charlotte: „Nach menschlicher Berechnung geht das junge Paar einer glücklichen Zukunft entgegen, das beide Teile bisher in seltener Herzens- und sittlicher Reinheit dagestanden haben und den Grund kennen, auf dem alles hienieden allein gebaut werden soll und kann.“[2] Und an den Vizepräsidenten der 2. badischen Kammer Geh.Rat Dr. Schaff: „Sie können sich leicht denken, wie glückliche die Wahl des Regenten uns gemacht hat. Seit Jahren habe ich ihn so genau kennen lernen und schätzen und lieben gelernt, ohne zu ahnden, dass er einst uns so nahe treten würde. Für mich persönlich ist dies frohe Ereignis noch ein doppelt gewichtiges, wie Sie auch andeuten, dass ich, der ich berufen ward, einst ihrem Land den Frieden wieder zu

bringen, nun berufen bin – so Gott will – durch mein Kind ihrem Land auf den Thron und in der Häuslichkeit den Frieden zu bereiten.“[3]

Anlässlich der Verlobung wurde in Baden eine umfassende Amnestie proklamiert, z. B. auch für Vorkommnisse in den Revolutionsjahren. „Der hohe Bräutigam gab durch reiche Werke des Wohltuns seiner Freude würdigen Ausdruck“, schrieb 1906 ein geistlicher Schulmann in seiner Festschrift für die Jugend anläßlich der goldenen Hochzeitsfeier. „Unter anderem wurde ein Kapital von 10 000 Gulden als Grundstock der Luisenstiftung angelegt, aus dessen Zinsen jährlich vier würdige Brautpaare ihre Aussteuer erhalten sollten. Damit beginnt im badischen Lande die fast endlose Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen, die sich in Zukunft an den Namen der fürstlichen Frau knüpfen sollte.“[4]

Hochzeit in Berlin

Als Friedrich kurz zuvor nach denn Tod seines Bruders den Titel eines Großherzogs angenommen hatte, fand am 21. September die Hochzeit im königlichen Schloss in Berlin statt. Brautvater Wilhelm schrieb: „Wie es alle Eltern empfinden, wenn sie die Tochter aus dem Haus geben, so empfinden wir es nun auch! Natürlich ist es die Mutter auch sichtbar am meisten, und bei all ihrer Leidenschaftlichkeit in allen Gefühlssachen namentlich, ist es dann erklärlich, dass bei ihrer Wehmut die Freude überragt! Der schlimme Tag ist natürlich übermorgen! – Bis jetzt ist alles sehr nach Wunsch abgelaufen. Luise sah mit einem Ausdruck völligen acueillemtens bei der Trauung charmant aus und ertrug alle Fatiguen sehr gut.“[5] Und doch: Hochzeiten waren im monarchischen Zeitalter mehr als nur ein familiäres oder bündnispolitisches oder erbschaftsbedingtes Ereignis. Man feierte sich selbst als gottgewollte staatliche Institution, und das Staatsvolk bejahte diese Rituale, Reminiszenzen, die bis in die Berichte unserer heutigen bunten Illustrierten reichen.

Unter den unveröffentlichten Quellen im Generallandesarchiv ist folgendes Programm zu finden, nämlich die „Hofansage“ des Oberhof- und Hausmarschall Graf v. Keller und des Oberzeremonienmeisters Frhr. v. Stillfried an das Diplomatische Corps und alle hoffähigen Damen und Herren.[6]

„7 Uhr abends, Souper, Sonnabend 20. September

Die Offizier-Corps der Garnisonen Berlin, Potsdam, Spandau und Charlottenburg nehmen ihren Aufgang nach dem weißen Saale, von wo aus sie, soweit es der Raum gestattet, in die neue Kapelle eintreten. Die Damen erscheinen im Hofkleide (robe de cour), die Herren in Gala mit Ordensband, die Militärs wie bei großen Hofcouren, die Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler mit Kette derselben und eventuell zugleich mit dem betreffenden Badischen Orden über der Uniform, die Ritter des Roten Adlerordens erster Klasse mit dem Bande desselben über und eventuell zugleich mit dem Bande des betreffenden Badischen Ordens unter der Uniform.“ So genau setzt sich der Ablauf der Zeremonien fort, war doch das Protokoll am preußischen Hof besonders streng, und mancher litt unter dieser Bürde.

Am Sonntagabend war der Kirchgang. Der wirkl. Oberconsitorialrat und Oberhofprediger Dr. Strauß hielt die Ansprache, und nach dem Ringetausch und dem Weg durch die königlichen Schloßflügel wurden drei Mal zwölf Kanonenschüsse abgefeuert. Nach der Trauung fand die Cour im Rittersaal der Neuvermählten mit der langen Reihe von Gratulanten aller hoffähigen Damen und Herren statt. Am Montag das Galadiner, wobei der Oberst Truchseß das Servieren der Suppe, der Oberst Schenk das des Weins leiteten. „Sobald die Suppenschüsseln von der Tafel gehoben sind, bringen S.M. das wohl für die Gesundheit des Hohen Brautpaares aus. Tusch des Gardemusikcorps“. Nach dem Essen fand der altehrwürdige Fackeltanz statt. König und Königin nehmen mit dem Brautpaar unter dem Thronhimmel Platz. Unter der Leitung des Oberst-Hofmarschall mit dem großen Oberst-Marschallstab reihen sich 12 Staatsminister paarweise mit je einer weißen Wachsfackel ein, und zwar nach Alter ihres Patents, so dass die „Jüngsten“ vorangehen. Nach dem feierlichen Umgang im Saale „treten die Minister bis zum Eingang in das Königinnen-Gemach, woselbst die Fackeln von 12 Pagen abgenommen werden.“ Es waren für die Braut, die freilich in höfischer Disziplin

erzogen wurde, anstrengende Tage, denen noch manche andere folgen sollten.

Heimfahrt nach Baden

Am 24. September fuhr das Brautpaar nach Köln, auf allen Bahnhöfen von feierlichen Empfängen begleitet. Dort bestieg man das Dampfboot „Hohenzoller“ und gelangte nach Koblenz. Unter dem Donner der Geschütze fuhr das Boot, von andern festlich geschmückten Dampfern begleitet, den Rhein hinauf. Am 26. September feierlicher Empfang in Mainz. „Auf der Schiffbrücke waren preußische und österreichische Ehrenkompagnien mit Musik und Fahne aufgestellt … 101 Kanonenschüsse [verkünden] die Ankunft der ‚Hohenzoller‘ in Ludwigshafen. Unter Glockengeläute verließ das Fürstenpaar das Schiff, um in offenem Wagen, geführt von Herolden und geleitet durch die bürgerliche Ehrengarde unter dem Jubel einer unermeßlichen Menschenmenge, in das festliche geschmückte Mannheim Einzug zu halten, wobei die Regimenter der Garnison in der breiten Straße bis zum Schloß Spalier bildeten.“ Am 27. September „3 Uhr 40 Minuten verkündete Kanonendonner und Glockengeläute die Einfahrt in den prächtig geschmückten Bahnhof Karlsruhe“.[7] Die Stadt hatte tagelang alles aufgeboten, was möglich war. Unter der Delegation beim Bahnhofsempfang waren nach den Staatsministern, Militärs und Hofchargen erst an sechster Stelle der Oberbürgermeister, an siebter eine Deputation der Stadtverordneten laut Protokoll zu finden. Auch hier sprechen die Chronisten von „unübersehbaren Menschenmengen“, die Luise sehen wollten. Die jugendschöne und liebliche Erscheinung der Großherzogin nahm alle Herzen gefangen, und die überaus freundlichen Worte, mit der sie die Begrüßung erwiderte, zeigten – um mit dem Dichter zu sprechen – „in der schönen Form die schöne Seele“.[8] Huldigungsgedichte fanden sich in den verschiedensten Publikationen, übrigens auch in französischer Sprache.

Im „Karlsruher Tagblatt“ wie in der „Badischen Landeszeitung“ gab es nur Jubelberichte, wenn auch in letzterer der Freiburger Korrespondent feststellte, mit welchem Interesse man hier die Artikel über die Karlsruher Festlichkeiten lese, und man hofft, „dass Eintracht und Vertrauen immer mehr erstarken“ möge. „Möchten sich auch in der Ferne jenen Verirrten“, so fährt er fort, „die, im blinden Wahne auf eine einstige Ernte hoffend, noch gerne den Samen der Zwietracht aussäen, den Beweis liefern, dass ihre Zeit vorüber, ihre Rolle ausgespielt und für die nur Heil in der tief gefühltesten, ernstesten Reue zu finden ist.“[9] Eine letzte Erinnerung an die Revolution vor sieben Jahren und den Strom der Ausgewanderten? Zeitungen und Broschüren verraten nicht, bei wie vielen die Erinnerungen an den „Kartätschenprinzen“ Wilhelm noch wach blieben, dessen Tochter nun die neue Großherzogin war. Man gab wohl der neuen Fürstengeneration eine Chance, weil man selbst Ruhe und Fortschritt erstrebte. Und so feierte man nicht nur König Friedrich Wilhelm IV., der am 1. Oktober Baden besuchte, sondern natürlich auch seinen Bruder Wilhelm, den Prinzen von Preußen.

Rückblicke

Wenn auch jetzt das junge Paar Friedrich und Luise noch nicht jene Identifikation für das zusammenwachsende Großherzogtum darstellen konnte, so gelang dies ihnen doch 50 Jahre später. Was 1906 zu dieser Goldenen Hochzeit publiziert wurde, entsprang meist einem echten Gefühl der Dankbarkeit aus vielerlei Gründen. Trotz mancher innenpolitischen Querelen – man denke an den Kulturkampf, oft mit Hass und Mißgunst verbunden – war man angesichts dieses Fürstenpaars monarchisch gesonnen. Und selbst die permanent wachsende Sozialdemokratie – von Rosa Luxemburg verächtlich als „großherzogliche“ apostrophiert –, begegnete Friedrich und Luise, die Vorbildliches in patriachalischer Art für die soziale Frage in ihrer Zeit geleistet hatte, mit Respekt.

Für ein halbes Jahrhundert hatte das Großherzogtum Glück gehabt, dass die badisch-preußische Ehe zum Wohlstand beigetragen hatte. Erst unter Wilhelm II. ächzte das Fürstenhaus unter der preußischen Dominanz, aber da drohte auch schon der I. Weltkrieg. Mag die achtzigjährige Luise im November 1918 an jene Glanztage gedacht haben, als sie mit Sohn, Tochter und Schwiegertochter durch ein Schlossfenster steigen mußte, um

Karlsruher Tagblatt.

Nr. 266. Samstag den 27. September 1856.

An dem Tage des festlichen Einzugs

Ihrer Königlichen Hoheiten

des

Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise.

Hoch geschmückt in froben Stunden
Prangt die Stadt' im Festesglanz,
Von der treuen Lieb' umwunden
Mit dem schönsten Freudenkranz.

Alles fühlt sich tief durchdrungen,
Und ein lauter Jubel schallt,
Welcher von viel tausend Zungen
Durch die Gassen wiederhallt.

Alles möchte Worte finden
Hoch erhaben, lieblich schön,
Um die Freude zu verkünden,
Um den Festglanz zu erhöh'n.

Und was Alles tief bebebt,
Fühlt voll Rührung auch mein Herz;
Und in hoher Andacht schwebet
Meine Seele himmelwärts.

Himmelwärts will ich mich wenden,
Fest in meines Glaubens Muth,
Hin zu Gott, in dessen Händen
Aller Menschen Schicksal ruht.

Meinem Herzen ist es süße
Fromm zu sprechen ein Gebet,
Das für Friedrich und Luise
Gott um seinen Segen fleht:

Gott voll Liebe, Herr voll Gnade,
Ewig Vater, treu und wahr,
Schütze auf des Lebens Pfade
Dieses edle Fürstenpaar!

Segne reichlich, Herr, Sie Beide
Du mit deiner Allmachtshand!
Segne Sie zu uns'rer Freude
Und zum Glück für's Vaterland!

Laß, Herr, Ihre Lebenssonne
Lange, lange heiter steh'n!
Laß uns stets von Freud' und Wonne
Ihren Thron umleuchtet seh'n!

Was mit wärmstem Herzenstriebe
Wir den Neuvermählten weih'n,
Uns're ewig treue Liebe
Möge hoch Ihr Herz erfreu'n!

Fr. Sonntag.

Programm

über die

von Seiten der Residenzstadt Karlsruhe veranstalteten Festlichkeiten.

Am **Nachmittage des 27. Septembers** werden Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog Friedrich und dessen Durchlauchtigste Gemahlin im Bahnhofe dahier eintreffen.

Der Oberbürgermeister mit einer Abordnung des Gemeinderaths und engeren Ausschusses begrüßen daselbst die Allerhöchsten Vermählten ehrfurchtsvollst im Namen der Bürgerschaft.

Der Einzug Ihrer Königlichen Hoheiten in die festlich geschmückte Residenz findet unter Geschützsalven und dem Geläute aller Glocken durch das Ettlingerthor, welches eine Ehrenpforte bildet, statt.

Eine Ehren-Escorte von berittenen Bürgern geleitet Allerhöchstdieselben durch die Spaliere der mit ihren Insignien aufgestellten Zünfte, welchen sich die übrigen Bürger und staatsbürgerliche Einwohner anschließen, vom Bahnhofe durch die Karl-Friedrichstraße an das Großherzogliche Schloß.

Vor der evangelischen Kirche wird auf einer Tribüne die Schuljugend aufgestellt, welche beim Vorbeifahren der Allerhöchsten Herrschaften unter Musikbegleitung ein Festlied vorträgt.

Unterm Schloßportale begrüßen Ihre Königlichen Hoheiten Jungfrauen der Stadt und bilden Spaliere bis an die Appartements Höchstderselben.

Bei eintretender Dunkelheit allgemeine Festbeleuchtung der Stadt.

Sonntag, den 28. September, Vormittags, feierlicher Dankgottesdienst in den hiesigen Pfarrkirchen. Die Bürger und männlichen staatsbürgerlichen Einwohner versammeln sich um 9 Uhr im großen Rathhaussaale, von wo aus sich dieselben in feierlichem Zuge in die betreffenden Gotteshäuser begeben.

Nachmittags Musik in dem Pavillon auf dem Marktplatze, wo für Unterhaltung des Publikums Sorge getragen ist.

Abends Festoper „Euryanthe" bei festlich beleuchtetem Hause.

Montag, den 29. September, Vormittags 11 Uhr, Aufsteigen eines Luftschiffers in einem großen Ballon. Nachmittags Musik auf dem Marktplatz, wie am Sonntag. Abends Festbälle in der Gesellschaft Eintracht und Bürgerverein.

Dienstag, den 30. September, Abends nach der Festvorstellung im Großherzoglichen Hoftheater, Fackelzug der Bürgerschaft mit den Sänger-Chören hiesiger Stadt an der Spitze, welche am Großherzoglichen Schlosse vor den Allerhöchsten Herrschaften Festlieder vortragen werden.

Mittwoch, den 1. Oktober, Abends, Abbrennen eines großen Kunstfeuerwerks auf dem Schloßplatze.

Donnerstag, den 2. Oktober, Abends, großes Konzert des Cäcilienvereins: „Das Alexanderfest".

Karlsruhe, den 8. September 1856.

Gemeinderath.

Malsch.

Karlsruher Tagblatt, 26. September 1856

vor einer schießfreudigen Gruppe von Revolutionären mit einem Kraftwagen in eine sicheren Bleibe zu fahren? Einschnitte, die nicht nur die breite Masse, auch die damaligen Spitzen betraf, Einschnitte, die alle historischen Rückblicke begleiten.

Anmerkungen

1 Alfred Dove: Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst, Heidelberg 1902, S. 61.
2 Prinz Wilhelm v. Preußen an Charlotte, Briefe 1817–1860, hrsg. K. H. Börner, Berlin 1993, S. 388.
3 Kaiser Wilhelm I. Briefe an Politiker und Staatsmänner, bearbeitet J. Schultze, Berlin–Leipzig 1931, II. Band, S. 49.
4 Großherzog Friedrich, Großherzogin Luise von Baden, Bühl 1906, S. 69.
5 Vgl. Anm. 3, S. 393.
6 GLA, Augusta Koffer, Karton 13.
7 Eltester – Bratke: Ein Rückblick auf die 50jährige Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden. Karlsruhe 1901, S. 18/19.
8 Friedrich v. Weech: Karlsruhe, Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung, Karlsruhe 1904, III. Band, S. 19.
9 Badische Landeszeitung, 26. September 1856.

Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Reinhold-Schneider-Straße 10
76199 Karlsruhe

Franz Hilger

1806 – das Kloster St. Blasien wurde aufgelöst

Vor 200 Jahren war das Schwarzwaldkloster St. Blasien für einige Tage württembergisch. Am 18. Januar 1806 stürmten Soldaten aus dem Württembergischen in das damals recht abgelegene Albtal, es waren 80 Grenadiere und dreißig Mann zu Pferd. Angeführt wurden die Militärs von einem Hauptmann. Die Soldaten öffneten die Klosterpforte, traten in die Räume der Mönche und erklärten dem Abt, dass

Wappen des Klosters St. Blasien

nunmehr das gesamte Anwesen der sanktblasianischen Benediktiner den Württembergern gehöre. Damit diese Übernahme dann auch nach außen dokumentiert war, brachten die Soldaten umgehend das Wappen des württembergischen Königs an der Eingang des Klosters an. Fast zur gleichen Zeit marschierten württembergische Truppen nach Berau und belagerten dort das zu St. Blasien gehörende Frauenkloster. Fürstabt Berthold Rottler, der zu dieser Zeit der Klostergemeinschaft vorstand, protestierte energisch gegen die Vorgehensweise des Militärs, besonders erbost war er, als die württembergischen Belagerer auch noch von ihm die Herausgabe der Klosterkasse forderten. Einige Tage nach dieser Erstürmung kamen dann noch weitere Soldaten in das Schwarzwaldtal, es waren Malteser vom Großpriorat Heitersheim, sie teilten mit, dass sie die neuen Besitzer des Klosters seien. Die Württemberger aber wiesen die Malteser ab und machten ihnen klar, das St. Blasien ihnen gehöre, dabei zeigten sie energisch auf die vor dem Kloster postierte Kanone und sie gaben damit zu verstehen, dass sie auch vor einer kriegerischen Auseinandersetzung nicht zurückschrecken. Die Soldaten aus Württemberg blieben auf ihrem Posten und beharrten darauf, dass St. Blasien nun ein Teil ihres Landes sei. Eine herbeigeeilte Kommission des Markgrafen von Baden konnte anhand von Verträgen den Männern aus dem Württembergischen und den Maltesern klarstellen, dass nach dem Pressburger Frieden der vorderösterreichische Teil des Südschwarzwalds, zu dem das Kloster St. Blasien gehörte, nunmehr Hoheitsgebiet der Badener sei. Die französische Regierung hat noch einen General zum Übergabekommissar für St. Blasien bestimmt. Dieser Mann konnte den württembergischen Besatzern verständlich machen, dass sie zu Unrecht in St. Blasien seien. Daraufhin entfernten die Württemberger die Wappentafel an der Klostertüre und verließen das Albtal. Die Männer aus dem Badischen waren keine Soldaten, es waren zivil gekleidete Vertreter des badischen Markgrafen. Sie teilten dem Abt mit, dass der ganze südliche Teil des Schwarzwaldes jetzt zu Baden gehöre

und somit auch das Kloster ihnen unterstellt sei. Die Abgesandten der badischen Regierung nahmen dann schon bald mit der Klosterleitung Verhandlungen auf wegen der Übergabe, sie erklärten das Kloster für vorläufig aufgehoben und versiegelten die Räume mit den wertvollen Sammlungen, wie das Archiv und die Bibliothek. Abt Rottler bat um ein Gespräch mit dem Landesfürsten Karl Friedrich, als es nicht dazu kam, verfasste er ein Schreiben an ihn, er verwies darin auf das Wirken der Mönche in der Region. Zu dieser Zeit waren vierzig Patres der Gemeinschaft in den zu St. Blasien gehörenden Gemeinden als Seelsorger tätig. Viele verarmte Familien wurden vom Kloster regelmäßig mit Lebensmittel versorgt, dadurch brauchten die Kinder nicht durch Arbeit zum Lebensunterhalt der Familie beitragen und konnten somit zur Schule gehen. Drei Schulen wurden vom Kloster St. Blasien geführt und auch die Lehrer gestellt. Es waren eine Schule in der Bistumsstadt Konstanz, in Sion im schweizerischen Kanton Aargau und im Hause der Mönche in St. Blasien. Der Abt verwies auch darauf, welch umfangreiches Wissen in diesen Schulen vermittelt werde und dass durch diese Schulen auch wieder Lehrer ausgebildet würden.

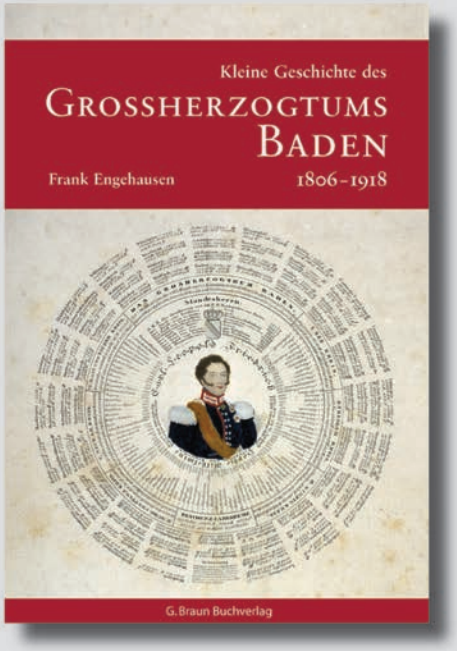
Der Abt wandte sich auch an den österreichischen Kaiser, doch dieser konnte ihm nicht helfen. Die habsburgischen Besitzungen im Südwesten des Reiches wie der Breisgau, die Ortenau, Aargau, Thurgau, Zürichgau und Teile von Oberschwaben, sie gehörten nicht mehr zu Österreich und somit hatte er hier nichts mehr zu sagen. Der Monarch antwortete ihm umgehend. Das Schreiben wurde dem Abt durch den österreichischen Präsidenten Fechtig im sanktblasianischen Frauenkloster Berau übergeben. Noch einmal hat seine kaiserliche Hoheit zum Ausdruck gebracht, dass, wenn es zur Aufhebung des Klosters komme, er sich dafür einsetzen werde, dass die Schwarzwälder Mönchsgemeinschaft in Österreich eine neue Wirkungsstätte und Heimat erhalte.

Im März 1806 konnten Abt Berthold Rottler und der Abt von St. Peter, Ignaz Speckle, am Hofe in Karlsruhe vorsprechen und ihre Anliegen persönlich vortragen. Die Verhandlungen verliefen harmonisch, doch ein befriedigendes Resultat für die Klostervertreter gab es nicht. Es wurde aber zur Bedingung gemacht, dass St. Peter ein Priorat von St. Blasien werde. Mit diesem Vorschlag war der Konvent zu St. Peter nicht einverstanden.

Im Mai 1806 kam aber die Mitteilung, dass der Abt von St. Blasien der Regierung eine Liste über das Vermögen und das Inventar des Klosters erstellen solle, auch wurden die Klosterangehörigen aufgefordert mitzuteilen, was sie beabsichtigen nach der Aufhebung zu tun. Im Oktober 1806 wurde den Klöstern St. Peter und St. Blasien offiziell mitgeteilt, dass ihre Klöster ausgelöst seien und das Vermögen der Gemeinschaft nunmehr dem badischen Staat gehöre. Der ehemalige Kanzler der Malteser, Baron von Ittner, wurde als Staatskommissär beauftragt die Auflösung des Klosters St. Blasien zu leiten. Aus den Aufzeichnungen der Mönche ist zu entnehmen, dass Ittner die Angehörigen der Klostergemeinschaft schikanierte, kleinlich hätte er das Inventar, selbst die persönlichen Dinge der Mönche, aufgezeichnet. Die Benediktiner von St. Blasien waren bereit zusammenzustehen und wollten sich nicht unterkriegen lassen. Sie haben alles getan, ihr Klosterleben so zu gestalten wie bisher. Doch als die Schikane immer mehr und das Wirken der Mönche immer mehr eingeschränkt wurden, entschloss sich der Abt, das Angebot des Kaisers anzunehmen und nach Österreich auszuwandern. Der Historiker Ludwig Schmieder schrieb in seiner Klostergeschichte: „Damit war die ruhmreiche Geschichte der Benediktiner von St. Blasien ein gewaltsames Ende gesetzt“. Die Auswanderung drohte anfänglich zu scheitern, denn nur ein Teil der Mönche wollte die Heimat verlassen. Zwei Patres reisten nach Wien um am kaiserlichen Hof Verhandlungen über die Umsiedlung aufzunehmen. Dem an die badische Regierung gerichtete Gesuch der Auswanderung wurde stattgegeben. Im Jahre 1807 haben vierzig Mönche mit ihren Abt ihre langjährige Wirkungsstätte St. Blasien verlassen. In St. Paul in Kärnten fanden sie eine neue Heimat.

Anschrift des Autors:
Franz Hilger
Krozinger Straße 27
79292 Pfaffenweiler

Das Buch zum Jubiläum: Großherzogtum Baden 1806-1918



Der neu vorliegende Band »Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden« bietet dem Leser eine wissenschaftlich fundierte und dennoch gut lesbare Einführung in die badische Geschichte.

Der Autor zeichnet konzise die Entwicklung Badens von einem zersplitterten Kleinstaat hin zu einem modernen Verfassungsstaat nach und schildert so eine der interessantesten und wichtigsten Epochen der südwestdeutschen Geschichte.

„... ein lohnender Lesestoff..."
Badische Neueste Nachrichten

„... wer sich ernsthaft für die badische Geschichte interessiert, wird für die auf 208 informativen Seiten gebotene Einführung ... dankbar sein."
Der Sonntag

FRANK ENGEHAUSEN
Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918
208 Seiten, gebunden
€ 14,90 / SFr 26,80
ISBN 3-7650-8328-3

Der Autor: Frank Engehausen lehrt am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Politische Geschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert und die Geschichte des Großherzogtums Baden

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG

Timo John

Die Klosterinsel Reichenau

Wiege der abendländischen Kultur

Die Landschaft rund um den Bodensee legt als Kulturlandschaft ein herausragendes Zeugnis von der religiösen und kulturellen Rolle der Klöster in dieser Region Baden-Württembergs ab. Der Bodenseeraum bildete mit der Bischofstadt Konstanz, dem geistigen Zentrum Alamanniens, Jahrhunderte lang eine kulturelle Einheit. Die Entstehung dieser Kulturlandschaft ist eng mit der Geschichte der zahlreichen um den See gelegenen Stifte, Abteien und Klöster verbunden.

Die von den Klöstern seit dem frühen Mittelalter begonnene Kultivierung des Seeufers des „Schwäbischen Meeres“ durch den Wein-, Obst- oder Ackerbau prägt noch heute Vielerorts das Landschaftsbild rund um den See und bis weit in das Hinterland. Die Mönche kultivierten die Landschaft aber auch mit einem geistigen Anspruch. Das geistige wie künstlerische Schaffen der Ordensgemeinschaften prägen den Kulturraum Bodensee ebenso nachhaltig und nahmen Einfluss weit über die Region hinaus.

Die meisten Klöster am See wurden zwischen dem achten und dreizehnten Jahrhundert begründet. Viele der Klosterbauten sind seit dem 16. und 18. Jahrhundert so unverändert geblieben, wie wir sie heute kennen.

Die von Benediktinern seit dem frühen Mittelalter begonnene Kultivierung der Insel

Bodensee und die Insel Reichenau von Westen, 1999 LDA Baden-Württemberg

Ankunft Bischof Pirmins auf die Insel Reichenau im Jahr 924. Münster Reichenau-Mittelzell, Gemälde von 1624.
Theo Keller Reichenau

Reichenau prägt heute ebenso noch in weiten Teilen ihr Landschaftsbild. Im Jahr 2000 wurde die ehemalige Klosterinsel in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen.

Über den Gründungsabt des Kloster Reichenau sind nur wenige biographische Details bekannt. Vermutlich ging Bischof Pirmin aus dem irofränkischen Mönchtum hervor. Wahrscheinlich war er, bevor er nach Alamannien kam, Diözesanbischof in der Stadt Meaux bei Paris. Er wirkte im Auftrag des merowingischen Hausmeiers Karl Martell im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts.

724 gründete er das Benediktinerkloster auf der Insel Reichenau im Bodensee. Bereits 727 verließ er die Insel wohl auf Grund politischer Spannungen wieder. Als Wanderbischof gründete er im Reich zahlreiche weitere Klöster, 740 das Kloster Hornbach in der Pfalz, wo er 753 starb.

Das Kloster Reichenau entwickelte sich fast parallel mit dem Aufstieg der Karolinger zu einer der bedeutendsten Reichsabteien des Karolingerreiches. Einige ihrer Äbte fungierten als Räte und Beamte, Prinzenerzieher, Diplomaten und Gesandtschaftsreisende der karolingischen Kaiser. Die Klosterinsel war religiöses und kulturelles Zentrum Europas. Unter Kaiser Karl dem Großen (768–814) und Ludwig dem Frommen (814–843) erlebte sie ihr „Goldenes Zeitalter“.

Die „Karolingische Renaissance“ knüpft an die frühchristlich-römische Vergangenheit an. Dabei handelte es sich um eine Bildungsreform, die sich das Ziel gesetzt hatte, das Römische Reich zu erneuern und die Gesellschaft von ihren geistigen Grundlagen her neu zu formen. Das Wiederanknüpfen an die römische Reichsidee bildete unter Karl dem Großen das geistesgeschichtliche Fundament des euro-

päischen Mittelalters. Bei der dabei angestrebten Bildungsreform spielten die Klöster im Allgemeinen und das Kloster Reichenau im Besonderen mit seiner Klosterschule, der Bibliothek, dem Skriptorium und der Malschule sowie den dort künstlerisch wie wissenschaftlich tätigen Mönchen eine ganz herausragende Rolle.

Die beiden wohl bedeutendsten Äbte aus der Anfangszeit waren Abt Waldo und Abt Heito. Abt Waldo gilt als Begründer des „Goldenen Zeitalters" der Abtei, der als Abt von 786 bis 806 auf der Klosterinsel wirkte. Karl den Großen berief ihn 791 als Erzieher seines Sohnes Pippin nach Verona. Von dort aus verwaltete er bis 802 die beiden Bistümer Pavia und Basel. Als Vertrauter des Kaisers konnte er auch auf die Reichspolitik Einfluss nehmen. 806 ernannte ihn Kaiser Karl zum Abt des Klosters St. Denis bei Paris, der ranghöchsten Abtei des Karolingerreiches.

Sein Nachfolger Abt Heito stand von 806 bis 823 der Abtei vor, von 802 bis 823 war er gleichzeitig auch Bischof von Basel. Heito war ebenfalls enger Vertrauter Karls des Großen. Im Jahr 811 reiste dieser als Gesandter nach Byzanz, um die Anerkennung Kaiser Karls durch das Oströmische Reich zu erlangen.

Im 10. Jahrhundert brach während der Ottonenzeit die zweite Blüte des Inselklosters an. Eine rege Bautätigkeit setzte auf der Insel ein und die Reichenauer Malerschule erlebte ihren künstlerischen Höhepunkt.

Kaiser Otto der Große (912–973) gewann vor allem die Geistlichen für den Dienst am Reich, indem er ihnen weltliche Aufgaben übertrug und umfangreiche Besitztümer zukommen ließ, so auch dem Kloster Reichenau. Die Geistlichkeit leistete dafür in politischer wie militärischer Hinsicht in erhöhtem Maße das *„servitium regis",* den Dienst am König.

Das Kloster Reichenau, das sich eng an das ottonische Königtum und das Papsttum anlehnte, erhielt von den sächsischen Kaisern dafür zahlreiche Schenkungen und Privilegien. Das Kloster wurde somit zu einer wichtigen Stütze des Herrschafts- und Reichskirchensystems der Ottonen.

Aus der Ottonenzeit können die Äbte Witigowo und Bern als die wohl bedeutendsten hervorgehoben werden. Witigowo war Abt der Reichenau von 985 bis 997 und hatte bedeutenden Einfluss auf die Politik Kaiser Ottos III. Er wurde als die *„rechte Hand Ottos"* bezeichnet. Unter seiner Amtszeit entfaltete das Kloster eine rege Bautätigkeit und ein reiches Kunstschaffen. Für Otto III. ließ er die Kaiserpfalz bauen. Vermutlich entstanden auch während Witigowos Amtszeit die Wandbilder in der Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell.

Abt Bern (geb. 978) war von 1008 bis 1048 der letzte bedeutende Abt des Klosters. Er pflegte engen Kontakt zum ottonisch-salischen Kaiserhaus. Unter ihm erfolgte mit dem Bau des Westquerhauses die grundlegende Neugestaltung des Mittelzeller Münsters. Von Bern sind eine reiche Predigerliteratur, musikalische Kompositionen, musiktheoretische Schriften und Dichtungen überliefert. Vor allem suchte er Anschluss an die monastische Reformbewegungen seiner Zeit. Unter Berns Leitung erlebte das Inselkloster seine letzte große Blüte.

Zentrum der Klosteranlage ist bis heute die ehemalige Abteikirche, das Münster in Reichenau-Mittelzell. An den über Jahrhunderte durchgeführten baulichen Veränderungen, lassen sich deutlich die Spuren der Klostergeschichte ablesen. Die bauliche Entwicklung bzw. Veränderung der Abteikirche betrifft seit der von Abt-Bischof Heito erbauten, 816 der Muttergottes geweihten Basilika hauptsächlich den Westteil der Kirche. Bereits im 9. Jahrhundert gibt es neben der „Marienkirche" eine „zweite Kirche", die im Westen gelegene unter Abt Bern erbaute und 1048 geweihte Markuskirche. Erst im Jahr 1453 wurde im Osten der spätgotischen Chor angefügt. Fürstbischof Jakob Fugger (1604–1626) ließ 1611 auf der Südseite des Münsters ein neues Konventsgebäude errichten. Die Dreiflügelanlage gehört zu den frühesten deutschen Klosteranlagen im Renaissancestil. Das „Alte Kloster" auf der Nordseite wurde abgebrochen, lediglich der Westflügel ist noch in Teilen erhalten.

Außerhalb des Klosterbezirks entwickelte sich im Laufe der Zeit ein kleines Klosterdorf. Um das Kloster vom Dorf abzuschirmen, ließ Abt Friedrich von Wartenberg (1427–1453) die Abtei ummauern. Zentrum der „weltlichen

Münster St. Maria und Markus mit den zwischen 1605 und 1611 an der Südseite errichteten Klosterbauten LDA Baden-Württemberg

Siedlung“ war und ist bis heute der große Dorfanger, die Ergat, mit der Gerichtslinde und dem Ammannhaus aus der Zeit von um 1200, dem späteren Rathaus der bürgerlichen Gemeinde Reichenau.

Ein Benediktinerkloster ist unvorstellbar ohne eine Bibliothek. Die Bibliothek war innerhalb des Inselklosters die wichtigste wissenschaftliche Einrichtung, um 820 belief sich der Buchbestand auf etwa 400 Bände. Die Abtei besaß im 10. und 11. Jahrhundert das wohl größte Skriptorium und die einflussreichste Malschule Europas. In ihrer Hauptblütezeit zwischen etwa 970 und 1010/20 produzierte das Kloster nicht nur für den Eigenbedarf, sondern hauptsächlich für den Export im Auftrag von Reichsbischöfen, Königen, Kaisern und Päpsten eine Reihe meist liturgischer Prachthandschriften.

Zwischen 780 und 840 kam es im Reich zu einer Blüte karolingischer „Buchkultur“. Ein wesentliches Merkmal der „Karolingischen Renaissance“ war die Schaffung einer einheitlichen Schrift, die karolingische Minuskel wurde eingeführt.

Die ottonische Buchmalerei gehört zu den glanzvollsten Perioden abendländischer Malerei und wird durch ein Wiederanknüpfen an die karolingische Kunst und durch die Öffnung nach Byzanz gekennzeichnet. Mit die hervorragendsten Werke der Buchmalerei sind die Prachtwerke der sog. „Liuthargruppe“ des Klosters: Das Evangeliar Otto III. aus dem Aachener Münsterschatz, das Evangeliar Ottos III., die Bamberger Apokalypse und das Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II. – alle drei befinde sich heute in der Bayerischen Staatsbibliothek in München-, gelten als Inbegriff ottonischer Buchkunst, die zusammen mit sechs weiteren Reichenauer Handschriften im Jahr 2003 in die UNESCO Liste „Memory of the World“ aufgenommen.

Zwischen den beiden Benediktinerabteien Reichenau und der 720 gegründeten Abtei St. Gallen fand nicht nur ein reger Gedanken- und Textaustausch statt, auch Wissen und Können wurden gegenseitig vermittelt. Eines der bedeutendsten kulturhistorischen Zeugnisse, das die beiden alamannischen Abteien miteinander verbindet, ist der älteste erhaltene

Bauplan Europas aus dem Mittelalter, der St. Galler Klosterplan, der im Skriptorium des Kloster Reichenau angefertigt wurde. Seine Entstehung liegt zwischen den Jahren 825 und 830. Vermutlich wurde der Plan für den damaligen St. Galler Abt Gotzbert (816–837) angelegt, der nach 830 eine neue Klosterkirche bauen ließ und sich deswegen wohl auch mit weiteren Neubaupläne einer ganzen Klosteranlage beschäftigt haben dürfte. Der Plan einer Musteranlage eines karolingischen Klosters liegt heute in der Stiftsbibliothek in St. Gallen.

Walahfrid Strabo (um 808/9–849) war der große Dichtermönch der Klosterinsel. *„Sein literarisches, vor allem sein poetisches Werk stellt ihn in die erste Reihe der Dichter des europäischen Mittelalters“*. Er verfasste zahlreiche Gelegenheitsgedichte, hymnische Gebete, poesievolle Briefe, Heiligenleben und theologische Schriften. Seine wichtigsten Werke sind die *„Visio Wettini“* und das Gartengedicht *„De cultura hortorum“,* kurz genannt, der *„Hortulus“*.

Einen Eindruck von der Gestaltung eines klösterlichen Gartens im frühen Mittelalter vermittelt Walahfrid mit seinem Gedicht über den *„Hortulus“*. Er beschreibt auf poetische Weise die Anlage und Pflege des Gartens. Das Gartengedicht ist die früheste Garten- und Pflanzenbeschreibung des Mittelalters. In 444 Hexametern werden 23 Heil- und Zierpflanzen in unterschiedlicher Verslänge hinsichtlich ihrer Morphologie, medizinischen Wirkung, Verwendung als Nutzpflanze, Gewürz und Farbstoff einschließlich ihrer Schönheit beschrieben.

Bereits mit 18 Jahren schuf Walahfrid seine bedeutendeste Dichtung, die *„Visio Wettini“,* die die Traumvision des Mönchs und seines Lehrers Wetti in der Nacht vom 2. auf den 3. November 824 wiedergibt. Walahfrid fasste um 825/26 die zuvor von Altabt Heito in Prosaform niedergeschriebene *„Visio“* in 945 Hexameter. Walahfrid wurde so zum Begründer der mittelalterlichen Jenseitsdichtung, sie gilt als wichtiger Vorläufer der *„Divina Commedia“* des Dante Alighieri (1265–1321).

Eine der herausragendsten wissenschaftlich tätigen Mönchspersönlichkeiten des Kloster Reichenau war Hermann der Lahme [Hermanus Contractus] (1013–1054). Obwohl schwer gelähmt, wirkte er als Lehrer, Mathematiker, Musiker und Historiker, schrieb liturgische Gesänge, Gedichte und eine große Chronik der Weltgeschichte von Christi Geburt an. Er verfertigte Uhren und Musikinstrument, erfand eine Notenschrift, vertonte eigene Dichtungen. Zwei der bedeutendsten Kirchenlieder, die bis heute gesungen werden, das *„Salve Regina“* und das *„Alma Redemptoris Mater“* werden ihm zugeschrieben.

Für den wenig ausgeprägten karolingischen Bilderkult scheint der Reliquienkult für das Kloster ein entsprechender „Ersatz“ gewesen zu sein. Im Unterschied zu St. Gallen, hat das Kloster Reichenau keine Gräber ihrer Gründungsheiligen. Dieses Fehlen verehrungswürdiger Gebeine veranlasste das Inselkloster vor allem im 9. und 10. Jahrhundert verstärkt Reliquien aus ganz Europa zusammenzutragen.

Die „Christusreliquie“, die Heiligblut-Reliquie, gelangt zwischen den Jahren 923 bis 925 als Stiftung auf die Reichenau. Die Reliquie selber ist in einem byzantinischen Abtskreuz eingeschlossen. Der „Krug zu Kana“ stellt einen der ältesten Krüge der „Hochzeit zu Kana“ dar, der in Europa verehrt wird. Abt Hatto brachte diesen um 900 mit ins Kloster. Bischof Ratold von Verona brachte 830 die Reliquien des Evangelisten Markus, als Reliquie des hl. Valens getarnt, auf die Insel. Die Echtheit der Gebeine wurde erst fast hundert Jahre später von Bischof Noting von Konstanz (919–934) bestätigt.

Die heute noch in der Münsterschatzkammer vorhandenen Schreine enthalten die Gebeine des hl. Januarius, des hl. Felix, der hl. Regula und des hl. Genesius, der hl. Johannes und Paulus und der hl. Fortunata.

An drei Tagen im Jahr begeht die Insel Reichenau nach Jahrhunderter langer Tradition ihre Inselfeiertage. Am Montag nach Dreifaltigkeitssonntag, also eine Woche nach Pfingstmontag wird das Heilig-Blut-Fest gefeiert, der höchste Inselfeiertag. Am 25. April, dem Markusfest, werden die Gebeine des Evangelisten Markus in einem Schrein über die Insel getragen. Am dritten Feiertag, Mariä Himmelfahrt am 15. August, steht das Patrozinium des Münsters im Mittelpunkt.

Die inmitten von Feldern gelegene Basilika St. Georg in Reichenau-Oberzell bewahrt in

Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell im Spiegel des Gnadensees Alfons Rettich, Konstanz

Blick ins Langhaus von St. Georg mit seinen berühmten ottonischen Wandmalereien Theo Keller Reichenau

ihrem schlichten Äußeren den ursprünglichen Zustand des 10. und 11. Jahrhunderts nahezu unverändert. Die Ausstattung des Kirchenraumes besticht durch die monumentalen Wandmalereien der Wunder Christi.

Gründer der Kirche an der Ostspitze der Insel war Abt Hatto III. (888–913). Als Erzbischof von Mainz (891–913) war er gleichzeitig auch Erzkanzler des Reiches und somit wohl der politisch bedeutsamste Abt, der aus dem Kloster Reichenau hervorging.

Hatto begleitete 895 König Arnulf von Kärnten nach Rom, wo dieser sich 896 vom Papst Formosus (891–896) zum Kaiser krönen ließ. Hatto erhielt währenddessen die Kopfreliquie des hl. Georg vom Papst zum Geschenk. Diese Reliquienschenkung mag Anlass gewesen sein, die Kirche St. Georg zu errichten.

An die dreischiffige romanische Säulenbasilika mit stark überhöhtem Querhaus schließt sich im Osten der quadratische Chor an. Unter der Vierung liegt die Krypta mit der Georgsreliquie. Im Westen fügt sich eine Apsis mit einem Portal im Scheitel aus dem 11. Jahrhundert an. Die Apsis ist mit einem „Jüngsten

St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell LDA Baden-Württemberg

Gericht“ von 1708/9 ausgemalt. Über der Vorhalle befindet sich die Michaelskapelle.

Mit den acht Wandbildern im Langhaus hat sich in der Kirche der größte zusammenhängende Zyklus monumentaler Wandmalerei aus der Zeit um 1000 nördlich der Alpen erhalten. Vermutlich wurde er unter Abt Witigowo (985–997) in Auftrag gegeben. Die Bilder der Wunder Jesu haben ihre inhaltlichen und kompositorischen Vorlagen wahrscheinlich in der Reichenauer Buchmalerei, die sich ihrerseits auf die Buchmalerei Oberitaliens des 5. und 6. Jahrhunderts zurückführen lässt. Die Buch- und Wandmalerei schließen sich im 10. Jahrhundert im Kloster Reichenau zu einer Schule zusammen. So gingen die Oberzeller Wandbilder wohl aus derselben Malschule hervor, die den Codex Egberti um 980 und das Evangeliar Ottos III. um 1000 schufen. Die „Musterblätter“ wurden nur leicht verändert, aber extrem stark vergrößert auf die Kirchenwände aufgemalt.

Sowohl Quellen als auch Funde von Fragmenten auf der Klosterinsel belegen, dass es dort sowohl in Mittelzell als auch in Niederzell bereits seit dem 8. Jahrhundert eine Tradition der monumentalen Wandmalerei gegeben hat. Kirchen, Klosterräume, die Kaiser- wie die Abtspfalz wurden mit Bildthemen aus der Bibel-, Heils- und Kirchengeschichte ausgemalt.

Egino von Verona (um 730 – 27. 2. 802) wurde um 780 erster alamannischer Bischof Veronas unter karolingischer Herrschaft. Politische Widerstände Vorort veranlassten ihn allerdings die Stadt an der Etsch wieder zu verlassen. Egino ging auf die Insel Reichenau ins Exil und errichtete in Niederzell einen der bedeutendsten Bauten der Karolingerzeit, die Peterskirche. Der Kirchenbau, dem sich ein Cella-Komplex anschloss, wurde 799 geweiht. Dort verbrachte Egino seine drei letzten Lebensjahre. Am 27. Februar 802 starb er und wurde im Chor der Stiftskirche St. Peter begraben. Egino gehört zu den charakteristischen Gestalten der frühen „Karolingischen Renaissance“.

Die von Egino gebaute Kirche war ein Saalbau mit eingezogener Apsis. Nördlich schloss sich ein Konventsgebäude an, südlich war ein

Blick in den zukünftigen Didaktikpavillon in Reichenau-Mittelzell © Atelier Schober+Reinhardt, Stuttgart

kleiner Kapellenraum, der als Taufkapelle gedient haben soll, angefügt. Dieser karolingische Kirchenbau war reich mit figürlichen Szenen ausgemalt und lässt vermuten, dass die Monumentalmalerei auf der Reichenau bereits im 9. Jahrhundert eine Blüte erlebte. Die Wandbilder gehen maltechnisch auf die oberitalienische, lombardische Wandmalerei zurück. Skulpturenfragmente mit Flechtbandornament zeugen ebenfalls von einer reichen Ausstattung des Kirchenbaus. 1080 wurde der Gründungsbau abgebrochen, der Reichenauer Abt Ekkehard von Nellenburg (1071–1088) ließ die heutige Kirche St. Peter und Paul auf den alten Fundamenten der Vorgängerkirche errichten. Der Kirchenbau ist eine querhauslose Säulenbasilika mit einem dreiteiligen Chor, dessen Apsiden rechtwinklig ummantelt sind, über denen die Türme stehen. Fertiggestellt wurde die Kirche im Jahr 1134, die beiden Osttürme Ende 15. Jahrhundert. In der Hauptapsis befindet sich ein spätes Zeugnis Reichenauer Monumentalmalerei aus der Zeit zwischen 1104 und 1134. Die Malereien wurden erst 1900 wieder freigelegt. Die heutige Innengestalt des Vorchorjochs, der Decke und der Obergadenfenster stammt aus dem Jahr 1756/57. Der Reichenauer Künstler Dominikus Wurz fertigte die Stukkaturen. Um 1906 erhielt die Rokoko-Ausstattung eine Neufassung, die bis dato freigelassenen Deckenfelder wurden mit Motiven aus der Neresheimer Abteikirche ausgemalt.

Ihre Blütezeit hatte die Abtei Reichenau vom 9. bis 11. Jahrhundert. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts bestand der Konvent nur noch aus zwei Mönchen. Abt Friedrich von Wartenberg (1427–1453) versuchte das Kloster zu reformieren, konnte aber nicht mehr an die ruhmvolle Vergangenheit des Inselklosters anknüpfen. 1540 wurde das Kloster in das Bistum Konstanz inkorporiert, 1757 verließen die letzten Mönche das Eiland. Im Zuge der Säkularisation von 1803/05 wurde die Abtei endgültig aufgelöst. Manchmal lässt sich das Rad der Geschichte wieder zurückdrehen. Seit 2001 leben nach fast zweihundertfünfzig Jahren erstmals wieder Benediktinermönche auf der Insel, die dort ein Cella begründet haben. 2004 wurde die Cella offiziell als abhängiges Haus der Erzabtei Beuron errichtet und somit in die Ordensstruktur der benediktinischen Konföderation eingebunden.

Das 724 gegründete Benediktinerkloster Reichenau war über Jahrhunderte hinweg eines der wichtigsten Zentren von Kunst, Kultur und Wissenschaft in Mitteleuropa. Herausragende Monumente, die Abteikirche von Mittelzell, die Stiftskirche St. Georg in Oberzell mit ihren einzigartigen, weltberühmten Wandmalereien und die Stiftskirche von Niederzell sind sichtbare Zeugen für die universelle Bedeutung des im Zuge der Säkularisation endgültig aufgelösten Klosters. Die klösterliche Zeit hat aber das Bild der Orte und der Landschaft sowie die Wirtschaftsstruktur der Insel nachhaltig und ablesbar geprägt. Aus diesen Gründen wurde die Klosterinsel Reichenau im Bodensee im Jahr 2000 in die Weltkulturerbeliste der UNESCO eingetragen.

Jährlich besuchen nun über eine Million vorwiegend Tagestouristen die Insel. Um hier zukünftig besser über die kulturhistorische Bedeutung der ehemaligen Klosterinsel zu informieren, wird seit 2004 vom Regierungspräsidium Freiburg aus ein Projekt koordiniert, innerhalb dessen auf der Insel drei Didaktikeinheiten in unmittelbarer Nähe der drei Kirchen in Ober-, Mittel und Niederzell mit Hintergrundinformationen zur Geschichte und Baugeschichte der Abtei und der mittelalterlichen Gotteshäuser eingerichtet werden.

Die Landesstiftung Baden-Württemberg fördert dieses Projekt, um die kulturelle und

geistesgeschichtliche Bedeutung der Reichenau neu aufzubereiten und dem Besucher näher zu bringen. Die Fertigstellung der drei Didaktikeinheiten ist für Mitte 2006 vorgesehen.

Durch das seit der Ernennung zur Weltkulturerbestätte gestiegene Besucheraufkommen, haben vor allem die weltberühmten ottonischen Wandbilder aus der Zeit um 1000 in der Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell Schaden genommen. Hier soll zukünftig ein geregelter Zugang zur Kirche mit einer fachmännischen Führung erfolgen.

Durch die separat zugänglichen Dokumentationsräume werden nicht nur wichtige geschichtliche Fakten der abendländischen Kultur vermittelt, sondern die historischen Objekte können entlastet und die empfindlichen Wandmalereien geschützt werden, was langfristig der Denkmalerhaltung dient.

Schwerpunkt der Ausstellungskonzeption ist es, die historische wie kulturhistorische Bedeutung der Abtei Reichenau anschaulich darzustellen. Themen wie die Dichtungen des Mönches und späteren Abtes Walahfrid Strabo, die Gartenkultur, die Marienliedkompositionen oder die Reliquienverehrung auf der Insel, sollen etwas vom „Geist der Reichenau“ vermitteln. Ein Klostermodell, nach dem auf der Reichenau entstandenen St. Gallener Klosterplan sowie ein virtueller Rundgang durch das nie gebaute „karolingische Idealkloster“, ein Holzmodell des Reichenauer Münsters, Nachbauten eines karolingische Astrolabiums oder einer Säulensonnenuhr nach den Konstruktionsanleitungen wie sie der wissenschaftlich tätige Mönch Hermann der Lahme auf der Reichenau in der Zeit um 1000 niedergeschrieben hat, veranschaulichen die unterschiedlichsten Facetten der frühen Klosterkultur in Süddeutschland einmal mehr.

Ein besonderes Anliegen ist auch die Vermittlung der Bedeutung der Reichenauer Handschriften. Die zehn wichtigsten Codices aus der Zeit von um 1000 wurden 2003 in die Liste des Memory of the World der UNESCO aufgenommen. Zahlreiche Faksimiledrucke geben einen anschaulichen Eindruck von den Buchmalereien, ebenso die mittlerweile auf CD-Rom verfügbaren Reichenauer Handschriften, in den denen via Mausklick geblättert werden kann.

Um dem zunehmend internationaler werdenden Publikum auf der Reichenau gerecht zu werden, sind die vom Stuttgarter Atelier Schober & Reinhardt sowie den Architekten Wahl & Wollmann in Buchform gestalteten Text- und Bildtafeln in deutsch und englisch verfasst. Parallel erscheint anhand der Themen der Pavillons in vier Sprachen ein neuer Reichenau Führer, den der Beuroner Kunstverlag herausgibt.

Auch außerhalb der Gemeinde Reichenau stößt das Projekt auf größtes Interesse und erfährt vielfache Unterstützung durch andere Weltkulturerbestätten. Es entstehen enge Kooperationen mit in- und ausländischen Archiven, Bibliotheken und Museen, zahlreiche Vertreter aus Forschung und Lehre stehen mit Rat und Tat zur Verfügung, ebenso unterstützen einige Sponsoren das Vorhaben finanziell.

Anschrift des Autors:
Dr. Timo John
Projektleiter Weltkulturerbe Reichenau
Regierungspräsidium Freiburg
79114 Freiburg i. Br.
Privat: Augustenstraße 122
70197 Stuttgart

Johannes Werner

Der Schwarzwald in Bildern von Felix H. Man

Look here, upon this picture, and on this.
William Shakespeare, Hamlet

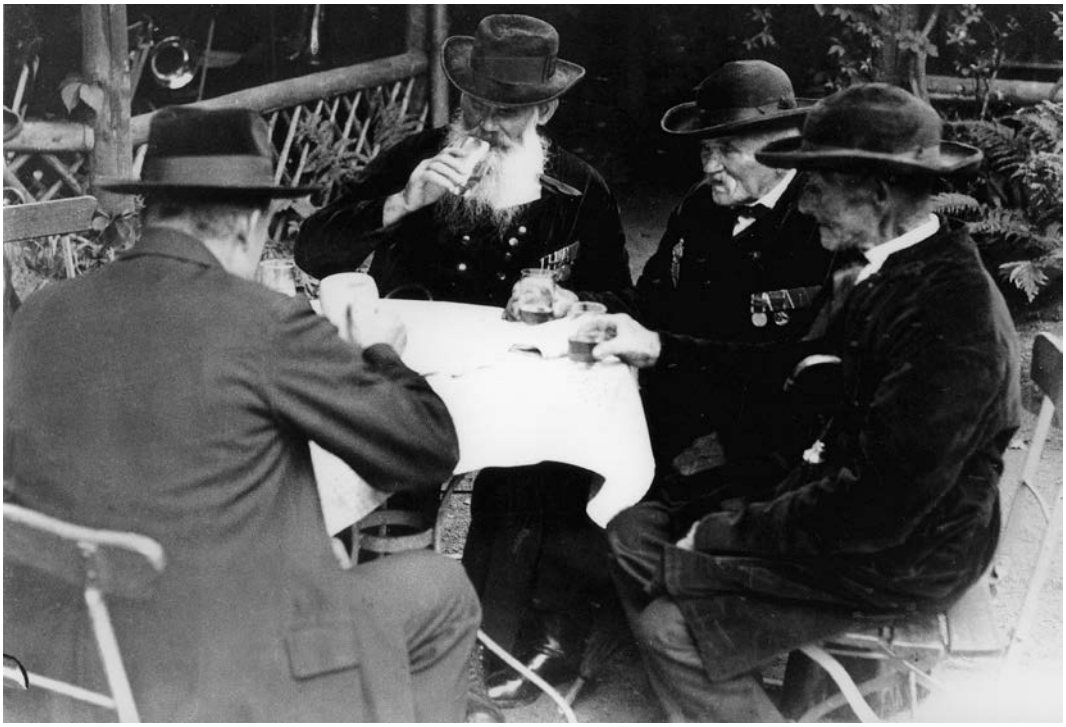
Unter denen, die 1933 oder später ihr deutsches Vaterland verließen, sich vor den neuen Herren in Sicherheit zu bringen suchten, waren auch Photographen, meist jüdische Photographen, deren Namen man schon kannte oder noch kennen lernen sollte. Unter ihnen waren Alfred Eisenstaedt, der in die USA entwich; Gisèle Freund, die nach Paris ging; Andrei Friedmann, der dasselbe tat und sich dann Robert Capa nannte; Helmut Gernsheim, der in London unterkam; Kurt Hübschmann, dem unter dem Namen Hutton dasselbe gelang; Erich Salomon, der sich in Holland verbarg, bis er von den anderen Deutschen aufgespürt und im KZ umgebracht wurde; und Felix H. Man.

Wer er war, wohin er ging …

Felix H. Man war der Mann, der seit 1929 in der „Münchner Illustrierten Presse“ und der „Berliner Illustrirten Zeitung“ rund 150 vielbeachtete Bildberichte veröffentlicht hatte. Sie zeigten, auf je zwei bis fünf Seiten, etwa ein Stahlwerk, ein Schwimmbad, eine Rennbahn, einen Boxring, einen Münchner Bierkeller oder den Berliner Kurfürstendamm bei Nacht – und immer in atmosphärisch dichten Bildern, die, unter großen Schwierigkeiten, immer ohne Blitz gemacht worden waren. Andere Berichte galten berühmten Zeitgenossen wie dem Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, dem Außenminister Aristide Briand, dem Nuntius und späteren Papst Eugenio Pacelli, dem Erfinder Guglielmo Marconi, dem Physiker Max Planck, den Malern Max Liebermann, Max Slevogt und Oskar Kokoschka, den Dichtern Maxim Gorki, Franz Werfel und Gerhart Hauptmann, den Komponisten Alban Berg und Igor Strawinski, oder dem Musiker Pablo Casals bei einem Konzert in Berlin, im Charlottenburger Schloß, bei dem in den Kronleuchtern nur Kerzen brannten … Und ein besonderes Glanzstück war 1931 die Reportage „Ein Tag mit Mussolini“, die den Diktator, sehr zu dessen Missvergnügen, ohne Maske und ohne Pose porträtierte. (Salomon hatte etwas Ähnliches im Sinn, wenn er, allerdings mit versteckter Kamera, die berühmten Zeitgenossen „in unbewachten Augenblicken“ aufnahm.) Auch weite Reisen hatte der Photograph gemacht, zuletzt nach Schweden, Finnland und Nordafrika; jetzt, 1933, ging er erst einmal für acht Monate nach Kanada und in die USA, und 1934 als Emigrant nach England.

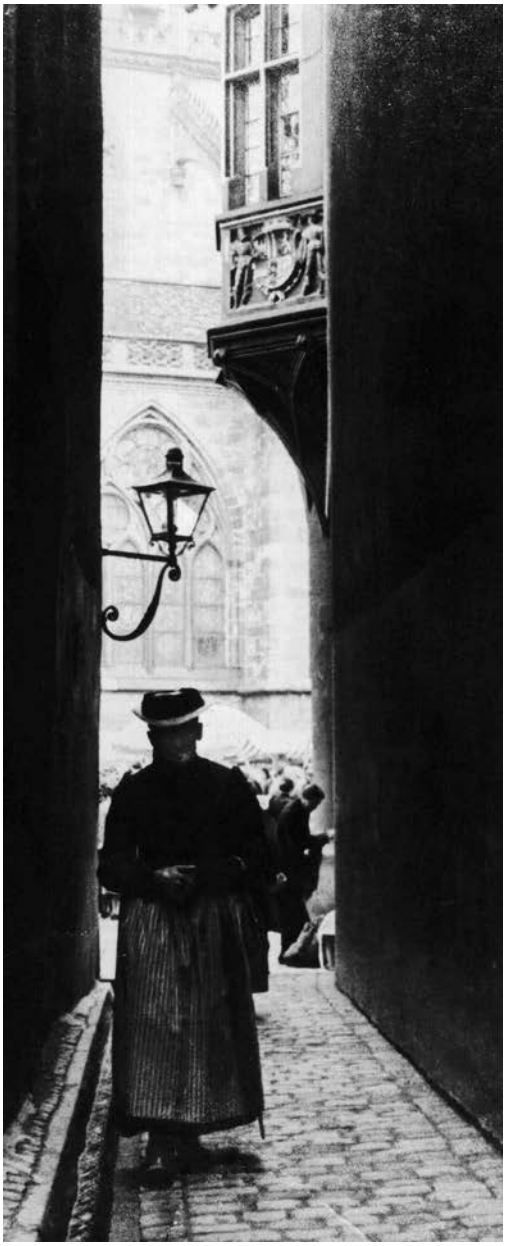
Da ihm sein Ruhm schon vorausgeeilt war, gelang es ihm leicht, Fuß zu fassen. Zufällig traf er auf Stefan Lorant, mit dem er schon bei der „Münchner Illustrierten Presse“ zusammengearbeitet hatte und mit dem er jetzt die „Weekly Illustrated“ gründete. Nach einem halben Jahr (und nach 47 Bildberichten von Felix H. Man) kam es zu Meinungsverschiedenheiten mit dem Verlag und, nach einem Zwischenspiel beim „Daily Mirror“, zur Gründung der „Picture Post“. Ihr war ein unerwarteter, ungeheurer Erfolg beschieden – vor allem dank dem Photographen, der in ihr pro Jahr rund 150 bis 200 Bildberichte veröffentlichte, und dem Redakteur, der sie auf 6 bis 8 Seiten großzügig zur Geltung brachte. Und als dieselbe „Picture Post“ 1948 mit dem Abdruck von Farbbildern begann, war es wieder Felix H. Man, der die Richtung wies.

Es gab in jenen Jahren kaum einen bekannten Politiker, Schriftsteller oder Schauspieler, vor allem aber kaum einen Künstler, dessen Bild dieser Photograph nicht fest-



Die Alten beim Wein (1929)

Feierabend (1929)



Kaufhausgäßle in Freiburg (1930/32)

gehalten hätte – von Braque, Chagall und de Chirico über Giacometti, Heckel, Hepworth und Hockney, Le Corbusier und Léger, Marini, Matisse, Mirò und Moore bis zu Picasso, Sutherland, Zadkine. Aber er hielt auch ganz unbekannte Menschen im Bild fest; Menschen, die er im Londoner East End oder West End, am Strand von Blackpool oder Brighton, in den Kaolingruben von Cornwall oder auf dem Pariser Flohmarkt fand.

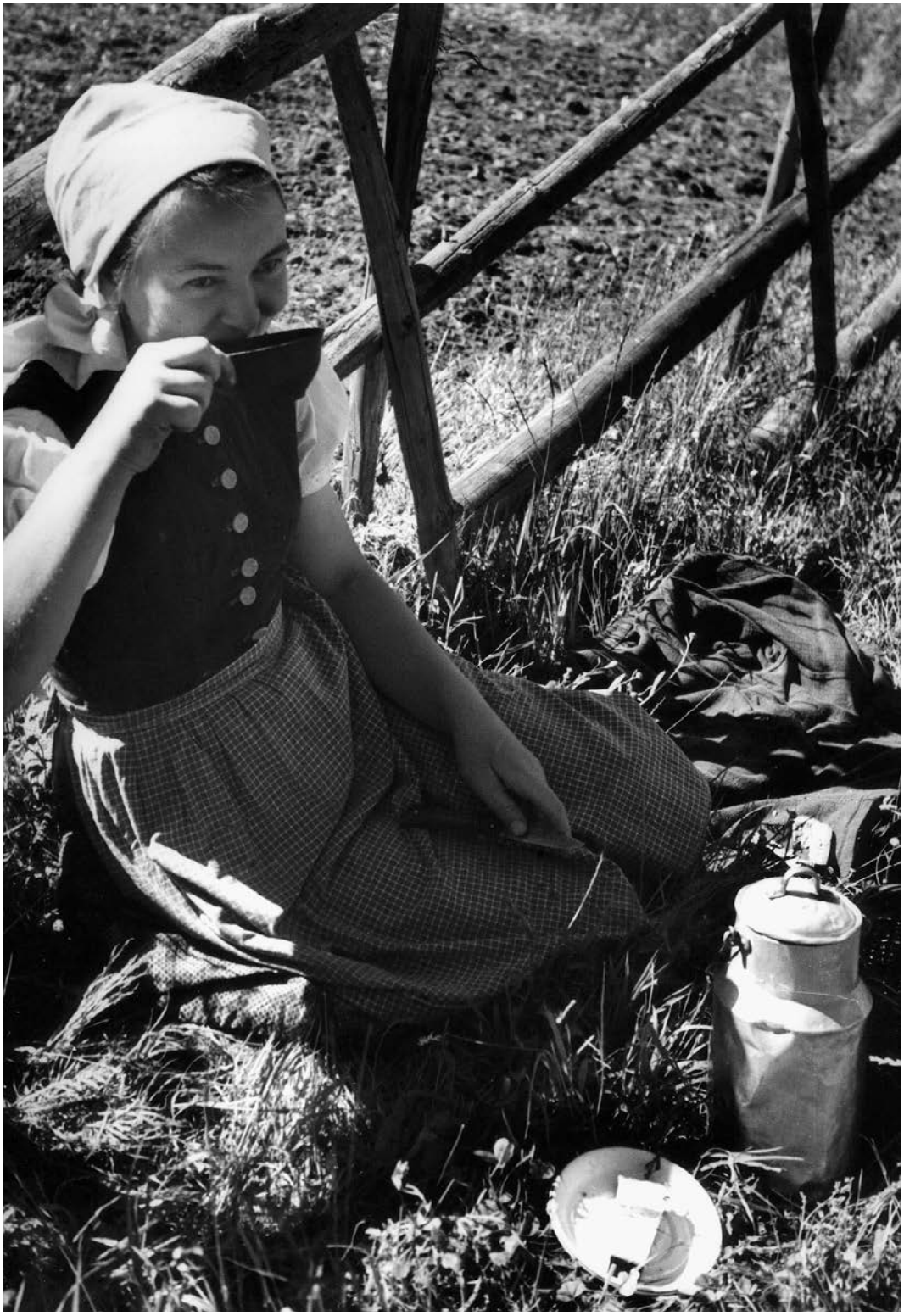
Doch die Kunst ließ ihn nicht los. Noch während er selber, etwa als Reporter der „Sunday Times", die Geschichte der Photographie fortsetzte, versenkte er sich in die der Lithographie, die er in mehreren Büchern beschrieb; als Kenner, aber auch als Sammler machte er sich einen guten Namen. Seine letzten Jahre verbrachte er in der Nähe von Lugano und in Rom. Als er am 30. Januar 1985 in London starb, lag ein langes Leben hinter ihm; und eine Leistung, die in vielen Veröffentlichungen, mit vielen Auszeichnungen und mit einem halben Hundert Ausstellungen, in Europa sowie in Amerika, gewürdigt worden war.[1]

... UND WOHER ER KAM

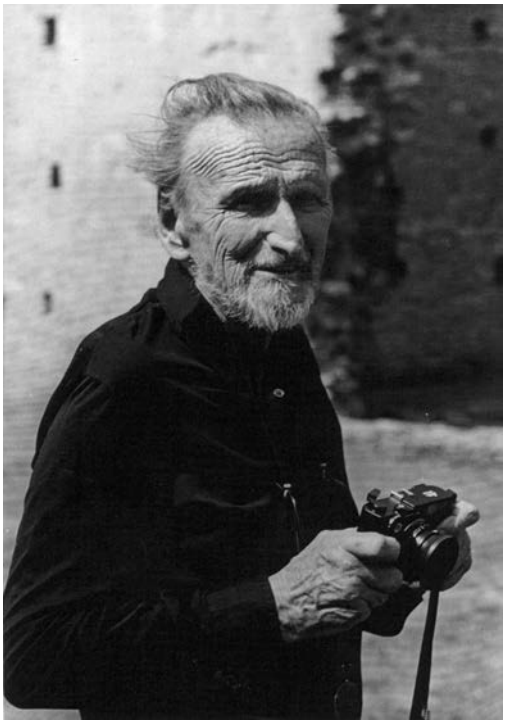
Dieser Felix H. Man war, am 30. November 1893, als Hans Felix Sigismund Baumann – und als russischer Staatsbürger – in Freiburg geboren worden. Sein Elternhaus stand und steht noch immer in der Mozartstraße (Nr. 24; jetzt Nr. 26). Der Vater Sigmund, ein Bankier, war mit der Mutter und den drei älteren Geschwistern 1891 aus Riga, wo die Russen den Deutschen das Leben erschwerten, zugewandert und wurde mit ihnen 1896 „in den bad. Staatsverband eingebürgert"[2].

Damals, um die Jahrhundertwende, war (wie er selber schrieb) das Leben in Freiburg „von Obersten im Ruhestand, pensionierten Universitätsprofessoren, Industriellen und anderen wohlhabenden Leuten geprägt, die sich diesen Ort in der klimatisch begünstigten Weingegend am Fuße des Schwarzwalds als Alterssitz erkoren hatten. Andererseits sorgten zweitausend Universitätsstudenten dafür, dass das geruhsame Leben der Bürger von Freiburg nicht vollends zum Stillstand kam. Mit ihren vielen gotischen und Renaissance-Gebäuden wirkte die Stadt sehr romantisch und pittoresk. Durch fast alle Straßen der Altstadt flossen kleine Bäche, eine Eigentümlichkeit, auf deren Erhaltung die Stadt großen Wert legte."[3]

Und dann geschah etwas, was für den kleinen, gerade sechs- oder siebenjährigen Baumann sehr wichtig wurde: er wurde photo-



Erfrischungspause (1949)



Felix H. Man

graphiert. Der Lehrer hatte den Schülern erzählt, dass ein Photograph, ja sogar ein „Hofphotograph“ käme, um ein Bild von der Klasse zu machen, und dass sie dazu ihre besten Sachen anziehen sollten; was der kleine Baumann, nach einer vor Aufregung halb durchwachten Nacht, auch brav tat. In der Schule dauerte es eine Weile, bis die Schüler ins Klassenzimmer drängen durften, in dem schon die seltsamen Apparate standen und in dem sie nun selber aufgestellt wurden. „Während der langwierigen Vorbereitungen hatte ich den Photographen genau beobachtet und gesehen, wie er mehrmals unter seinem großen schwarzen Tuch hinter seinem riesigen, dreibeinigen Kasten verschwand, während sein Assistent, auf einer Leiter stehend, mit etwas Undefinierbarem am Ende einer langen Messingstange herumhantierte, das wie eine Pfanne aussah und fast die Decke berührte. Dann sah ich, wie er aus einer Flasche ein grauweißes Pulver in die Pfanne schüttete und die Leiter herabstieg. Der Lehrer klatschte in die Hände, um für Ruhe zu sorgen, und der Photograph (…) hielt eine Ansprache. Wir sollten keine Angst haben, sagte er, und wenn plötzlich ein Licht aufflamme, so grell wie ein Blitz, dann sollten wir die Augen nicht zumachen, sondern direkt in die Kamera schauen. Er werde jetzt bis drei zählen, dann würde es blitzen. Regungslos, mit offenen Augen standen wir da, aber nichts geschah – als er bis drei gezählt hatte. Immer wieder zog der Assistent an einer Schnur, die zur Spitze der Messingstange hinaufführte – ich hatte schon bis zwanzig gezählt, als die Sache zunächst einmal abgeblasen wurde. Noch einmal erklomm der Assistent die Leiter und kam nach vielem Hin und Her wieder herunter, noch einmal klatschte der Lehrer in die Hände – wieder wurde die Gruppe aufgebaut wie vorher – alle blickten in die Kamera – eins, zwei, drei – ein gewaltiger Blitz – der ganze Raum war von beißendem Rauch erfüllt, und wir mussten die Fenster aufreißen, um uns von unseren Hustenanfällen zu erholen. Aber das Bild war jetzt in dem Zauberkasten.“[4]

Dass es auch anders ging, erfuhr der junge Baumann, als er etwa elf Jahre alt war und auf Umwegen jemanden kennen lernte, der eine Kodak-Kamera besaß. Eine solche sogenannte „Box“ wünschte er sich auch, und er gab keine Ruhe, bis er sie bekam. „Bis zum Ende der Schulferien hatte ich für nichts anderes mehr Zeit. Ich photographierte alles – Häuser, Bäume, Hunde, Katzen, alle meine Freunde, alles, was stillhalten konnte. Kaum hatte ich alle Geheimnisse meines kleinen Spielzeugkastens gemeistert, da brachte ich auch schon Landschaftsaufnahmen mit Wolkeneffekten zuwege.“[5] Und mit Hilfe des Vaters, der ein begeisterter Chemiker war und als solcher sogar noch promoviert hatte, gelang es, im Keller des Vaterhauses eine kleine Dunkelkammer einzurichten und mit den nötigsten Dingen auszustatten. „Hier erlebte ich zum erstenmal das Wunder, wie unter meinen Händen auf der kremfarbenen Oberfläche des Films ein Bild erschien.“[6]

Aber nach drei Jahren schienen die Möglichkeiten des neuen Mediums erschöpft; der junge Baumann begann zu malen, zu zeichnen und zu radieren und legte die Kamera weg. Dann griff er noch einmal nach ihr, als es, wohl im Mai 1912, hieß, dass das Luftschiff des Grafen Zeppelin auf seiner ersten

Die Siegelauer Dorfmusik (1949?)

Heimweg (1949?)

langen Fahrt das Rheintal herunterkäme; aber leider kam es nicht, und als es ein paar Tage später dann doch über Freiburg kreiste, war die Kamera gerade nicht zur Hand.

In der Schule, dem Realgymnasium, gab es freilich Schwierigkeiten. Der Junge, der ohnehin Maler werden wollte, schlich lieber in die Universität, wo er vieles hören konnte, was er interessanter fand. So kam es, dass er erst einmal durchs Abitur fiel, es aber in einem zweiten Anlauf doch noch bestand; übrigens dank der Fürsprache seines Mathematiklehrers, des späteren Reichskanzlers Joseph Wirth. Nun, 1912, konnte er sich endlich dem Studium der Malerei und der Kunstgeschichte widmen, erst in München und dann in Berlin.

Aber noch einmal kam er nach Freiburg und auf die Photographie zurück: nämlich als man ihn im Ersten Weltkrieg in die elsässischen Schützengräben schickte und er dort mit einer Westentaschen-Kodak (die Box war verlorengegangen) 1915 seine erste Reportage machte. Sie hieß „Ruhe an der Westfront", und was sie zeigte, war ungestellt, ungeschönt, so wie es in Wirklichkeit war. Dann ging er wieder nach München, um seine Studien fortzusetzen, und 1926 wieder nach Berlin, wo er als Zeichner für die renommierte „BZ am Mittag" arbeitete, aber immer häufiger als Photograph, als welcher er in wenigen Jahren bekannt, ja berühmt wurde – und als welcher er 1933 sein Heimatland verließ.

Der Schwarzwald im Lichtbild

Mit dem scharfen Auge dessen, der schon vieles gesehen hatte, schaute sich Baumann alias Man auch in der eigenen, engeren Heimat um; und er hielt das, was er sah, auch im Bild fest. Zweimal, erst um 1930 und dann um 1950, machte er eine Reihe von Aufnahmen, die freilich nicht sehr bekannt geworden sind; zu Unrecht, denn sie zeigen ihn auf der Höhe seiner Kunst.

Nun war er zwar einer der ersten Photographen, die in jenen Jahren den Schwarzwald entdeckten, aber nicht der einzige.[7] Wie man hierzulande lebte, wie man wohnte, arbeitete und feierte, wie man aß und trank und, vor allem, wie man sich kleidete – eben jenes „Volksleben im Schwarzwald" stellte Hans Retzlaff[8] in 141 Photographien dar; während sich Erna Lendvai-Dircksen[9], wie gewöhnlich, auf suggestive Porträts beschränkte. Beide Photographen trugen dann diese und andere Bilder zu einem großen gesamtdeutschen Bildband bei, den Hans Ludwig Oeser[10] herausgab. Zu später Stunde trat Alwin Tölle[11] noch mit 116 Photographien aus dem „Bauernleben im Schwarzwald" hervor, die ebenfalls etwas im Bild festhielten, was in Wirklichkeit schon unterging, nein: schon untergegangen war. Die Photographen (die sich nur zu gern einer bestimmten Ideologie, der von Blut und Boden, andienten[12]) haben das, was gewesen war, oft nur nachgestellt und nachgespielt; haben es rekonstruiert, inszeniert und arrangiert.

Ganz anders Felix H. Man.[13] Er hätte – anders auch als jener Freiburger Photograph – von sich sagen können, was Alfred Eisenstaedt, der Zunft- und Zeitgenosse, von sich sagte: „Ich arbeite noch immer am liebsten mit natürlichem Licht und bemühe mich, die Leute nicht durch die Gegend zu schubsen."[14] Und was zeigte er auf seinen Bildern, was zeigen sie?

Ein Bauernmädchen, das mit einer schwungvollen, ja fast tänzerischen Bewegung mit dem Rechen die Ähren zusammenrafft; dunkel hebt es sich von dem Kornfeld ab, über das der Blick in die Ferne, bis zu den Türmen von St. Peter geht; darüber ein hoher Himmel mit einer einzigen, weißen Wolke.

Ein Bauernmädchen, das sich, in einer Arbeitspause, sitzend an einen Weidezaun lehnt und lächelnd aus einer Tasse etwas trinkt, was es sich wohl aus der zerbeulten Blechkanne, die vor ihm auf dem Boden steht, eingeschenkt hat.

Eine Bäuerin, die, die Kuh und den hochbeladenen Wagen hinter sich herziehend, freudig heimwärts eilt; es wird Abend, die Sonne steht schon tief.

Einen Bauern, der am Abend vor dem Haus, dessen verschindelte Vorderwand man sieht, die Sense dengelt.

Einen Bauern, der, seine Pfeife rauchend, auf der Ofenbank liegt, während die Frau an einer seiner Hosen näht; man sieht die Fäden, die von ihr herunterhängen, und die Nägel, mit denen die Schuhsohlen des Mannes beschlagen sind.

Dengeln der Sense am Abend (1949)

Mädchen mit Rechen (um 1950)

Die Alten, die, im stolzen Schmuck ihrer Orden von 1870/71, am Sonntag beim Wein und beim Bier sitzen.[15]

Die Dorfmusik von Siegelau, die zum Tanz aufspielt. Und noch viel mehr.[16]

Auf einem seiner frühen Bilder hat Felix H. Man seine Heimatstadt gewissermaßen auf den Punkt gebracht. Man sieht, vom Kaufhausgäßle her und durch es hin, das Münster und den Markt mit seinen Ständen; das Kaufhaus selber, d. h. einen seiner Erker; das die Gasse entlanglaufende „Bächle“ und ihr Kieselpflaster; und, nur als Silhouette, eine Schwarzwälder Bäuerin mit Bollenhut und sonstiger Tracht.

Wie gesagt: Felix H. Man hielt das, was er sah, im Bild fest. Aber er hielt das, was er sah, erst dann fest, wenn es auch ein Bild war; wenn

sich die Teile für die Dauer eines Augenblicks zu einem Ganzen fanden und fügten, das sogleich wieder zerfiel, zerfloß. (Wobei dieses Ganze für ein noch größeres Ganzes einstand, es, wie ebenfalls gesagt, gewissermaßen auf den Punkt brachte – nämlich das bäuerliche Leben im Schwarzwald, so, wie es wirklich war.) Dann erst konnte er „zum Augenblicke sagen: | Verweile doch! du bist so schön!“[17] Und siehe, es geschah.[18]

Anmerkungen

1 Gisèle Freund, Photographie und Gesellschaft. München 1976, S. 131–133; Felix H. Man, Photographien aus 70 Jahren. München 1983; Felix H. Man, MAN with the Camera. London 1983; Felix H. Man, Bildjournalist der ersten Stunde (= Ausstellungskatalog). Berlin 1983; Felix H. Man, 70 Jahre Photographie (= Ausstellungskatalog). Freiburg 1985; Felix H. Man, Ein Pionier des modernen Bildjournalismus aus Freiburg i. Br. (= Ausstellungskatalog). Freiburg 1995; Johannes Werner, Felix H. Man – der Mann mit der Kamera. Wie alles in Freiburg anfing. In: Freiburger Almanach 57 (2006), S. 143–150.
2 Meldekarte im Stadtarchiv Freiburg.
3 Felix H. Man, Photographien aus 70 Jahren S. 9.
4 Ebd.
5 Ebd. S. 10.
6 Ebd.
7 Schon Kurt Hielscher widmete ihm in seinem monumentalen Werk zwei Bilder, die ein Bauernhaus bzw. eine Bauernfamilie beim Mittagsmahl zeigen (Deutschland. Baukunst und Landschaft. Berlin 1924, S. 126, 127).
8 Hans Retzlaff, Volksleben im Schwarzwald. Berlin/Leipzig o. J. [1935]; weitere einschlägige Veröffentlichungen in: Hermann Eris Busse, Lichtbildner Hans Retzlaff. In: Mein Heimatland 7,8/1934, S. 228 [mit Photographien S. 229–300]; ders., Alemannische Volksfastnacht. In: Mein Heimatland 1,2/1935, S. 1–60. – Vgl. Claudia Gabriele Philipp, Deutsche Volkstrachten. Kunst- und Kulturgeschichte. Der Fotograf Hans Retzlaff 1902–1965. Marburg 1987; Ulrich Hägele/Gudrun M. König (Hrsg.), Völkische Posen, volkskundliche Dokumente. Hans Retzlaffs Fotografien 1930–1945. Marburg 1999; dazu dann Walter Dehnert, Vom Wandel des Schwarzwaldbildes. Auf den Spuren von Hans Retzlaff (Fernsehfilm SWR, 12. 6. 1999).
9 Erna Lendvai-Dircksen, Das Deutsche Volksgesicht. Berlin o. J. [1932], S. 168–173; dies., Ein deutsches Menschenbild. Antlitz des Volkes. Frankfurt a. M. 1961, S. 83–92. – Vgl. Claudia Gabriele Philipp, Erna Lendvai-Dircksen (1883–1962). Verschiedene Möglichkeiten, eine Fotografin zu rezipieren. In: Fotogeschichte 7/1983, S. 39–56.
10 Hans Ludwig Oeser, Deutsches Land und deutsches Volk. Ein Bilderwerk. Berlin 1933.
11 Alwin Tölle/Hermann Schwarzweber, Bauernleben im Schwarzwald. Straßburg 1942.
12 Vgl. z. B. Lothar Domröse (Hrsg.), Leitbilder für Volk und Welt. Nationalsozialismus und Photographie. Berlin 1995.
13 Auch Paul Wolff und Alfred Tritschler brachten, in jenen Jahren, von einem Ausflug in den Schwarzwald ein paar gute, ungekünstelte Aufnahmen mit; vgl. Martin Ruch/Thomas Sommer, Ortenau-Bilder aus dem „Dr. Paul Wolff und Alfred Tritschler Presse-Bildarchiv“ in Offenburg. In: Die Ortenau 82 (2002), S. 613–624. – An letzter Stelle in dieser durchaus lückenhaften Reihe wäre Klaus Knaup zu nennen, der die Landschaft, die vom Menschen geformte Landschaft, aber kaum je die Menschen selber photographiert hat (Auf dem Wald. Fotografien aus dem südlichen Schwarzwald. Freiburg/Basel/Wien 1982).
14 [Alfred] Eisenstaedt, Über Eisenstaedt. Photographien 1913–1980. München 1985, S. 116.
15 Dieses Bild stammt, wie das vorige, aus der Serie von ca. 1930, die anderen von ca. 1950.
16 Auch Martin Heidegger, der Philosoph, hat sich von dem Photographen mehrfach ablichten lassen – in und bei seiner Todtnauberger Hütte, als Schwarzwälder Bauer mit Zipfelmütze usw.; aber Elfriede Heidegger, die Ehefrau des Philosophen, verhinderte die Veröffentlichung dieser Bilder.
17 Johann Wolfgang Goethe, Faust. Eine Tragödie. In: J. W. G., Werke 3 (= Dramatische Dichtungen 1). 15. Aufl. München 1993, S. 7–364; hier S. 57.
18 Der Verf. dankt, einmal mehr, dem Stadtarchiv Freiburg, für manche Hilfe; sowie Herrn Dr. Albrecht Götz von Olenhusen, Freiburg, der sich um das Werk von Felix H. Man viele Verdienste erworben hat, und vor allem Herrn Dipl.-Ing. Hans A. O. Baumann, Freiburg, dem Neffen des Photographen, der die Bilder bewahrt und die Erlaubnis zu ihrem Abdruck gab.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Christian Heuer

„Man wird durch und durch ein andrer Mensch“

Erlebnis und Erinnerung
Briefe des Freiburger Studenten Erich Schönberg (Flandern 1914/15)

I.

Mit Beginn der 90er Jahre und der „konzeptionellen Wende“ von der Sozial- zur Mentalitätsgeschichte bzw. der im Erwachen begriffenen neuen Kulturgeschichte, kann heute rückblickend von einem „Paradigmenwechsel“ in der Erforschung des Ersten Weltkriegs gesprochen werden.[1] In dieser Wendezeit rückte auch seit Mitte der 80er Jahre das individuelle „Kriegserlebnis“ des einfachen Soldaten in den Mittelpunkt einer am Kriegsalltag orientierten „Geschichte von unten“[2], deren Vertreter sich mit ihrem alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Ansatz als Reaktion auf die traditionelle historiographische Forschung unter politikgeschichtlichen Gesichtspunkten verstanden. Den massenhaft zwischen Front und Heimat kursierenden Kriegsbriefen der Soldaten[3], der so genannten „Feldpost“, kam unter diesem Paradigmenwechsel als „unentdeckte historische Quellengattung“[4] eine besondere Rolle zu. Von der Bearbeitung dieser popularen Quellen versprach man sich die „identifikatorische Rekonstruktion des Krieges“[5], um somit den Prozess der Sinnstiftung, infolge dessen sich aus den unbearbeiteten „Kriegserlebnissen“ jene in den Briefen artikulierten „Kriegserfahrungen“ generieren[6], transparent zu machen. Somit stellen die Feldpostbriefe eine Quellengattung dar, die es ermöglicht die gesellschaftlichen Sinnstiftungen und Deutungsmuster aufzudecken und damit das „Ensemble der Weisen und Inhalte des Denkens und Empfindens, das für ein bestimmtes Kollektiv in einer bestimmten Zeit prägend ist“[7] zu untersuchen, um das Überdauern oder den Zusammenbruch von eben diesen Mentalitäten festzustellen.

Die Briefe des Freiburger Studenten Erich Schönbergs, die hier in Auszügen vorgestellt werden, lenken dabei den Blick auf die individuellen Bewältigungsstrategien, den Kriegsalltag und die Kriegserlebnisse des einzelnen Soldaten und zeigen darüber hinaus die Gefahren und die Brüchigkeit des „Zivilisationsfirnis“ angesichts bewaffneter Konflikte: „Man wird durch und durch ein andrer Mensch.“ schrieb der Freiburger Student bereits am 14. Dezember 1914 an seine Mutter in Elberfeld. „Ein ganz neues Leben fängt man im Kriege an.“

II.

„Ist es doch der Kampf für die gute Sache …“

Nachdem der deutsche Kaiser am Nachmittag des 31. Juli 1914 den Kriegszustand verkündet hatte, bildete sich wie bereits in den Tagen zuvor in der Freiburger Innenstadt eine „Kopf an Kopf gedrängte Schar“[12] nervöser und gespannter Menschen. Als der Freiburger Sozialdemokrat Wilhelm Engler an diesem Abend von Basel nach Freiburg zurückkam, nahm er die nervösen Menschen auf den Straßen der Stadt als einen „Ameisenhaufen“ wahr[13]. Wie bereits in den Tagen zuvor bildeten dabei auch an diesem Abend korporierte und nicht korporierte Freiburger Studenten mit ihren im „Nachtwinde blähenden schwarz-weiß-roten Fahnen“[14] die Spitze der Menschenmasse, die sich kurz nach

Bekanntgabe der Mobilmachung durch die Hauptgeschäftsstraße zum Siegesdenkmal vorschob. Dieses Denkmal, das zur Erinnerung an den Sieg im Krieg von 1870/71 errichtet worden war, war bereits in der Vergangenheit mehrfach Versammlungsort für patriotische Veranstaltungen gewesen. Besonders die Studenten verliehen dabei ihrer „Kampfbereitschaft“ durch das Anstimmen vaterländischer Lieder nachhaltig Ausdruck. Die Kriegsbegeisterung eines großen Teiles der Freiburger Studentenschaft speiste sich – neben Motiven der Abenteuerlust, überhöhten Männlichkeitsvorstellungen und Fluchtphantasien – aus einer im akademischen Milieu tief verwurzelten Einstellung, wonach es gerade angesichts der nationalen Bedrohung die Pflicht eines jeden Studenten sei, die bereits in Friedenszeiten propagierten „Ideen von 1914“ zu verteidigen[15]. So wie die Universitäten in Friedenszeiten einerseits dazu aufgefordert wurden, der Nation als Erzieherin zu dienen, andererseits aber auch das Selbstverständnis des akademischen Milieus auf dieser Stilisierung beruhte, so stellte der Kriegsausbruch den Prüfstein eben dieser Erziehung, des „Leben[s] allgemeiner geistiger Wehrpflicht“[16], dar. Die akademische Jugend sollte dabei „durchdrungen von ihrer großen Aufgabe, beseelt von tiefer Vaterlandsliebe, durchglüht vom Feuer der Jugend, mit den Offizieren das Rückgrat des Heeres sein“[17]. Diese Stilisierung des Krieges zur nationalen Bewährungsprobe des akademischen Standes verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Journalist Franz Servaes, der im Auftrag der Vossischen Zeitung ein Jahr nach Kriegsbeginn eine Rundreise durch die deutsche Universitätslandschaft unternahm, schilderte das Gespräch mit einem Freiburger Historiker, der „mit Ergriffenheit von den Tagen des Kriegsausbruchs“ zu ihm sprach: „Der Geist, der damals über diese Stadt kam und zumal die Jugend ergriff, war ein gewaltiger“[18].

Auch der aus Elberfeld stammende Student Erich Schönberg war von dieser Stimmung tief ergriffen. Aufgewühlt durch die „elementare Wucht der letzten weihevolle[n] Tage“ schrieb er noch in der Mobilmachungsnacht an seine Mutter[19]:

Freiburg i. Br., den 1. August 1914. (in der Mobilmachungsnacht um 3 Uhr).

Liebe Mutter!

Die Würfel sind gefallen. Das Vaterland ruft, und ich folge diesem Rufe auf der Stelle. Es waren erhabene, weihevolle Tage, im Banne jubelnder Begeisterung und banger Erwartung zugleich. Was wir da gefühlt und empfunden, vermögen Worte nicht zu beschreiben.

Wie gerne hätte ich Dich vorher noch einmal gesehen! Doch es wird uns nicht mehr vergönnt. Das hat auch wieder sein Gutes, indem es uns den schweren Abschiedsschmerz erleichtern hilft. Vertraue darum auf Gott und wisse, daß ja doch nicht jede Kugel trifft. Wohl tut es weh, so von seinen Liebsten zu scheiden, in aller Ungewißheit.

Dennoch aber werde ich mit jauchzender Freude dem Feuer entgegengehen! Ist es doch der Kampf für die gute Sache, um unser Liebstes, unser Vaterland, also auch um Dein Wohl. Und die gute Sache wird Gott nicht verlassen!

Mit welcher Begeisterung hat auch das ganze Volk dieser Entscheidung entgegengesehen! Unter jubelnden Kriegs- und Vaterlandsliedern ging ein endloser Zug von Menschen zum Siegesdenkmal. Da hat's mich nimmer gehalten. Da hat's mich hinaufgetrieben auf den Sockel, um einer atemlos lauschenden Menge den Ruf hinauszuschmettern:

Es [handschriftlich berichtigt: 's] durchweht ein gewaltiges Brausen
Germaniens heiligen Hain,
Von den Alpen zum wogenden Meere,
Von der Memel zum rauschenden Rhein!
Bis in die [handschriftlich gestrichen] entlegensten Täler,
Zu den ragendsten Höhen hinauf
Schallt schmetternd der Ruf der Fanfaren:
„Jungdeutschland! Wach auf! Wache auf!!“

Die Helden von Jena und Leipzig,
Von Weißenburg, Spichern und Wörth,
Sie haben's stolzschlagenden Herzens
In der Tiefe des Grabes gehört!
Laut mahnend nun tönt ihre Stimme:
Jung Deutschland! Wach auf! Wache auf!!

Hebe trotzig zum Streite gerüstet
Die Hand an den Degenknauf!!!
Wer möchte noch schlafen und träumen
Und tändeln in sorgloser Ruh',
Da von allen vier Winden schon schleichen
Die fährlichsten wetter hinzu!?
O, achte das Grollen der Donner,
Der Wolken schwarzdrohenden Hauf'
Zu gering nicht im Wahn […] deines Ruhmes!
Jung Deutschland! Wach auf! Wache auf!!

Heraus mit dem Schwert aus der Scheide!!
Laß es klirren bei Tag und bei Nacht,
Und leuchten im Glanz der Gestirne,
Das Zeichen germanischer Macht!!
Nur so wirst im heißesten Feuer, Den Geist deiner Ahnen vorauf,
Mit Gottvater dein Feld zu behaupten!
Jung Deutschland! Wach auf! Wache auf!!

Daß ich damit in aller Herzen traf, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Welcher echte Deutsche dächte wohl anders!?

So ist es nun ein seltsames Gemisch von Freude und Weh, das uns heute bewegt. Doch die Freude soll und muß [im Original gesperrt] überwiegen in dem Gedanken: Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

In dem Sinne, liebe Mutter, lebe wohl und Gott befohlen! Auf Wiedersehen hier oder droben.

Mit 1000 Grüßen Dein Erich.

III.

In den ersten Wochen nach der Mobilmachung 1914 hatten sich von den 2237 immatrikulierten Studenten Freiburgs, 1526 zum Kriegsdienst gemeldet[20]. 556 von ihnen kehrten nicht in die Hörsäle zurück. Bereits in der ersten Ausgabe der „Akademischen Mitteilungen" nach Kriegsbeginn begann die Aufzählung der „Gefallenen für das Vaterland", unter denen sich im Sommersemester 1917 auch der Name des Studenten Erich Schönberg aus Elberfeld befand. Desjenigen, der seiner Mutter noch in der Mobilmachungsnacht in seiner „lauten und jubelnden Begeisterung" mit dem Deutschlandlied auf den Lippen und Körners „Opfertod als dem einzigen Glück" im Herzen ein „Wiedersehen hier oder droben" gewünscht hatte. Einer von 556 Toten der Universität Freiburg. Einer von Vielen.

In den als Abschriften überlieferten Feldpostbriefen schildert Erich seiner Mutter das „Kriegserlebnis" seines ersten Kriegsjahres an der Westfront in Flandern[21]. Neben der umfangreichen Schilderung des eintönigen „Kriegsalltags" lassen sich innerhalb der scheinbaren Banalität des Alltäglichen immer wieder Spuren von der schonungslosen Realität des Sterbens an der Westfront des ersten industrialisierten Krieges entdecken. So schrieb der Kriegsfreiwillige im April 1915:

Stadenreek, den 11. April 1915

Liebe Mutter!

Rasch will ich die Gelegenheit benutzen, Dir heute Nacht noch einmal einen langen lieben Brief zu schreiben. Wer weiß obesnicht [sic!] schon der letzte ist?

Meine beiden Karten aus Roulers mit den Ansichten der zerstörten Passchendaeler Kirche hast Du wohl erhalten. Ich war dort 2 x, am 3. u. am 6. beim Zahnarzt, u. soll am 20. noch einmal hin, wenn. –.

Dort in Roulers empfinde ich immer wieder mit doppeltem Stolz die Gnade, ein Deutscher sein zu dürfen! Mit welcher Ehrerbietung die Bürger dem deutschen Militär jetzt allenthalben begegnen, das sich so allgewaltig frei u. selbstbewußt in den feindl. Straßen bewegt! Und wie es einen erst erhebt, wenn man mittags der (tägl.) Marschmusik unsrer Infant. zuhört, u. plötzlich zieht unter klingendem Spiel u. brausendem Gesang wieder ein neues Regiment zur Front hindurch, vorbei an den staunenden, kopfschüttelnden u. innerlich knirschenden Belgiern – was einen in solchen Augenblicken bewegt, das könnt Ihr daheim nicht im entferntesten nachempfinden.

Und dann im Städtchen ein so ruhiger, geordneter, scheinbar durch nichts gestörter Verkehr; u. die Soldaten u. Offiziere so friedlich u. heiter, untereinander u. mit den Bürgern so lustig u. vertraut, daß man die Kunde vom Krieges fast für ein Märchen halten möchte. Schier unbegreiflich aber dünkt es mich erst, wenn ich dieses Bild vergleiche mit dem, das Roulers, gerade dieses Roulers vor einem halben Jahr noch bot!

Noch habe ich Dir die Einnahme Roulers nicht geschildert. Bisher habe ich in meinen Briefen nicht daran gedacht, da wir selbst nicht daran beteiligt waren. Heute will ich Dir aber auch davon erzählen, da es Dich sicher interessieren wird. Und ich bin heute wie selten dazu in Stimmung. In meinem ersten Feldbriefe erzählte ich Dir wie wir am 19. Okt., noch untätig, von der Landstraße hinter Iseghem der Beschießung Roulers zuschauten. Dieser Sturm war Aufgabe der 51. Division.

Nun stelle Dir Roulers vor als ein Städtchen von rund 25 000 – andre behaupten 50 000 Einwohnern. Die Straßen eng gebaut nach dem Muster des alten Island oder Colk in Elberfeld, also herzlich eng. Und dieses Städtchen proppenvoll mit englischen Banditen.

Zunächst lautete der Befehl: Artillerie nicht schießen. Infanterie nimmt im Sturm! Wie aber wurden sie empfangen! In allen Straßen etwa alle 100 m ein undurchlässiger Drahtverhau oder eine Reihe übereinandergeworfener Fuhrwerke. Und aus jedem Fenster, aus jeder Dachluke ein Höllenfeuer. Sogar die Ziegel abgedeckt zur Vermehrung der Schießscharten! Danach drangen die Unsern – wie wir, hinter Kriegsfreiwilligen – trotz der furchtbarsten Verluste unter Wegräumung aller Hindernisse bis zum Marktplatz, dem Mittelpunkt des Städtchens, vor. Dann war Schluß! Sie mußten zurück. Wieder ganz heraus.

Nun erst hagelten die Schrapnells der 51. Res. Art. über den Ort, um ihn in mehrstündiger Beschießung sturmreif zu machen. Am Abend war Roulers nach abermaligen Sturm in deutschen Händen. Aber einen erschrecklichen Prozentsatz der Verwundeten vom ersten Sturm fanden unsre Kameraden als unsagbar verstümmelte Leichen wieder. So schilderns die 51 er, die es mitgemacht.

Und wenn man heute durch Roulers wandert, möchte mans kaum noch glauben! Nur die zerschossenen u. ausgebrannten Häuser reden noch ein stummes Zeugnis jener Schreckensstunden.

In unsrer jetzigen Stellung hat's bis heute nichts Neues gegeben. Aber große, herrliche Tage stehen uns bald bevor. Vielleicht in wenigen Tagen werden neue Siegesglocken von unsrer Front dem deutschen Vater-

lande frohe Botschaft künden! Vielleicht haben wir schon manchen Sturm hinter uns, wenn Du diesen Brief erhältst. Doch kann sichs auch noch um etwas verschieben. Wir wissens nicht u. dürfens nicht wissen. Gib daher diesen Brief nicht weiter, ehe Du sichre Auskunft durch die Zeitung u. mich hast. Seit einigen Tagen schweben wir wieder in einer brennenden Hoffnung u. Erwartung, wie in den Tagen vor der Mobilmachung.

Und ich selbst trage mich seit gestern in einer grausam kampflustigen, u. doch trotz aller Härte so weichen Stimmung. Gestern Nacht hatte ich wieder die Geisterwache. Da zogen in aller Deutlichkeit all die Schrecken von Kaiberg (21. Oktober) mit seinen Leichen u. Strömen von Blut in meiner Erinnerung an mir vorüber. Fast glaubte ich auch das Wimmern u. Stöhnen der sterbenden Kameraden von dort wieder zu hören. Und unwiederstehlich habe ich ein paar Minuten dazu geweint. Ob mehr vor Wut oder Mitleid, weiß ich nicht zu sagen.

Und danach habe ich an mich selbst gedacht:

Ich habe den Tod gesehen;
Ihm eisern ins Auge geblickt!
Er suchte mich zittern zu machen,
Und ich hab'ans Herz ihn gedrückt:

Komm her nur, Du grimmer Geselle!
Ich fordre Dein furchtbar Geleit,
Die Feinde, die falschen, zu, zu fällen,
In wütigem, blutigen Streit! –

„Und wärst Du mir selber erkoren?" –
Preß', Bruder, mich fest an die Brust,
Mein Herzblut, mein treues, zu trinken!
Ich sterbe voll jauchzender Lust!

Denn ich höre die Siegesglocken
Schon läuten von Land zu Land,
Und die Freiheit, sie winkt ja so golden
Dem geheiligten Vaterland!
Und ich weiß, auch aus meinem Blute
Ein sichres Heil ihm ersteht
Durch den Segen des Herrn, der so herrlich,
Die Heldengräber umweht!
(Überschrieben: Letztes Glück)

Noch nie wie in dieser Stunde habe ich den Tod so nahe vor Augen gefühlt. Und doch fand ich mich noch nie so glücklich! Gilt es doch den Tod. Den Tod, der dem deutschen Vaterlande erst recht das Leben bringt! Und wir werden mit ihm wieder aufleben nach Gottes Gnade.

Diese vereinzelt auftretenden, unverarbeiteten – die „Schrecken" liegen zum Zeitpunkt des Briefes mehr als ein halbes Jahr zurück – „Kriegserlebnisse" stellen Abweichungen vom konventionalisierten Sprachgebrauch seiner Briefe dar. Sie übersteigen gleichwohl die tradierten Kriegsbilder und -vorstellungen und fordern von ihm gleichzeitig die Einordnung in die vorhandenen Deutungsmuster, um die Kommunikationsstruktur mit seiner Mutter nicht abreißen zu lassen. So wird das traumatische Erlebnis vom Tod seiner Kameraden durch die nachfolgende „poetische" Bearbeitung zum Opfertod für das Vaterland stilisiert und unter dem Diskurs Vaterland als Deutungsmuster zusammengefasst. Dies ermöglicht ihm durch die Maske des Dichters eine „Wahrheit" zu erkennen und auszudrücken, die ihm als normal Sterblichen verborgen blieb[22]: „Und wärst Du mir selber erkoren? / Preß Bruder, mich fest an die Brust, / Mein Herzblut, mein teures, zu trinken! / Ich sterbe voll jauchzender Lust!"

Die Erlebnisse und deren Verarbeitung durch den Briefeschreiber ermöglichen dabei den Blick auf seine mentalen Dispositionen und erlauben es, seine subjektiven Sinnstiftungen und Bewältigungsstrategien angesichts der „biographischen Krise"[23] zu rekonstruieren: das Schweigen gegenüber seiner Mutter, als sich der blumenbeschmückte Held zum lehmüberzogenen, vom „Trommelfeuer" verrückt gewordenen Menschenleib in Feldgrau wandelte; der Untergang eines am Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 orientierten Kriegsbildes, angesichts der Realität des „modernen", technisierten Krieges; das verzweifelte Festhalten an Gott und Vaterland, als es für ihn offensichtlich wurde, dass aus einem „fröhlich[en] Schützengefecht auf blumigen, blutbetauten Wiesen"[24] ein Massensterben in einer aus unzähligen Trichtern, Sappen, zerfetzten Toten, verkohlten Baumstümpfen und pulverisierten Trümmern bestehenden, unwirklichen Kriegslandschaft geworden war. Gerade die konventionalisierten Sprach- und tradierten Deutungsmuster übernahmen dabei eine wichtige identitätsstiftende Funktion. Mit ihrem bereitgestellten Sinnpotential ermöglichten sie für den Einzelnen die Einordnung der traumatisch erlebten Ereignisse in den gesellschaftlichen Erfahrungshorizont[25]. Mit ihrer Hilfe wurde das „Unfassbare" – Gewalt, Tod, Zerstörung – zur gelingenden Erfahrung. In seinem „Weihnachtsbriefe" schreibt er nach dem Ende der verlustreichen ersten Ypern-Schlacht:

Sonntag, d. 13. 12. 14.

Liebe Mutter!

Dieser Brief wird recht lang und wohl kaum in 1 Tage fertig werden. Einmal soll es ja Dein Weihnachts-Festbrief werden, u. dann gibt es auch sowieso viel zu erzählen.

Vor allen Dingen wünsche ich Dir von Herzen ein reich gesegnetes Fest. Es wird wohl sehr stille um Dich sein. Aber nicht einsam u. nicht traurig. Bereite Dir nur ein kleines schmuckes Bäumchen. Und wenn Du dann den traulichen Glanz der heiligen Kerzen schaust, so bete ein fröhl. Dankgebet zum Herrn, daß er bisher unsre Heere so herrlich geführt, u. sei glücklich, daß es Deinen Söhnen auch vergönnt ist, mit ihren schwachen Kräften ein Weniges an dem großen Werke mit zu helfen.

Indessen singen auch wir unterm deutschen Lichterbaum das liebe Lied von der heilig. Nacht u. denken unsrer Lieben daheim, in dankbarer Freude, daß Euren Augen die Schrecknisse des Krieges erspart blieben. Und unser Gebet gilt Euch, Kaiser u. Vaterland. Unsre Sehnsucht aber malt uns den schönsten aller Tage, jenen Tag, an dem wir sieggekrönt Euch wieder in die Arme schließen.

Nun zu dem tagebuchart. Bericht:

Mein Weg nach Roulers nach dem letzten Briefe wurde überflüssig. Fort mußte ich aber trotzdem: Zurück nach Moorslede zum Petroleumkauf. Von Haus zu Haus, vom Keller bis zum Boden. Doch nichts zu finden. Also doch zum Proviantamt. Als ich da wieder heraus komme, steigt mir ein verlockender Duft in die Nase. Er kam aus dem Nebenhaus. Ich hinein. Drinnen 25er Jäger. Ohne meinen Gruß abzuwarten: „Da Kamerade wat Jutes, dat kennst du nit!“

Halloh! es waren Reibekuchen! Wer hätte da nicht zugegriffen! Gegessen u. frischen Kaffee getrunken!

Dann gings mit den Bergischen Jungens, die Ruhetag hatten, eine halbe Stunde weiter. An freier Landstraße eine kleine Kneipe. Darin die einzige Civilperson weit u. breit: Ein Kölnisch Mädel u. Cölnisch Bier! Hei! Das schmeckte! Dann in der Dunkelheit auf eine Goulaschkanone gehockt u. zurück zur Batterie.

Am andern Tage einer Konservenbüchse von innen den Boden durchsiebt u. abends Kartoffeln gerieben u. auch Reibekuchen gebacken, am Samstag.

Dann kam St. Nikolaus, der letzte Tag in Passchendaele.

Den ganzen lieben langen Sonntag geschäftiges Packen. Alle Stunde einige Schreckschüsse dazwischen.

Obwohl wir Pferde sonst knapp hatten, – 5 wegen Krankheit erschossen, 3 weitere auch schon halb lahm – wurden noch einige belgische Fuhrwerke vollgepackt mit Baumaterial, Öfen, Werkzeugen u. a. m.

Am späten Abend endlich, in tiefer Dunkelheit, holten die Protzen die Geschütze. Einer war so unvorsichtig, im letzten Augenblick noch ein Streichholz anzuzünden. Sofort ein furchtbarer Infanteriehagel u. drei wohlgezielte Granaten. Doch nur eine Helmspitze wurde zerschlagen, u. fort gings ins gesicherte Nachtquartier.

Gute Nacht, Passchendaele.
Lebe wohl, Du traute Stätte;
Passchendaele, gute Nacht.
Ruhe sanft im Schirm des Höchsten –
Und der Engel treuer Wacht.

Hast so manche harte Stunde
Sichres Obdach mir gewährt.
Allzeit bleibst Du unvergeßlich
Meinem Herzen lieb u. wert.

Warst Du grausam auch zertreten
Von des Schicksals schwerem Schlag –
Sieh, die nahe Morgenröte
Bringt dir bald den jungen Tag.
Wüteten die rauhen Horden
Über dich in wilder Wut –
Sieh' schon glüht die Rachefackel
Aus der Opfer warmem Blut!

Aus den Leiden bittren Fluten
Steigen bessre Zeiten auf.
Schöner wirst du auferstehen
Aus der Trümmer wüstem Hauf'.

Und das Götterhaus, das heil'ge,
Frech zerstört von frev'ler Hand,
Segnend wird es wieder schauen
Über ein gesegnet' Land.
Neue Glocken werden klingen,
Werden dröhnen dumpf u. schwer,
Glück u. Heil Dir neu zu künden,
Rache dem verruchten Heer!

Und die Toten, deren Gräber
Ruchlos kecker Mut zerwühlt,
Nimmer wolll'n sie Ruhe finden,
Bis das Strafgericht erfüllt!
Harre deines Herren Gnade,
Bis der Friede wieder lacht. –
Gottes Mühlen mahlen sicher –
Passchendaele, gute Nacht!

Montag, den 14. 12.

Ein großes einsames Gehöft. Montag, den 7. Dez. 4 Uhr nachts. Der altbekannte Ruf: „Fahrer in den Stall!“ Vereinzeltes Gähnen, Knurren u. Brummen. Gespenstiges Lichterhuschen. Rascheln u. Wiehern der Gäule. Dann wieder tiefe Ruhe, abgesehen von fernem Kanonendonner.

Wir haben ja noch 2 Stunden Zeit. Dann solls fortgehen. Stellungswechsel.

Das Wetter ist uns äußerst günstig. Tief verhängter Himmel, strömender Regen. Menschlich zwar wenig angenehm. Aber für ziehende Artillerie der sicherste Schutz.

½7 Uhr. In großer Bauernküche beim geisterhaften Schein eines winzigen Ölfunzelchens geschäftiges Treiben. Fast Wallensteins Lager. Kaffeetrinken im Stehen. Kein Brot.

Draußen scharrende Pferdehufe. Klirrende Ketten. Leises Befehlen u. Schimpfen. Vereinzelte Flüche: „In dem Sauwetter, verdammte Engländer!“

„Marsch!“

Noch halbe Nacht. Gleich beim ersten Eck fährt ein Karren seitwärts in den Dreck. Sechs Pferde ziehn ihn nicht mehr los.

Also Vorspann nehmen u. alle Mann an die Räder. Bis über die Kniee in den Schlamm. Mir ziehts die langen Reitstiefel aus samt dem einen Strumpf. Und bautz! Die bloßen Füße hoch in der Luft, versinkt mein Hinterteil ebenfalls im Pfuhl.

Solche Idille [sic!] gab's diesen u. kommenden Tage haufenweise. Sogar unser Oberleutenant mußte einmal daran glauben.

Bald konnten wir wirklich singen:

Durchnäßt sind alle Kleider,
Der Dreck spritzt bis zum Ohr!

Nein, viel höher noch. Einem Goliath zu Pferde selbst gings über die Helmspitze hinaus!

In fast 8 stündigem Marsch erreichten wir das kaum 25 km ferne Ziel. Und es ist eine Wonne, so in Feindesland immer u. immer wieder nur deutsche Gesichter zu sehen, überall deutsche Wappen u. deutsche Flaggen.

Doch wenn man hinwiederum all die Zerstörung sieht, u. das viele krepierte, hungernd u. frierend umherirrende Vieh, wenn man den traurigen Leuten begegnet, denen man so grausam gezwungen nicht nur das Heim, sondern auch die Heimat genommen, so kommt einem doch unwillkürlich oft eine Träne.

Über Ostnieukerke u. Staden ging der weg nach Stadenkerke ins neue Quartier.

Acht Tage Ruhe. Doch was heißt hier Ruhe? Warum Ruhe? Weil wir unsre Geschütze sonst nicht auffahren können. 20 Pferde ziehen sie nicht durch den Dreck. Morgen sollen wir buddeln. Pionierarbeit.

Dienstag früh um 6 geht's los, beladen mit Spaten, Äxten, Pickeln u. s. w.

Aber o weh! mir ist so maßlos schlecht. Weiß nicht wovon. Schwindel u. Brechreiz! Alles dreht sich. Ich kann nichts essen. Ich weiß nicht woher. Doch ich sage nichts. Ich will mich zwingen. Wenn ich nur einen Cognak hätte, dann gings wohl besser.

Endlich treffen wir ein Infanteriequartier. Ich bitte den Feldwebel um einen Schluck Cognak. Er hat keinen, aber Rum. Er reicht mir einen großen Becher voll, u. ich begehe eine große Dummheit. Schon beim ersten Schluck wird mir wohler. Der Feldwebel sagt: „Trink nur aus, es macht Dir gut."

Und ich denke nicht daran, daß man schon so lange nichts mehr gewöhnt u. daß ich vollkommen nüchtern. Ich habe nur den einen Gedanken: „jetzt wird mir besser" u. trinke, Schluck für Schluck den ganzen Rum aus! –

Von der nächsten Stunde erinnere ich mich nur noch der ersten 10 Minuten. Die Kameraden arbeiten ohne mich.

Erst am Abend erwache ich in einem dumpfen Stall, halb bedämmert noch auf feuchtem Mist u. weiß nicht, wie ich da hinein[ge]kommen. Doch neben mir ein paar schwatzende Kameraden, scheinbar vor dem Einschlafen. Also gebe auch ich mich beruhigt wieder dem Schlummer hin.

Am Mittwoch morgen ein Mordsanschnauzer vom Oberleutenant. Doch später gehe ich von selbst noch einmal zu ihm hin, ehe ich vor ein Strafgericht gestellt werden kann, um mich noch einmal für mein Mißgeschick zu entschuldigen. Und ich habe Glück. Eine kleine Strafe hat er mir aber anscheinend doch noch angehängt. Doch davon nachher.

Gebuddelt haben wir noch bis zum Freitag. Meist bis zu den Waden, oft bis über die Kniee im Schlamm u. Wasser, u. fast stets im strömenden Regen. Da haben die wasserdichtesten Reitstiefel auch keinen Wert mehr.

Felder entwässern, feste fahrbare Wege durch den Schlamm bahnen, Brücken bauen, das waren unsre Arbeiten. Hundert u. mehr schwere Bäume fällen hieß es da u. halbverbrannte Häuser Stein auf Stein abtragen, um Baumaterial zu schaffen.

Und abends durchnäßt bis auf die Haut, in nassen Kleidern u. nassen Stiefeln, ohne wärmendes Feuer – von Montag bis Samstag wurden wir nimmer trocken – so mußten wir in Ermangelung trockenen Strohes auf dem feuchten Mist in dem schon genannten Stalle schlafen. Doch wir schliefen wie die Götter in den feinsten Betten.

Da habe ich eines Abends zum erstenmal im Felde eine kurze Sehnsucht nach Hause gehabt: „Wieder mal bei Muttern am Tisch sitzen u. dann in die eigenen Federn kriegen [sic!] können." Doch ich hatte nicht recht Zeit, den Satz auszudenken, da schlief ich schon.

Ein solcher Tag in Civil u. die meisten wären totkrank. Hier jedoch denkt niemand daran. Man hat eine unsagbare fröhliche Ausdauer,

daß wir in den schwersten Tagen
niemals über Lasten klagen.

Man weiß fast gar nicht, woher man's nimmt. Man wird durch u. durch ein andrer Mensch. Ein ganz neues Leben fängt man im Kriege an.

Das eine Große, das uns alle bindet, das gibt den Willen, schafft die Kraft. Das wirkt auch solche Wunder an der Gesundheit.

Aber dies ist meine untrügliche Beobachtung, daß die am stärksten u. zuversichtlichsten ausharren, die sich halten allein in der Hoffnung auf den Allmächtigen u. Allgerechten.

Ja, wenn man so die Kameraden in der Front betrachtet, besonders die armen Infanteristen, da fühlt man's wieder mit berechtigtem Stolze: Deutschland hat noch viele ganze Männer!

Wie manches Mal hat man in Betrachtung deutschen Lebens u. Strebens gefürchtet, wir seien schon auf der Höhe, von der es wieder bergab geht. Aber nein!

Nur ausgeruht hat sich der deutsche Aar u. neue Kräfte weise aufgespeichert. Nun aber hat er seine gewaltigen Fittiche wieder entfaltet, um sich mit mächtigem Rauschen auf einen herrlicheren Gipfel hinaufzuschwingen, um auch von dort nach neuer wohlverdienter Ruhe höher u. höher zu steigen! Denn die Kraft Gottes steckt in ihm, festgewurzelt in dem tiefen Glauben eines starken Volkes!! Und diese Kraft führt in keinen Abgrund!

Dienstag, d. 15. 12.

Freitag abend ½6 war dieses schwere Werk vollbracht. Doch während uns diesen letzten Tag das Wetter ein wenig freundlicher schien, mußte es zum Heimweg um so schlimmer aus vollen Eimern gießen. Und dabei zurück durch solchen Dreck. Und bei stockkohlrabenschwarzerfinsterer [sic!] Nacht. Und so ging's dann die 10 km von der künftigen Feuerstellung ins Quartier zurück. Und dieser Nachtmarsch hat uns mehr geschlaucht als all der schwere Dienst.

In langer Reihe Gänsemarsch, einer dicht auf den andern gepreßt, um Weg u. Kameraden nicht zu verlieren. Obwohl eine Schnecke beinahe rascher läuft, schrien die Hintersten fortgesetzt: „Langsamer!" So gings Schritt für Schritt, tief hinein, hoch heraus. Wenn der Führer ein Vollbad nahm, so wußten jedesmal die Nachfolgenden: hier ist ein Loch oder Graben. Ganz mechanisch folgten wir nur noch einander.

Endlich, endlich auf halbem Wege bekamen wir gute Straße, d. h. festes Pflaster, darüber uns nur 10–15 cm tiefe, leidlich dünne Wassersuppe noch lieblich um die Füße gurgelte.

Von da haben wir aber ausgeholt – für normale Umstände noch leidlich langsam – doch für unsre müden Füße ein wahnsinniger Galopp, ein nur noch instinktmäßiges Eilen, wie beim müden Gaul, der den Stall wittert.

Als wir glücklich nach 9 Uhr landeten, glaubten wir nur so aufs Stroh sinken zu müssen. Doch Berge von Post erwarteten unser, Grüße aus der Heimat, sogar die ersten Weihnachtspakete. Und alle Müdigkeit war verflogen! Für mich lagen 4 reizende Weihnachtspaketchen von Tante H … [unleserlich] bereit, u. Tante L. kündigte den Abgang des ihrigen an. Da haben wir noch geschaut u. gelesen, gelacht u. geschertzt [sic!], geteilt u. gegessen u. getrunken u. saßen wie Brüder zu Hause, lustig u. guter Dinge bis noch lange nach Mitternacht.

Der Dienstag war nun wirklich ein echter, wohlverdienter Ruhetag. Geschlafen haben wir bis in die Puppen. Dann erst wurden am Feuer die Kleider u. Leiber getrocknet. Und am Abend saßen wir wieder gemütlich recht lange zusammen. Da haben wir gesungen von Tod u. Sieg, von Lieb u. Treu, Ernstes u. Heiteres; dann geplaudert, erzählt, alte Erinnerungen ausgetauscht, bis einer ganz, ganz leise anstimmte: „Aus der Jugendzeit." Und wir alle sangens mit, kaum hörbar, jeder dabei seinem eigenen Sinnen u. Sehnen nachhängend. Und es folgten ebenso spontan, ebenso leise, wehmütig, sehnsüchtig: „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Nun leb denn wohl, du kleine Gasse" u. „Im schönsten Wiesengrunde"! Dann wurde es still, totenstill. Ein jeder sann u. träumte vor sich hin. Kein Wort mehr, bis die Kerze verlosch. Wie lange weiß ich nicht mehr.

Am Sonntag war unser erster Feldgottesdienst in Staden. Da saßen u. standen wir im Chor der nur leicht beschädigten kathol. Kirche. Vor uns die leeren Verwundetenlager an Stelle der Bänke. Eine Wonne war es, einmal wieder den dankbar jubelnden Tönen der Orgel lauschen zu dürfen. Und dann sprach der Pfarrer. Jes. 40 war das Evangel. des Sonntags. Jes. 60 lag der Predigt zugrunde.

Und als er vom aufgehende Lichte sprach, da brach auch draußen die Sonne durch die schwarzen Wolken u. tauchte die Kirche u. die ernsten Krieger darin in ihren wunderbaren Glanz, wie ein Zeichen guter Vorbedeutung.

Und mit dem Segen, mit dem uns der Pfarrer entließ:

„Es sollen wohl Berge weichen u. Hügel hinfallen, meine Gnade
aber soll nicht von Dir weichen, mein deutsches Volk, harre traulich aus!"
mit diesem Segen überlasse ich Dich nun dem Schatze des Weihnachtsengels.

Also sei herzlichst gegrüßt von
Deinem Erich.

Die überlieferten Abschriften der Feldpostbriefe Schönbergs enden mit einem letzten Brief vom 26. Juni 1915. Bereits hier äußert er seine „Kriegsmüdigkeit", obwohl er immer noch tief „beseelt [ist] von unserer unerschütterlich entschlossenen Siegesgewißheit". Knapp vier Jahre später vermerkt sein Doktorvater an der Freiburger Universität Prof. Himstedt in seinem Beitrag zur Kriegschronik: „Schönberg trat als Kriegsfreiwilliger ein, machte gleich Anfangs die schweren Kämpfe bei Ypern mit, ist im Frühjahr 1917 gefallen."[26].

IV.

Nach Kriegsende und verstärkt in der zweiten Hälfte der 20er Jahre wurde das „Kriegserlebnis" des studentischen Frontsoldaten zur identitätsstiftenden Ware akademischer Erinnerungskultur.[8] Bereits im Dezember 1915 hatte der spätere Herausgeber der wohl bekanntesten Sammlung von „Kriegsbriefen gefallener Studenten", der Freiburger Germanist Philipp Witkop, in einem an der Universität gehaltenen Kriegsvortrag „Die Feldpostbriefe unserer Krieger" in den Mittelpunkt gestellt, um „Geist und Seele des deutschen Krieges" zu beschreiben[27]. Hatte der damalige Prorektor Schultze noch drei Wochen nach Kriegsbeginn gegenüber der „Akademischen Rundschau" geäußert, dass man „über die Schicksale der im Felde stehenden Studierenden unserer Hochschule […] kaum etwas anderes als vielleicht deren Tod erfahren"[28] werde, so bemühte sich das Freiburger Universitätsarchiv kurz nach Kriegsende, „in nicht ferner Zeit" eine Sammlung von Kriegsbriefen herauszugeben, „die dem Leser zeigen, wie unsere Helden dachten, wie sie litten, wie sie starben" und die vom „Universitätsarchiv gesammelt [wurden] und in […] nicht ferner Zeit von sachkundiger Hand gesichtet und herausgegeben [werden]"[29]. Es liegt also nahe anzunehmen, dass die Abschriften auf einem ähnlichen Weg in das Universitätsarchiv Freiburg gelangten. Bis zum damaligen Zeitpunkt waren Aufrufe zum Sammeln von Feldpostbriefen weit verbreitet. Die Konstruktion eines einheitlichen „Kriegserlebnisses" der Studentengeneration von 1914, zu der vornehmlich die breite Rezeption der Witkopschen Sammlung beigetragen hatte, fand in den jährlich stattfindenden Gedächtnis-

und Langemarckfeiern der Universität ihre Entsprechung und diente der erneuten Mobilisierung der Studentenschaft durch die „Waffe des Wortes“. Analog zu den Intentionen der Witkopschen Briefesammlung[30] wurde hier derer gedacht, die sich in Bewährung von „Mut und Tapferkeit studentischer Ehre“[31], „in heißem Begehren zu den Waffen gedrängt“ hatten, um „ihre junge Kraft, ihren jungen Mut, ihr junges Leben für ihr geliebtes Vaterland“[32] einzusetzen. So wurde auch aus der steinernen Allegorie auf die Trauer der Alma Mater um ihre verlorenen Söhne ein „Mal der Weisung“. Als das Denkmal der Freiburger Studentenschaft im November 1927 feierlich übergeben wurde, sprach der Vorsitzende der Denkmalskommission, Professor Hoche, von einer Weisung in eine „Zukunft, in einen Tag, dessen Morgenröte wir heute noch nicht sehen“ und nahm die anwesenden Studenten dafür zugleich in die Pflicht, sich der „akademischen Scharen, die bei Langemarck singend in den Tod gingen“, zu erinnern: „Ihr seid verantwortlich dafür, daß diese Totensaat nicht ohne Frucht bleibt“.

Dabei deckten sich die verwendeten Sprachmuster deutlich mit denen der in unzähligen Mengen vorhandenen Feldpostbriefen. Bereits im November 1914 hatte Erich der Mutter sein Vermächtnis geschickt:

Paschendaele, 18. 11. 14.

Kriegers Testament.
Granaten pfeifen, Kanonen brüllen,
und vorwärts geht's in siegender Schlacht!
Mit frohem Stolz sich die Herzen füllen:
„Wir halten, lieb Vaterland, treu die Wacht!“

Am Wegesrande Hügel an Hügel
Dagegen, mit schlichtem Kreuze nur geschmückt,
Sie hemmen bitter der Freude Flügel –
Manch einer betend ein Tränlein zerdrückt.
Auch mich kann, Mutter, das Schicksal fassen.
Vielleicht streckt heut' schon ein Blei mich dahin.
Dann wirst Du, ich weiß, Dich nicht halten lassen;
Wirst kommen, an meinem Grabe zu knie'n.

Dann, Mutter, hör' meine letzte Bitte,
Mach's nicht so, wie manche Mütter wohl tun.
O nimm mich nicht fort! Nein! In der Mitte
Der Kameraden, nur hier laß mich ruh'n!

Wie wir standen im heiligen Streite,
wie als Brüder wir fochten Hand in Hand,
So laß uns schlafen, Seite an Seite,
Dort, wo wir geblutet fürs Vaterland.

Anmerkungen

1 Reimann, Aribert: Von der Mentalität zur Spezialität? Neuere Forschungen zur Geschichte des Ersten Weltkriegs. In: Neue Politische Literatur 49 (2004), S. 220–246, hier S. 220.

2 Vgl. Hirschfeld, Gerhard: Erster Weltkrieg-Zweiter Weltkrieg: Kriegserfahrungen in Deutschland. Neuere Ansätze und Überlegungen zu einem diachronen Vergleich. In: Zeitgeschichte-Online. Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsforschung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges. Mai 2004. In: http://www.zeitgeschichte-online.de/and=EWK-Inhalt. Ulrich, Bernd: „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 473–503.

3 Schätzungen gehen davon aus, dass täglich ca. 16 Millionen Postsachen zwischen Front und Heimat verschickt wurden. Auf den gesamten Zeitraum des Krieges berechnet, kommt die Forschung auf ca. 28 Milliarden. Vgl. Schracke, K.: Geschichte der deutschen Feldpost im Kriege 1914–1918. Berlin 1921, 334. Einen kurzen Überblick über die Feldpost gibt Latzel, Klaus: Feldpost. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz. Paderborn 2003, 473 ff.

4 Knoch, Peter: Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung. In: Geschichtsdidaktik 11 (1986), 154–171. Vgl. auch Ulrich, Bernd: Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 53 (1994), 73–83.

5 Knoch, Peter: Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung. In: Geschichtsdidaktik 11 (1986), S. 154–171, hier S. 155.

6 Die Unterscheidung zwischen Erlebnis und Erfahrung orientiert sich an der Annahme, dass der Mensch zu jeder Zeit unter einem unablässigen Strom äußerer und innerer Einflüsse steht. Da der Mensch jedoch um Orientierung bemüht sein muss, wählt er beständig aus und unterscheidet zwischen wichtigen und unwichtigen Impulsen. Die für ihn wichtigen werden in der Folge zu Erlebnissen. Erfahrungen sind nun in der Folge „gelungene Auslegungen oder Interpretationen von aktiven und passiven Erlebnissen“. Diese Sinnstiftungen, die aus Erlebnissen Erfahrungen generieren, sind dabei an den gesellschaftlichen Erfahrungshorizont und an Sprache gebunden. Vgl. Latzel, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), 1–30.

7 Dinzelbacher, Peter: Zur Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte. In: Ders. (Hrsg.): Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen. Stuttgart 1993, XV–XXXVII, hier XXI.

8 Vgl. Heuer, Christian: „… die Hochschuljahre sind ihr Tag von Langemarck“. Akademische Erinnerungskultur. In: Badische Heimat 85 (2005) 2, S. 286–291.

12 Kundgebungen in Freiburg. In: Freiburger Zeitung. 131. Jg. Nr. 202. Erstes Morgenblatt (Montag 27. Juli 1914).
13 Engler, Wilhelm: Freiburg, Baden und das Reich. Lebenserinnerungen eines südwestdeutschen Sozialdemokraten, 1873–1938. Bearb. v. Reinhold Zumtobel, hg. und eingeleitet von Wolfgang Hug. Stuttgart 1991, 24.
14 Freiburger Zeitung. Erstes Morgenblatt (Montag, 27. Juli 1914). Vgl. auch Krebs, Engelbert: Die Siegesfeier. Erinnerungen und Ahnungen. In: Unseren Kommilitonen. Ein Weihnachtsgruß. Freiburg 1915, S. 10–15.
15 Vgl. Jarausch, Konrad H.: Deutsche Studenten 1800–1970. Frankfurt a. M. 1984, 106 ff; Rohkrämer, Thomas: August 1914 – Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen. In: Michalka, Wolfgang (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. München 1994, 759–777.
16 Ziegler, Theobald: Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen gehalten im Wintersemester 1894/95 an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg. Leipzig 1896[6], hier S. 15.
17 Der Leipziger Professor für Geschichte Walter Goetz zit. n. Schulze, Friedrich; Sysmank, Paul: Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. München 1932[4], hier S. 455.
18 Serveas, Franz: Deutschlands Hochschulen im Kriege. Eine Rundreise. Heidelberg und Freiburg. In: Vossische Zeitung vom 15. Juli 1915. Zit. n. Universitätsarchiv Freiburg B1 4348.
19 Den Hintergrund des Textes bilden die von dem Kriegsfreiwilligen Erich Schönberg in der Zeit vom 31. Oktober 1914 bis zum 26. Juni 1915 an seine Mutter in Elberfeld geschriebenen Feldpostbriefe. Die Edition umfasst die handschriftlich überlieferten Abschriften der Briefe, die in einem 56seitigen, linierten DIN A5 Heft unter der Bestandssignatur D 26 im Freiburger Universitätsarchiv mit dem Titel „Abschriften von Briefen des Soldaten NN aus Elberfeld an seine Mutter“ verwahrt werden. Weiter heißt es in den dazugehörigen Bemerkungen, dass es sich dabei wahrscheinlich „um Erich Schönberg […]“ handelt. Die Überprüfung der Hinweise und der Vergleich mit den Briefen lässt keinen Zweifel daran, dass der Briefeschreiber der 1890 in Elberfeld geborene Erich Schönberg ist, so dass die in den Bemerkungen angeführte Einschränkung im folgenden nicht weiter beachtet wird.
20 Vgl. Akademische Rundschau 3 (1915) 6, S. 218 f.
21 Erich Schönbergs Schilderungen von der Westfront von August 1914 bis zum Juni 1915 sind Teil der ersten beiden Flandernschlachten, die jeweils vom 13. Oktober bis zum 22. November 1914 sowie vom 22. April bis zum 25 Mai 1915 stattfanden und die besonders für die Briten untrennbar mit dem Namen der alten Marktstadt Ypern verbunden sind. Vgl. Bloom, James J.: Ypres, First Battle of. In: Tucker, Spencer C. (Hrsg.): The European Powers in the First World War. An Encyclopedia. New York; London 1996, 756–759. Ders.: Ypres, Second Battle of: In: Tucker, 759 ff. Die Namen der Orte und Städte (Passchendaele, Moorslede, Staden, Roulers), die Erich in seinen Briefen angibt, befinden sich alle in der näheren Umgebung östlich Yperns.
22 Vgl. Eksteins, Modris: Das kulturelle Vermächtnis des Ersten Weltkriegs. In: Winter, Jay; Parker, Geoffrey; Habeck, Mary R. (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert. Hamburg 2002, S. 329–346.
23 Knoch, Peter: Kriegserlebnis als biographische Krise. In: Gestrich, Andreas; Knoch, Peter; Merkel, Helga (Hrsg.): Biographie – sozialgeschichtlich. Göttingen 1988, S. 86–108.
24 Jünger, Ernst: In Stahlgewittern. In: Ders.: Werke. Bd. 1. Tagebücher 1. Stuttgart o. J., S. 9–310, hier S. 9.
25 Vgl. Latzel, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), S. 1–30.
26 Universitätsarchiv Freiburg B1 4336. Kriegsangelegenheiten. Kriegschronik der Universität.
27 Vgl. Freiburger Universitätsarchiv B1 4358 Kriegs- und Militärsachen u. B1 4336 Kriegs-Angelegenheiten.
28 Brief an die Schriftleitung der Akademischen Rundschau vom 24. August 1914. Universitätsarchiv Freiburg B1 4348. Kriegssachen.
29 Akademische Mitteilungen Nr. 4. 9. April 1919, S. 23.
30 So schreibt Witkop in seinem Vorwort zur Volksausgabe von 1928: „Diese Briefe sind ein Vermächtnis an uns, das ideale Vaterland zu verwirklichen, das ihre Schreiber sehnend geschaut, dafür sie ihr Leben gelassen haben. Die Frühgefallenen sind Blutzeugen nicht eines verlorenen, sondern eines neuen Deutschlands, dessen Schöpfer und Bürger wir werden wollen.“. Witkop, Philipp: Kriegsbriefe gefallener Studenten. München 1928, hier 5. Vgl. auch Ulrich, Bernd: „Eine wahre Pest in der öffentlichen Meinung“. Zur Rolle von Feldpostbriefen während des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit. In: Niedhart, Gottfried; Riesenberg, Dieter (Hrsg.): Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918–1945. Beiträge zur historischen Friedensforschung. München 1992, 319–330.
31 Akademische Mitteilungen Nr. 5. 15. Dezember 1927, S. 86.
32 Professor Fabricius auf der Langemarckfeier der Universität 1929. In: Akademische Mitteilungen Nr. 5. 17. Dezember 1929, S. 76.

Anschrift des Autors:
Christian Heuer
Hauptstraße 27
79256 Buchenbach
christiheuer@compuserve.de

Anton Burkard

Curt Balke

Freiburger Architekt und Sportfreund in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Als Curt Balke vor nunmehr 50 Jahren, am 26. September 1955, im Alter von 72 Jahren gestorben war, widmete ihm die „Freiburger Turnerschaft von 1844“ einen ehrenden Nachruf, der mit den Worten schloss: „Mehr als 35 Jahre war Curt Balke ‚unser Architekt‘. Er war nicht nur unser Berater in allen baulichen Fragen, er war auch ein Turner mit Leib und Seele, ein feinsinniger Mensch und alle Zeit ein guter Kamerad.“

Nach einem halben Jahrhundert ist eine neue Generation herangewachsen, der Kreis der Menschen, die ihn persönlich kannten oder die sich an ihn erinnern können, ist klein geworden. Doch die in der Stadt und im Freiburger Raum immer noch sichtbaren Zeugnisse seines Wirkens bilden ein Stück Stein gewordene Stadtgeschichte. Ebenso wenig sollte die schriftliche Hinterlassenschaft dieses feinsinnigen Beobachters und fleißigen Tagebuchschreibers seit seiner Jugendzeit in Vergessenheit geraten.

Auf Umwegen und nach mehreren Stationen seiner beruflichen Wanderjahre kam Curt Balke in den Breisgau, der zu seinem eigentlichen Lebensraum und Wirkungsfeld wurde. 1883 in Aschersleben in Sachsen-Anhalt als Sohn eines Maurermeisters geboren, verbrachte er dort Kindheit und Jugend. Nach dem Besuch des Gymnasiums ging er auf die Baugewerkeschule in Holzminden, die er mit der Abgangsprüfung als Bauwerkmeister verließ. Mit 19 Jahren unternahm er dank der Hilfe des echten „Onkels aus Amerika“, der ihm Einladung und Dollars geschickt hatte, eine Studienreise in die Vereinigten Staaten, wo er auf Baustellen in Philadelphia und Noristown praktisch arbeitete und Eindrücke der Arbeitsweise in der Neuen Welt sammelte. Seine Erlebnisse bei der Überfahrt mit dem Dampfschiff und bei der Arbeit am Bau hielt er in einem Tagebuch fest. Im Freiburger Almanach 2003 ist die Geschichte unter dem Titel „Meine Reise nach Nordamerika 1902“ im vollen Wortlaut nachzulesen. Nach der Rückkehr in die Heimat arbeitete Balke zunächst als

Architekt Curt Balke im Jahre 1950 Foto: privat

Bautechniker in Gatersleben, in Trier und Bernkastel, wo er am Umbau des Rathauses, der Renovierung alter Fachwerkhäuser sowie dem Bau von Wohnhäusern und Weinkellern mitwirkte. Von 1908 bis 1910 studierte er Architektur an der Technischen Hochschule

Die ersten „Heimbau"-Häuser in der Stefan-Meier-Str. 119–121 (links) und Nr. 123–125 (rechts) Foto: Heimbau

Stuttgart. Von dort aus entdeckte der sportlich interessierte und aktive junge Mann in seiner Freizeit die Landschaft der Schwäbischen Alb und den Schwarzwald als Wander- und Skilaufgebiete. Kein Wunder, dass er damals den Entschluss fasste, in dieser nicht nur für ihn so reizvollen Landschaft seinen Lebens- und Berufsweg fortzusetzen. Zuvor begab er sich aber noch einmal auf Wanderschaft. Zum Zwecke künstlerischer Studien bereiste er die Schweiz, Italien und Südfrankreich, worüber er in seinen Tagebüchern ausführlich berichtete.

Im Jahre 1911 ließ er sich endgültig in Freiburg nieder. Hier war nach dem Bau der Eisenbahn (1845) und einer zunehmenden Industrieansiedlung die Einwohnerzahl von 19 000 im Jahre 1864 auf 83 000 im Jahre 1910 angestiegen, wodurch sich ein wachsender Bedarf an bezahlbaren Wohnungen vor allem für die Familien mit geringerem Einkommen ergab.

Curt Balke arbeitete zunächst in einem Freiburger Architekturbüro und trat nach kurzem Militärdienst zu Beginn des Ersten Weltkrieges bei der Stadt als Architekt und Bauverwalter ein. In dieser Zeit entstanden seine ersten Skizzen und Aquarelle von Freiburger Bauwerken, malerischen Winkeln und Schwarzwaldlandschaften, welche den „Neubürger" tief beeindruckt haben und heute nur noch Erinnerungen an das im 2. Weltkrieg versunkene Freiburg wachrufen können. Die Baugenossenschaftsbewegung, welche schon seit Jahrzehnten auch in Freiburg Anhänger gefunden hatte, erlebte nach Kriegsende den eigentlichen Aufschwung. Privatleute waren durch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr in der Lage, Neubauten in Angriff zu nehmen. Da aber der Wohnraum dringend benötigt wurde, riefen Staat und Landesbehörden zur Gründung von Baugenossenschaften auf. Einem Bericht aus dem Jahre 1922 ist zu entnehmen, dass der Architekt Curt Balke „unter Hinzuziehung des Baurats Sattler als erster die Frage der Gründung einer Mittelstands-Baugenossenschaft aufgeworfen und nach Bildung eines provisorischen Vorstandes am 28. April 1919 (eine solche) ins Leben gerufen hat." In der Gründungsversammlung am 12. Mai 1919 traten sofort 99 Mitglieder der Genossenschaft

bei. Aus diesen Mitgliedern wurde der aus 5 Personen bestehende Vorstand – darunter Curt Balke – und der erste Aufsichtsrat mit 15 Personen gewählt. Die Eintragung in das Genossenschaftsregister erfolgte am 22. Mai 1919 unter dem Firmennamen „Gemeinnützige Heimstätten Baugenossenschaft Freiburg i. Br eGmbH“. 1931 fügte man dem Firmennamen den Zusatz „Heimbau“ an, seit 1991 nannte sie sich „Heimbau Freiburg eG.“ und im Jahre 2005 kann die nunmehr „Heimbau Freiburg-Teningen eG.“ benannte Gesellschaft nach 86 Jahren erfolgreichen Bestehens in turbulenten Zeiten stolz darauf sein, nach den schweren Verlusten im Zweiten Weltkrieg einen wichtigen Beitrag zur Behebung der großen Wohnungsnot in Freiburg geleistet zu haben. Von Anfang an war ihr Ziel die Verwirklichung des Siedlungsgedankens, das Interesse galt zunächst der Errichtung von preiswerten Einfamilienhäusern zur Wohnversorgung kinderreicher Familien. Architekt Curt Balke, der außer seiner Zugehörigkeit zum Vorstand auch das Amt des Geschäftsführers versah, hatte schon vor der Gründung der „Heimbau“ Pläne für eine Einfamilienhaussiedlung ausgearbeitet, welche er an der Bismarckstraße (heutige Stefan-Meier-Str.) zu erstellen beabsichtigte. Am 2. November 1919 konnte mit dem Vorhaben begonnen werden. Die fortschreitende Geldentwertung und Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung führten allerdings dazu, dass die vollständige Überbauung des Areals erst 1924 abgeschlossen werden konnte. Die Häuser Bismarckstraße (Stefan-Meier-Str.) 49–127 und Tennenbacher Str. 20–26 werden in der Chronik der „Heimbau“ als Stammgruppe der Genossenschaft bezeichnet und sind heute in modernisiertem Zustand so attraktiv wie vor 85 Jahren.

Weitere Einfamilienhäuser der „Heimbau“ folgten in den zwanziger Jahren in Haslach (Bauhöferstraße) und in der Oberwiehre (Johannisbergstr., Dimmler- und Hansjakob-Straße).

Im August 1920 bezog Curt Balke, der 1912 in Aschersleben geheiratet hatte, mit seiner Frau Käthe eines der kleinen Einfamilienhäuser seiner „Heimstätten-Baugenossenschaft“ in der damaligen Bismarckstraße 63 (heute Stefan-Meier-Str.). Wenige Wochen später kam als einziges Kind der Ehe die Tochter Käte zur Welt. Von nun an führte Curt Balke neben seiner beruflichen Arbeit und seiner liebsten Freizeitbeschäftigung, der Turnerei, der er bis an sein Lebensende treu blieb, ein liebevoll gestaltetes Tagebuch für seine Tochter.

Das Heimbau-Brünnele in der Heimbau-Siedlung, Bismarckstraße, (heute Stefan-Meier.-Str.) Foto: Heimbau

Diesem Dokument entnehmen wir, dass im August 1921 der Münchner Bildhauer Kubanek von der kleinen Käte Modell nahm und die fertige Plastik als Brunnenfigur auf den sogenannten Heimbaubrunnen im Zwischenhof von zwei Wohneinheiten in der damaligen Bismarckstraße setzte. Am Sonntag, 5. August 1922 wurde der Brunnen unter Teilnahme der Anwohner eingeweiht und der Stadt übergeben. Dem Tagebuch entnehmen wir: „Der Brunnen ist von den Anwohnern gestiftet, und einige Bauhandwerker haben Sachleistungen erbracht. Dein Vater hat das Ganze in die Wege geleitet und auch die größten Beträge gezeichnet … Zur Übergabe regnete es … dann haben wir schnell das Büro leer gemacht, und 22 Kinder haben darin Platz genommen und Kuchen und Himbeerwasser verdrückt. Um den Brunnen rum wurden noch Spiele gemacht.“

Das Original des Brunnens ist leider im Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges unter-

gegangen, doch im Garten des 1930 von Curt Balke erbauten neuen Heimes am Stechertweg in Herdern, das bis heute von der obengenannten Tochter bewohnt wird, ist eine Kopie der Brunnenfigur zu sehen.

Der fleißige Tagebuchschreiber registrierte nicht nur die Idylle des trauten Familienlebens, in seinen Niederschriften spiegelt sich auch der harte Kampf des inzwischen freischaffenden Architekten in den wirtschaftlich äußerst schwierigen Jahren der Inflation. Im September 1922 notiert er die Preise für ein Brot mit 30 Mark, für ein Pfund Butter 400 Mark, ein Pfund Fleisch 142 Mark. Bauten müssen eingestellt werden, die Stadt kann keine Zuschüsse mehr geben, eine Drei-Zimmer-Wohnung kostet 1 Million. Ein Jahr später, im Juli 1923 liegt ein Pfund Butter bei 2800 Mark, am 14. September bei 24 Millionen. Der Baufachmann erwirbt Kupferdraht für 180 Billionen als Tauschmaterial gegen dringend benötigte Baustoffe … Endlich im November 1923 schafft die Rentenmark neue Sicherheit. Im Dezember desselben Jahres kann Balke den ersten Neubauauftrag als selbstständiger Architekt übernehmen. Das Schlimmste liegt hinter ihm. Bald wird er sich ein Motorrad kaufen, damit er Aufträge für Neubauten im Umland hereinholen kann.

Der begeisterte Turner Curt Balke, der wegen der Lage Freiburgs am Fuße der Schwarzwaldberge in diese Stadt gekommen war, trat kurz nach seiner Ankunft im Jahre 1911 in den „Freiburger Turnerbund“ ein, einen der damals noch selbstständigen drei Turnvereine. Dort setzte er sich alsbald tatkräftig für den Ausbau des Turnbetriebs ein. In dem von ihm verfassten Rückblick anlässlich der Wiedererlangung eines Turnplatzes 1952 schrieb Balke im Vereinsorgan vom Dezember 1952: „Der alte Turnerbund hatte als ersten Spielplatz an der Runzstraße einen kleinen Platz mit einer Bauhütte. Im Jahre 1912 war in Freiburg das große Kreisturnfest. Die Bauten wurden erstellt durch den Turnkreis unter Mithilfe des Stadtarchitekten Stamnitz. Die große Tribüne mit dem Vorturnerpodium und der darunter liegenden Ehrenloge wurde nach

Eröffnung des Sportplatzes an der Schwarzwaldstraße im Jahre 1914 mit einem Schauturnen aller Abteilungen und großen Volksfest

Foto: Privat

meinen Plänen durch den Zimmermeister Koch ausgeführt. Beim Kreisturnfest selbst war der Großherzog Friedrich mit Gefolge in der Ehrenloge.“ Nach dem Turnfest mussten Tribüne und Loge wieder abgebaut werden. Knapp zwei Jahre später wurde der von der Firma Mez und Söhne gepachtete Rasenplatz gekündigt. Aber für den Turnerbund ergab sich eine günstige Lösung des Problems: Auf dem Gelände an der Schwarzwaldstraße, welches heute als der „Alte Messplatz“ bekannt ist, hatte kurz vorher der „Akademische Ausschuss für Leibesübungen“ einen großen Platz von der Stadt erhalten. Der Vorsitzende dieses Ausschusses, Professor Aschoff, war auch Vorsitzender des Turnerbundes. Und so gelang es leicht, neben dem Universitätsplatz auch einen großen, von der Schwarzwaldstraße bis zur Schützenallee reichenden Platz von der Stadt unter Oberbürgermeister Emil Thoma zu bekommen. Hier wurde nach den Plänen von Curt Balke im Jahre 1914 das erste Haus des Turnerbundes errichtet. Es hatte eine Grundfläche von 10,50 m auf 6,50 m und hatte 5000 Mark gekostet. Die Einweihung wurde zu einem wirklichen Volksfest, und mit Stolz konnte der Turnerbund auf sein schmuckes neues Zuhause blicken (Foto Seite 56).

Zwei Wochen nach der Einweihung brach der Erste Weltkrieg aus. Fast alle Turner, Turnwarte und Vorturner mussten einrücken. Verödet lag der Platz bis zum Kriegsende 1918. Das Gebäude wurde zu militärischen Zwecken genutzt. Das Unglück des Krieges mit seinen hohen Verlusten an Menschenleben, auch aus den Reihen der Turner, bewirkte schließlich, nachdem schon während des Krieges eine gemeinsame Arbeitsgemeinschaft gegründet worden war, den Zusammenschluss der drei Freiburger Turnvereine: Turnverein von 1844, Turnerbund von 1883 und Turngesellschaft von 1890 zur Freiburger Turnerschaft von 1844 (FT 1844).

Der neue große Verein übernahm den Sportplatz des Turnerbundes auf dem „Alten Messplatz“. Doch das kurz vor Kriegsausbruch eingeweihte Haus erwies sich nun für die viel größere Mitgliederzahl als zu klein. Man musste an dessen Vergrößerung ebenso herangehen wie an die Errichtung einer Tribüne und vor allem an die Planierung des Platzes, der über die Fläche eine Höhendifferenz von mehr als einem Meter aufwies. Viel Arbeit wurde von den Vereinsmitgliedern geleistet. Die Planungsarbeit lag wiederum beim „Hausarchitekten“ Curt Balke.

Denkmal für die Toten der Freiburger Turnerschaft aus zwei Weltkriegen auf dem Hinterwaldkopf. Entwurf von Curt Balke. Links: der Granitblock mit dem Namenschild der Gefallenen 1914–1918. Foto: Dr. Ute Scherb

Die von Curt Balke entworfene neue Sportstätte mit Tribüne und Platzanlage, aus welcher der heutige Sportpark der FT entstanden ist
Foto: Privat

Trotz dieser großen Arbeitsanstrengungen wurde im September 1921 der Plan für ein Kriegerdenkmal für die im Weltkrieg gefallenen Turner gefasst. Als Platz wurde der 1202 Meter hoch gelegene Hinterwaldkopf oberhalb des Dreisambeckens und Höllentals ausgewählt, die Pläne für die Gestaltung fertigten Curt Balke und der Bildhauer Stadelmann. Zunächst musste eine Plattform von 20 Meter Durchmesser geschaffen werden. Darauf wurde ein Ringwall aus Natursteinen zusammengetragen und in dessen Mitte ein Granitblock von 4 Meter Länge und 1,50 Meter Höhe sowie einem Gewicht von 200 Zentnern (10 t) aufgestellt. Dieser Gedenkstein war 50 Meter unterhalb des Gipfels ausgegraben und mit Walzen und Langhölzern hinaufgeschafft worden. Die Arbeiten konnten nur an Wochenenden ausgeführt werden, und an einem Sonntag kam man ganze 5–6 Meter voran. Den Ringwall errichteten eine große Anzahl Turnerinnen und Turner, die an jedem freien Wochenende meist zu Fuß vom Höllental zum Gipfel hinaufzogen. Am 22. Juli 1922 wurde das Denkmal mit der Namensplatte von 82 gefallenen Turnern unter großer Beteiligung der Bevölkerung eingeweiht. Präsident Aschoff hielt die Gedenkrede. Wohl keiner der Festteilnehmer hatte sich damals vorstellen können, dass 40 Jahre danach eine Erweiterung des Kriegerdenkmals für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs notwendig werden sollte.

1954 ist das Denkmal auf dem Hinterwaldkopf, wiederum nach Plänen von Curt Balke, der inzwischen das 70. Lebensjahr vollendet hatte, um eine Steinpyramide erweitert worden. Auf einer Metalltafel sind die Namen der im Zweiten Weltkrieg gefallenen Turner und der Opfer des Bombenkrieges zu lesen. Bis in unsere Zeit treffen sich Mitglieder der Freiburger Turnerschaft von 1844 am letzten Sonntag im Oktober dort oben, um ihrer toten Sportkameraden aus zwei Weltkriegen zu gedenken (Foto Seite 57).

Der Sportplatz auf dem „Alten Messplatz“ war noch nicht die letzte Bleibe für die FT

1844, wie jeder Freiburger heute weiß. Die mit viel Schweiß und hohem Eigenanteil der Vereinsmitglieder geschaffene Anlage wurde im Jahre 1927 von der Stadt Freiburg wegen Eigenbedarfs zur Verlegung des Messplatzes vom Stühlinger Kirchplatz gekündigt. Jedoch bot die Stadtverwaltung mit Oberbürgermeister Karl Bender ein großes Gelände für neue Sportanlagen aller Vereine beim Sandfang an der Dreisam an. 1928 wurde der Grundstein mit einer eindrucksvollen Feier gelegt. Curt Balke entwarf auch dieses Mal den Plan für Tribüne und Platzanlage. Ursprünglich hatte man mit einer Bauzeit von 10 Jahren gerechnet. Doch schon im Juni 1931 fand die Einweihung mit einem großen Veranstaltungsprogramm statt, einem Werbezug aller Abteilungen durch die ganze Stadt vom Karlsplatz zum neuen Stadion, Turn- und Wettkampfspielen sowie zahlreichen Ansprachen.

Nach vielen erfolgreichen und glanzvollen sportlichen Ereignissen, unter anderem dem Fest zum 90jährigen Bestehen der FT im Jahre 1934, wurde der Kriegsbeginn 1939 zu einem tiefen Einschnitt in der Geschichte der Freiburger Turnerschaft. 1945 kam es zur Auflösung des Vereins und zur Beschlagnahme des Platzes durch die französische Besatzungsmacht.

Nach der Neugründung (1946) und Wieder-Annahme des ursprünglichen Namens „Freiburger Turnerschaft von 1844 e. V.“ (1951) konnte 1955 die alte Anlage an der Schwarzwaldstraße wieder übernommen werden. Ab 1955 wurde die von Curt Balke geplante Sportstätte zur Keimzelle des heutigen FT-Sportparks mit Großsporthalle, Gymnastikräumen, Schwimmzentrum, Tennisplätzen, Hotel und Sportkindergarten. So gilt auch heute noch der Satz von Curt Balke aus dem Jahre 1931: „Die Turnerschaft ist eigentlich nicht aus dem Bauen herausgekommen.“ Er konnte den Neuanfang nach Wiederaufnahme des Sportbetriebs noch miterleben. Ein kleiner Baukörper zwischen Restaurant und Burda-Halle, in dem heute die Verwaltung untergebracht ist, erinnert an die frühere Planung von Curt Balke, dem begeisterten Turner und hilfsbereiten Architekten, für die Freiburger Turnerschaft von 1844.

Verwendete Literatur

Curt Balke: Eine Kindheit 1920–1935 (Tagebuch) nicht veröffentlicht

Ders.: Meine Reise nach Nordamerika 1902; Freiburger Almanach 2003.

Ders.: Tagebuchblätter (Manuskript); nicht veröffentlicht u. a. Meine Reise nach der Schweiz.

Ders.: Die Baugeschichte der neuen Turn-und Spielplatzanlage der Freiburger Turnerschaft. In: „Freiburger Turnerschaft“ (Vereinsblatt) Nr. 6 – Juni 1931.

Ders.: Die Bauten der Freiburger Turnerschaft. In: „Freiburger Turnerschaft“ (Vereinsblatt) Nr. 12 – Dezember 1952.

„150 Jahre Freiburger Turnerschaft von 1844 e. V.“ (Festschrift).

Heimbau: 50 Jahre „Heimbau Gemeinnützige Baugenossenschaft“ 12. Mai 1919–1969.

Heimbau: 1919–1994 Heimbau Freiburg e. G.-Baugenossenschaft (Jubiläumsschrift) 75 Jahre.

Karl Kuhn: Geschichte der Heimbau (Manuskript o. J.).

Ute Scherb: Wir bekommen die Denkmäler, die wir verdienen – Freiburger Monumente im 19. und 20. Jahrhundert; Freiburg 2005.

Haumann/Schadek: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 3 – Stuttgart 1992.

Walter Vetter: Eine Bürgerinitiative vor 200 Jahren (Beurbarungsgesellschaft). In: Freiburger Almanach 1978.

Der Verfasser bedankt sich für hilfreiche Hinweise und die Bereitstellung von Schriften und Bildmaterial: besonders bei Frau Käte von Lüpke-Balke, so wie bei der „Heimbau Freiburg-Teningen“, und der „Freiburger Turnerschaft von 1844“.

Anschrift des Autors:
Anton Burkard
Am Gehracker 4
79249 Merzhausen

Sofia Privalikhina

Das russische Schicksal einer badischen Prinzessin

Die Kaiserin Elisabeth Alexiewna (1779–1826)

Elisabeth Alexiewna, geborene Prinzessin Luisa Maria Augusta von Baden, war die Gemahlin des russischen Kaisers Alexander I. und regierte Russland 25 Jahre lang. Im Jahr 2004 feierte man den 225. Geburtstag der Kaiserin. Nach Darstellung deutscher und russischer Zeitgenossen galt sie als die schönste königliche Frau Russlands, ja ganz Europas. Sie war hoch gebildet und hatte einen starken Charakter. Jeder, der Elisabeth Alexiewna kannte, bewunderte ihre Schönheit. Katharina die Große verglich sie mit der griechischen Göttin Psyche. Der große russische Dichter Alexander Puschkin war von der Schönheit der Kaiserin begeistert und schrieb heimlich Gedichte für sie. Der große deutsche Komponist Ludwig van Beethoven widmete ihr seine einzige Polonaise für das Klavier, das Opus Nr. 89.

Porträt von der Kaiserin Elisabeth Alexiewna
Gemälde von Marie Louise Élisabeth Vigée-Lebrun, 1802

Gleichzeitig wirkte sie auf Zeitgenossen sehr bescheiden, zurückhaltend und manchmal sogar kalt. Die Kaiserin Maria Fedorowna notierte in ihren Memoiren über ihre Schwiegertochter Elisabeth Alexiewna, dass sie natürlich, schön und klug sei. Aber ihre Nachteile bestünden darin, dass sie sehr unbeständig und eiskalt sei.[1]

Der französische Gesandte in St. Petersburg, General Savary, zog folgendes Resümee: „Elisabeth war sehr hübsch und wirkte durch die unvergleichliche Anmut ihrer Gestalt und ihrer Haltung sehr souverän.“ Weiter schrieb er „Sie beschäftigt sich viel mit ernsthaften Dingen; sie liest viel, urteilt gut über unsere wichtigen Autoren, spricht wenig und es scheint im allgemeinen, dass sie einen sehr kalten Charakter hat. Seit vierzehn Jahren ist die regierende Zarin nun hier, und nicht einmal diejenigen, die sie oft sehen, können ihren Charakter beurteilen. In Gesellschaft beherrscht sie sich so sehr, dass ihr kein Wort über die Lippen kommt, nach dem man sich eine Meinung bilden könnte.“[2] […]

Über das Leben der Kaiserin Elisabeth Alexiewna wurde wenig geschrieben und es wurde selten bewertet. Informationen über sie kann man oft nur aus der Literatur im Zusammenhang mit ihrem Mann Alexander I. nachlesen. Auch in zahlreichen Memoiren ihrer russischen, deutschen und französischen

Zeitgenossen wird die Kaiserin oftmals nur am Rande erwähnt.

Vieles über ihren inneren Zustand, über ihre Leiden und die Sitten des russischen Hofs schrieb die Kaiserin in ihr geheimes Tagebuch. Dieses wurde nach dem Tod der Kaiserin im Jahre 1826 von Kaiser Nikolai I. vernichtet. Er beschäftigte sich mit dem Tagebuch und fand, dass sein Inhalt Elisabeth Alexiewna selbst und die ganze kaiserliche Familie in einem ungünstigen Licht zeigten. Er warf das Tagebuch eigenhändig in den Kamin. So verschwand die wertvollste Quelle und eines der wichtigsten persönlichen Dokumente der Kaiserin Elisabeth Alexiewna im Feuer.

Eine andere wertvolle Quelle sind die zahlreichen Briefe, die sie aus Russland an ihre Mutter schrieb. In den 33 Jahren ihres Lebens in Russland hat sie mehr als dreitausend Briefe nach Baden geschickt. Die Briefe wurden von ihr auf Französisch geschrieben, in die deutsche und russische Sprache übersetzt und größtenteils abgedruckt.

Im 19. Jahrhundert wurde über das Leben und die Rolle der Kaiserin Elisabeth Alexiewna nicht geforscht. Das Schreiben einer solchen Arbeit wäre nur mit persönlicher Genehmigung von Kaiser Nikolai I. möglich gewesen. Nur er konnte den Zugang zu den Quellen erlauben. Nikolai I. führte aber seine eigene „Forschung“ durch. Nachdem er das Tagebuch und einige persönliche Briefe von Elisabeth gelesen hatte, vernichtete er diese Dokumente. Durch diese Tat zeigte er ganz deutlich, dass Forschung in diesem Themenbereich höchst unerwünscht war. Nikolai I. regierte Russland 30 Jahre lang. Auch danach blieb Kaiserin Elisabeth Alexiewna im Abseits, weil in Russland viele neue Persönlichkeiten auftauchten, die der russischen Gesellschaft aktueller und interessanter schienen.

Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts erschien in Russland eine umfangreiche dreibändige Ausgabe „Die Kaiserin Elisabeth Alexiewna“. Autor war Großfürst Nikolaj Michailowitsch, ein Historiker und Mitglied der kaiserlichen Familie. In seinen Büchern sammelte er zahlreiche persönliche Dokumente, Bilder und Briefe der Kaiserin. In den Bänden findet man auch Auszüge über sie aus den Memoiren ihrer Zeitgenossen, Ölgemälde, Stiche und Zeichnungen. Die Werke wurden nur in geringer Auflage auf russisch und französisch herausgegeben. Der größte Teil dieser Auflage verschwand spurlos während der Oktoberrevolution 1917 und dem nachfolgenden Bürgerkrieg in Russland. Heutzutage besitzen nur wenige Bibliotheken in Russland alle drei Bände zusammen. In die deutsche Sprache wurden die Bände nicht übersetzt. Das Buch „Die Kaiserin Elisabeth Alexiewna“ bleibt, obwohl schon hundert Jahre vergangen sind, bis heute ein Standardwerk, die ergiebigste Darstellung über die Kaiserin und eine der wertvollsten Quellen für die geschichtswissenschaftliche Forschung.

Während der kommunistischen Zeit in Russland von 1917–1991 wurde über die Kaiserin Elisabeth Alexiewna nichts veröffentlicht. Die Tätigkeit des Kaisers und ihr privates Leben sowie das ihrer Familie kamen als Forschungsthema für kommunistische Historiker überhaupt nicht in Frage. Die Kommunisten bemühten sich mit aller Macht, die Tätigkeit und die Bedeutung der russischen Zaren gering aussehen zu lassen. Alle Quellen, Bücher, Zeitschriften, Zeitungen und privaten Dokumente über die kaiserlichen Familien, die vor der Oktoberrevolution veröffentlicht worden waren, wurden von den Kommunisten nicht mehr freigegeben. Die Quellen wurden in den Bibliotheken in Sonderräumen aufbewahrt, die der Öffentlichkeit nicht zugänglich waren. Dadurch war die Möglichkeit, eine Forschungsarbeit durchzuführen, von vornherein ausgeschlossen.

Seit 1991 ist der Zugang zu den Quellen wieder möglich. Die meisten Artikel, die in der postkommunistischen Zeit geschrieben wurden, sind populärwissenschaftliche Artikel. Sie sind gut lesbar, sind aber oberflächlich und behandeln nur einzelne Aspekte. Es geht um die frühe Eheschließung zwischen dem Großfürsten Alexander und der badischen Prinzessin Luisa, um die romantische Liebe in den ersten Jahren der Ehe und um Katharina die Große, die für ihren Enkel eine Braut gesucht hatte. Oft wird über die letzten Tage des Lebens von Kaiser Alexander I. in Taganrog geschrieben. Dort wird die Kaiserin am häufigsten erwähnt, weil Alexander I. in ihren Armen starb.

Das Auge der Kaiserin auf der Tabakdose von N. M. Longinow Aus dem Buch von Großfürst Nikolaj Michailowitsch

Auch in Deutschland wurde über die Kaiserin Elisabeth nur wenig geschrieben. Das lässt sich möglicherweise dadurch erklären, dass die badische Prinzessin den größten Teil ihres Lebens in Russland verbrachte. In den badischen Zeitungen des 19. Jahrhunderts kann man allerdings Berichte über den Aufenthalt der Kaiserin von 1813 bis 1815 in ihrer Heimat nachlesen. Von Zeit zu Zeit erscheinen in Deutschland einige Bücher wie z. B. „Greif & Zarenadler: Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen“ von Hans Leopold Zollner, „Die schöne Badnerin“ von Kurt Gayer oder „Die Zarinnen Russlands (1547–1918)“ von Detlef Jena. Im Jahr 1997 erschien das Buch „Der dreiköpfige Adler“ von Renate Effern. In diesem Buch verfolgte die Autorin die zwei Jahrhunderte der russisch-badischen Beziehungen. Den größten Teil des Buches widmete sie der Ehe zwischen der badischen Prinzessin Luisa und dem russischen Kaiser Alexander I. Sie benutzt reichlich Quellenmaterial, Auszüge aus den Briefen von Zeitgenossen, Briefe Elisabeths und Zeitungsartikel. Dieses Buch kann man zu den ernsthaften deutschsprachigen wissenschaftlichen Arbeiten über die Kaiserin Elisabeth Alexiewna zählen.

Doch einige Quellen sind unberührt geblieben. Zum Beispiel gibt es im Generallandesarchiv Karlsruhe einige persönliche Dokumente der Kaiserin. Dort werden ihre Tauf-, Heirats- und Verzichtsurkunde aufbewahrt. In Russland wurden sie nie veröffentlicht. Diese Quellen enthalten keine sensationellen Informationen, helfen aber heute, das Bild der badischen Prinzessin Luisa zu ergänzen. Aus allem, was bis heute über die Kaiserin Elisabeth geschrieben, veröffentlicht und bewertet wurde, lässt sich eindeutig feststellen: Die badische Prinzessin Luisa, später Kaiserin Elisabeth, hatte in Russland ein kompliziertes Leben und unglückliches Schicksal. Welches Leben führte die badische Prinzessin in Russland, und warum wird es für ein kompliziertes Leben und unglückliches Schicksal gehalten? Um diese Frage zu beantworten, muss man sich ihr Leben genauer betrachten.

Die Kinderjahre

Luisa Maria Augusta wurde am 24. Januar nachmittags im Jahre 1779 in Karlsruhe als drittes Kind in der Familie des badischen Erbprinzen Karl Ludwig geboren. Er und seine Frau Amalie Friederike, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, hatten schon zwei Töchter. Die Zwillingsschwestern Karoline und Amalie waren zwei Jahre alt, als ihre Schwester zur Welt kam. Die Geburt der kleinen Prinzessin Luisa war ein großes Ereignis in der Markgrafschaft Baden. Im ganzen Land herrschte an diesem Tag eine feierliche Stimmung. In allen Kirchen läuteten die Glocken. Zahlreiche Verwandte versammelten sich im Schloss. Aus den benachbarten Markgrafschaften und Herzogtümern reisten zahlreiche Gäste an. Eine Stunde nach der Geburt des Kindes fand die Taufe statt.

Ihre Kindheit verbrachte Prinzessin Luisa, die zukünftige russische Kaiserin, in Karlsruhe. Der Großfürst Nikolai Michailowitsch beschrieb im ersten Band seiner dreibändigen Veröffentlichung die Atmosphäre, in der die badische Prinzessin die ersten 13 Jahre ihres Lebens bis zur Abreise nach St. Petersburg gelebt hat.

„Hinter der Fassade des Hofes des alten Markgrafen lebten seine Kinder ziemlich bescheiden. Der Erbprinz Karl Ludwig führte

eine glückliche Ehe mit seiner Frau Amalie, die ihn mit Töchtern reich beschenkte. Die Mutter kümmerte sich sorgfältig um die Kinder und erzog sie unter den bescheidenen Lebensbedingungen, in denen sie lebten, so geschickt, dass die kleinen Prinzessinnen zu einem Abbild der Ideale der damaligen Zeit geworden waren. Das benachbarte Frankreich hatte bei der Erziehung auch seinen Einfluss gehabt und alle Kinder beherrschten fließend Französisch. Als die Prinzessinnen das Heiratsalter erreichten, merkten die Eheleute zu ihrem Erstaunen, dass sehr viele Kandidaten zur Auswahl standen. Die Frage war nur, welcher die meisten Vorteile versprach."[3]

Die Suche nach einer Braut

Tausende Kilometer von Baden entfernt in der russischen Hauptstadt St. Petersburg suchte die russische Zarin Katharina die Große eine Braut für ihren Enkel Alexander. Katharina die Große regierte Russland schon seit dreißig Jahren. Sie wollte mit ihrer Suche die Erbfolge in ihrem Sinne lenken. Der Enkel sollte nach dem Plan der Zarin den russischen Thron besteigen und nicht ihr eigener Sohn Paul. Sie hielt ihn für regierungsunfähig. Um die Position von Großfürst Alexander zu stärken, musste dieser heiraten und seinen eigenen Hof, den so genannten dritten Hof, bekommen. „Zuerst verheiraten wir ihn, dann lassen wir ihn krönen", schrieb Katharina über ihre Pläne in einem Brief 1792 an den Baron Friedrich Melchior Grimm.[4] Katharina die Große berücksichtigte bei der Wahl der Braut für ihren Enkel viele Dinge zugleich. Die zukünftige russische Kaiserin sollte eine Deutsche aus regierendem Haus sein. Einerseits sollte dieses Haus eine geringe machtpolitische Bedeutung haben, andererseits jedoch eine brauchbare Basis sein, von der aus Russland die Möglichkeit besäße, in die europäischen Verhältnisse und Ereignisse einzugreifen. Die Kaiserin setzte darauf, dass durch die verwandtschaftlichen Verbindungen gewisse politische Verpflichtungen entstehen würden. Im Falle eines Krieges würde Russland als Verbündeter beistehen müssen. Je kleiner das Land war, desto geringer war aus Katharinas Sicht die Wahrscheinlichkeit, dass ein solches Land selbständig anfangen würde, Krieg zu führen. Die Kaiserin betonte, dass die Verwandtschaft mit einem kleinen Land für Russland kleinere Sorgen bringen würde. Katharina II. war selbst in Deutschland geboren und erzogen worden. Deswegen war sie der Meinung, dass als Ehefrau für einen russischen Großfürsten nur eine deutsche Prinzessin in Frage kommen könne. Sie verstand die Mentalität der deutschen Frauen sehr gut und fand sie beständig, gründlich und tugendhaft oder anders ausgedrückt: passend für einen russischen Kaiser.[5] Für ihren Sohn Paul suchte und fand sie Bräute in Deutschland. Der Großfürst Paul war zweimal verheiratet. Zum ersten Mal mit der hessisch-darmstädtischen Prinzessin Wilhelmine. Diese starb bei der Geburt ihres ersten Kindes. Danach war er mit Prinzessin Sophie Dorothea Auguste von Württemberg verheiratetet. Seither waren Eheschließungen zwischen russischen Kaisern und deutschen Prinzessinnen zu einer festen Tradition geworden. Die Ehefrauen der russischen Kaiser Nikolai I., Alexander II., Alexander III. und Nikolai II. stammten alle aus Deutschland.

Geleitet von solchen Überlegungen, richtete Katharina II. ihre Aufmerksamkeit auf die deutschen Fürstenhäuser mit vielen Töchtern. Ihr Blick fiel auf den badischen Hof.

Katharina die Große schrieb im November 1790 einen persönlichen Brief an ihren Gesandten in Frankfurt, den Grafen Nikolaj Rumjancev:

„Graf Nikolaj Petrovic,

unter dem Vorwand eines dieser Besuche, die Sie bei den deutschen Prinzen machen, bei denen Sie akkreditiert sind, fahren Sie nach Carlsruhe und versuchen Sie, die Töchter des Erbprinzen zu sehen, (und zwar) Louise Augusta, 11 Jahre und Fredérique-Dorothée, 9 Jahre. Außer über ihre Schönheit und andere äußerlichen Vorteile müssen Sie auch ganz sichere Informationen über die Erziehung, den Charakter und ganz allgemein über die moralischen Eigenschaften der Prinzessinnen in Erfahrung bringen …"[6]

Der Graf Rumjancev erfüllte den kaiserlichen Auftrag. Vier Monate später antwortete er Katharina der Großen:

„Madame,

ich habe die Befehle Ihrer Kaiserlichen Majestät befolgt. Ich bin nach Carlsruhe gefahren und habe mich länger als allgemein üblich dort aufgehalten. Madame Prinzessin Louise ist kräftiger und weiter entwickelt als andere Kinder ihres Alters. Sie ist sehr hübsch, ohne absolut schön zu sein. […] Bei der Bevölkerung ist sie beliebter als alle ihre Schwestern. Man lobt ihren Charakter und sieht ihre Gestalt und Frische als eine sichere Garantie für ihre Gesundheit an. […] Madame Prinzessin Frédérique-Dorothée ist bis jetzt ein schüchternes und stilles Kind, das verspricht, einmal sehr schön zu werden".[7]

Nach diesem Brief bestellte die Zarin Katharina die Porträts der Prinzessinnen Luisa und Friederike. Die Porträts der badischen Prinzessinnen gefielen der Kaiserin von Russland. Sie ließ beide Schwestern nach St. Petersburg „zur Ansicht" kommen mit der Zusicherung, eine werde bestimmt als Gemahlin des Großfürsten Alexander „genommen", der anderen werde man „ein schickliches Etablissement" vermitteln.[8] Zwischen Baden und Russland begannen langwierige Verhandlungen.

Die Erbprinzessin Amalie betrachtete den Großfürsten Alexander als eine der besten Partien in den Fürstenhäusern Europas. Sie kannte Russland und Katharinas Hof nicht nur vom Hörensagen. Im Jahr 1773 war sie von Katharina der Großen als Brautkandidatin für den Großfürsten Paul nach St. Petersburg eingeladen worden. Die Erbprinzessin Amalie verbrachte einige Monate im russischen Reich, lernte Katharina die Große persönlich kennen und respektierte die allmächtige russische Herrscherin. Damals entschied sich der Großfürst Paul für ihre Schwester Wilhelmine. Die Erbprinzessin Amalie hatte diese Reise gut in Erinnerung. Amalie dachte weit blickend, es sei nur eine Frage der Zeit, wann der Großfürst Alexander schließlich Herrscher von Russland werden würde. Sie konnte ganz gut den politischen und wirtschaftlichen Nutzen, der aus dieser Ehe hervorgehen würde, für Baden einschätzen. Russland war ein mächtiges und reiches Land, mit Millionen von Quadratkilometern Fläche und einer starken Armee. Im Fall eines politischen oder wirtschaftlichen Notzustandes könnte Baden von Russland mit der notwendigen Unterstützung rechnen.

Auch der regierende Markgraf Karl Friedrich sah in dieser Ehe vor allem die politischen Vorteile für das kleine Baden. 1785 umfasste das Land Baden nur 3500 Quadratkilometer mit etwa 190 000 Einwohnern. „Aufgrund der geographischen Lage des von dem Markgraf Karl Friedrich regierten Landes musste dieser ständig vor den territorialen Ansprüche seiner mächtigen Nachbarländer Frankreich, Österreich, Bayern, Württemberg und Hessen auf der Hut sein".[9] Jahrelang musste Karl Friedrich sich abwechselnd mit den benachbarten europäischen Großmächten Frankreich und Österreich arrangieren. Im Jahre 1792 spitzte

Gedenkstein im Erbprinzengarten (dem heutigen Nymphengarten) in Karlsruhe Foto: Sofia Privalikhina 2005

sich die politische Lage am Oberrhein besonders zu. Das revolutionäre Frankreich befand sich im Krieg mit Österreich. In Karlsruhe rechnete man mit einem Einmarsch französischer Truppen über den Rhein bei Philippsburg. Für die markgräfliche Familie wurden schon in Rastatt und Ulm Ausweichquartiere vorbereitet. Der Markgraf wusste, dass die Kaiserin Katharina die Große sich über die Französische Revolution sehr negativ äußerte. Sie empfand die revolutionären Ereignisse in Frankreich als sehr bedrohlich für die Monarchien im gesamten Europa. Karl Friedrich konnte sich im Falle der feindlichen Besetzung seines Landes auf russische Hilfe verlassen. Diplomatische Beziehungen zwischen Karlsruhe und St.

Petersburg gab es zwar schon lange, jedoch eine verwandtschaftliche Verbindung der Höfe an Rhein und Newa würde die engen Familienbande stärken. Die Bedenken von Markgraf Karl Friedrich gegenüber dieser Ehe waren groß, wenn er an den Übertritt einer evangelischen Prinzessin zum griechisch-orthodoxen Glauben im Falle einer Heirat am Zarenhof nachdachte. Die Erbprinzessin Amalie bemühte sich, die religiösen Bedenken des Markgrafen zu zerstreuen. Das gelang erst dem Oberhofprediger Johann Leonard Walz. Er überzeugte den Markgrafen „dass man sich mit gutem Gewissen zur griechischen Kirche bekennen könne, weil ihre Lehrsätze mit den Lehren unserer Religion so übereinkämen, dass kein wesentlicher Unterschied sei".[10]

Verlobung und Hochzeit

Im September 1792 verließen die dreizehnjährige Prinzessin Luisa und die elfjährige Prinzessin Friederike die Residenzstadt Karlsruhe. Nach der sechswöchigen Fahrt wurden die badischen Schwestern von Kaiserin Katharina der Großen in Zarskoje Selo mit allen Ehren empfangen. Die beiden Prinzessinnen sahen gut aus. In ihren Memoiren beschrieb Karoline von Freystedt, die Hofdame von Erbprinzessin Amalie, die beiden Prinzessinnen vor der Abreise nach Russland so: „Prinzessin Luise war bildschön: goldfarbenes Haar, das Gesicht von schönster Ovalform, die Farbe frisch und rosig; sie war groß für ihr Alter, von vollem Wuchs und reizender Freundlichkeit und Munterkeit. Prinzessin Friederike, beinahe noch ein Kind, blaß, mit sehr regelmäßigen und feinen Zügen und den schönsten blauen Augen, dabei aber noch etwas schwach, sogar kränklich aussehend. Es gab nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, dass sie zur Gemahlin des jungen Großfürsten Alexander würde gewählt werden."[11] Die Ehefrau der französischen Gesandten beim russischen Hof, Sophia Goffée, notierte im Jahre 1792 in St. Petersburg ihren ersten Eindruck von Prinzessin Luisa, der späteren Kaiserin: „Elisabeth war entzückend, charmant und vereinigte in sich alle Vorzüge. Ihr Gesicht war makellos und frisch wie eine Rose, ihre Haare aschblond. Ihre feinen Gesichtszüge und ihr Gesichtsausdruck waren mit Gefühl und Vernunft gefüllt. Alles bei ihr war anziehend und zauberhaft".[12]

Bei der Beschreibung des Aussehens von Prinzessin Luisa stimmen Frau Freystet und Madame Goffée überein, obwohl die beiden Damen an verschieden Orten und zu verschiedenen Zeiten über sie schrieben und nicht miteinander bekannt waren.

Erst nach eineinhalb Monaten entschieden sich die Zarin Katharina die Große und der 15-jährige Großfürst Alexander für die Prinzessin Luisa. Die kleine Friederike kehrte nach Karlsruhe zurück. Sechs Jahre später heiratete Friederike König Gustav IV. Adolf von Schweden. Bereits nach dieser Heirat bekam die Erbprinzessin Amalie den Namen „Schwiegermutter Europas".

Luisa reagierte auf die ganze Situation mit erstaunlicher Reife für ihr Alter. Der Abschied von der badischen Heimat war tränenreich, aber sie widersprach dem Willen ihrer Eltern nicht. Der Hof von Katharina der Großen beeindruckte die junge Prinzessin sehr mit seiner Pracht und seinem Reichtum. Auch den zukünftigen Bräutigam, Großfürst Alexander, fand sie sehr hübsch, aber zuerst ziemlich feindselig.[13] Nach und nach näherten sich der 15-jährige Großfürst Alexander und die 13-jährige Prinzessin Luisa und verliebten sich ineinander. Am 20. Dezember 1792 bat Katharina die Große den Erbprinzen von Baden offiziell um die Hand seiner Tochter Luisa für ihren Enkel Alexander. Nachdem die badischen Eltern ihr Einverständnis für die Ehe gegeben hatten, wurde im Januar 1793 das junge Paar verlobt. Luisa und Alexander wohnten in der Sommerresidenz des Zaren, Zarskoje Selo. Die badische Prinzessin lernte mit den Hoflehrern die russische Sprache und Religion. Im Mai 1793 trat die evangelische Prinzessin Luisa Maria Augusta von Baden zum griechisch-orthodoxen Glauben über. Sie bekam den neuen Namen Elisabeth Alexiewna.

Am 28. September 1793 heiratete die Großfürstin mit dem neuen Namen Elisabeth Alexiewna Alexander Pawlowitsch. Die Hochzeit war prunkvoll, das junge Paar war schön und strahlend, so dass es viele mit Amor und Psyche verglichen. Die Kaiserin Katharina die Große schrieb nach der Vermählung: „Alle sagten, dass sich hier zwei Engel die Treue

geschworen hätten. Es gab nichts Rührenderes zu sehen, als diesen fünfzehnjährigen Bräutigam mit seiner vierzehnjährigen Braut".[14]

Die regierende Kaiserin

Die ersten Jahre herrschte in der jungen Ehe Glück. Elisabeth schickte begeisterte Briefe nach Hause an ihre Mutter. „Er hält das Glück meines Lebens in seinen Händen", schrieb sie, „ganz gewiß wird er mich für immer unglücklich machen, wenn er jemals aufhört, mich zu lieben".[15] Der Umschwung in der Ehe kam unerwartet. Alexander verlor noch zu Lebzeiten Katharina der Großen das Interesse an seiner jungen Frau. Über diese Entfremdung berichtete ein Mitglied des kaiserlichen Geheimrates, der Senator und Lehrer Alexanders, Alexander Protasov in seinem Tagebuch. Protasov notierte, was ihm Großfürst Alexander anvertraute, dass „er sich bereits in eine hiesige Frau verliebt habe, […] dass aber Prinzessin Luisa seiner Meinung nach viel mehr der Liebe wert sei als alle Personen hier." Weiterhin bemerkte Protasov, dass Alexander noch zu jung sei, um seine Frau auszufüllen. Er sei ganz vernarrt in kindliche, vor allem militärische Spielchen und dass der Umschwung in der Ehe nur davon käme, dass er zu früh geheiratet habe.[16]

Und doch hatte Elisabeth in der Zeit von 1792 bis 1796, als Katharina die Große noch regierte, die glücklichsten Jahre ihres Lebens. Katharina die Große verhielt sich gegenüber Elisabeth und ihrem Enkel Alexander liebevoll und aufmerksam. Sie war dem jungen großfürstlichen Paar sehr gewogen. Elisabeth fühlte sich wohl in ihrer Rolle als kleine Hausherrin in ihrem neuen russischen Zuhause. Im Jahre 1811 erinnerte sich Kaiserin Elisabeth in einem Brief an ihre Mutter an diese Zeiten und an Katharina die Große: „Sie hat die angeborene Fähigkeit gehabt, jeden zu verstehen und zu unterstützen. In ihrer Gegenwart fühlte man sich geborgen und geschützt. Ach, warum konnte sie nicht noch 10 Jahre länger am Leben bleiben! Einige familiäre Aspekte meines Lebens lassen mich immer öfter ihren Tod bedauern."[17]

Mit dem Tod Katharinas der Großen 1796 begann in Russland eine neue Ära. Ihr Sohn Paul folgte auf den Thron. Er hatte seine Mutter gehasst und überschüttete das Volk mit unzähligen Reformen. Der Kaiser Paul verhielt sich seiner eigenen Familie gegenüber zunehmend argwöhnisch. Er ließ die Briefe von Elisabeth kontrollieren und machte seinem Sohn Alexander zahlreiche Vorwürfe. Das war seine Rache für die große Liebe Katharinas zu ihrem Enkel und seiner Frau. Während Pauls Regierungszeit zogen sich Alexander und Elisabeth so weit wie möglich aus der Öffentlichkeit zurück. Im Mai 1799 kam ihre kleine Tochter Marie zur Welt. Die Freude der Eltern war groß. Doch nach weniger als einem Jahr verstarb das kleine Mädchen.

In der Nacht vom 11. zum 12. März wurde der Kaiser Paul Petrowitsch von Russland in seinem Schloss von Verschwörern ermordet. Die Großfürstin Elisabeth Alexiewna versuchte ihre Schwiegermutter Maria Fedorowna und ihren eigenen Mann zu trösten. In einem Bericht über die Mordnacht heißt es:

„In dem allgemeinen Durcheinander, das im ganzen Schloss herrschte, war es, wie alle bestätigen, von den Familienmitgliedern allein die junge Kaiserin, die Nervenstärke zeigte. Sie bemühte sich, Alexander zu trösten, ihm Mut und Selbstsicherheit zurückzugeben. Sie verließ ihn die ganze Nacht nicht und entfernte sich nur für einige Augenblicke, um, so weit es ihr möglich war, die Schwiegermutter zu beruhigen […] während die Verschwörer, betrunken von ihrem Erfolg […] die Herren im Schloss waren. Kaiserin Elisabeth wurde eine wirkliche Waffenstillstands- oder Friedensvermittlerin zwischen ihrem Gatten, ihrer Schwiegermutter und den Verschwörern".[18]

Elisabeth selbst „verurteilte den grausamen Kaisermord, gab aber gleichzeitig zu, dass dieses Verbrechen unvermeidbar war, weil die Verhärtung der Gesellschaft und die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes mit der Politik des Kaisers Paul I. einen Höhepunkt erreicht hatte."[19]

Schließlich gelang es Elisabeth, ihren Ehemann zu beruhigen, seine großen Zweifel zu zerstreuen, ihn zu überzeugen und ihn aus der schweren seelischen Belastung zu befreien.

Er stimmte ihren Argumenten zu, riss sich zusammen und sprach zur Garde. Am 12. März 1801 bestieg der 23-jährige Großfürst Alexan-

der den Thron und wurde zum neuen Herrscher aller Reußen. Der junge Kaiser dankte seiner Frau für ihre moralische Unterstützung mit einer sehr menschlichen Geste. Er lud ihre Eltern Amalie und Karl Ludwig von Baden nach St. Petersburg ein. Die Einladung wurde von dem Erbprinzenpaar dankbar angenommen. Am 11. Juni 1801 kamen die Erbprinzessin Amalie und Erbprinz Karl Ludwig nach St. Petersburg. Zusammen mit den Eltern kamen auch die Geschwister der Kaiserin, Prinz Karl und die Prinzessinnen Amalie und Marie. Elisabeth traf ihre Familie in der Nähe von St. Petersburg in Koskowo. Die Einzelheiten dieser Reise notierte der badische Baron Christian Freiherr Gayling von Altheim in seinem Tagebuch. Über das Wiedersehen der russischen Kaiserin mit ihren Eltern schrieb er folgendes:

„Am 23. Juli, 6 Uhr früh, wurde die Reise fortgesetzt über Opolie, Tschirkowitzii nach Koskowa, wo die Mittagstafel stattfinden sollte. Eine Stunde vor Koskowa kam Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth ihren durchlauchtigsten Eltern entgegen und unter freiem Himmel wurde so das Fest des ersten Wiedersehens gefeiert.

Lange blieb die Kaiserin in stummer Umarmung am Halse ihres geliebten Vaters, und ebenso in den Armen ihrer zärtlichen Mutter. Alle Umstehenden, denen das seltene Glück zu Theil wurde, Zeuge eines solchen Wiedersehens zu sein, waren tief ergriffen, und freudigste Rührung glänzte in Aller Augen. Die Kaiserin ist aber auch ganz dazu geschaffen, Herz und Phantasie einzunehmen, – sie ist eine schöne, imponierende Frau, bei der Anmuth und Würde im schönsten Vereine zu finden sind. […]

Nach aufgehobener Tafel ging die Reise über Kippen nach Strelna weiter, einem von Peter I. erbauten kaiserlichen Lustschloss mit schönem Garten am finnischen Meerbusen, wo der Fluss Strelna in die Ostsee mündet. Seine Majestät der Kaiser Alexander I. empfing hier seine durchlauchtigsten Schwiegereltern auf das Freundlichste und hatte die Gnade, sich huldreichst deren ganzes Gefolge vorstellen zu lassen.

Der Kaiser ist eine ausgezeichnete, ebenso einfache, als liebenswürdige Persönlichkeit, die Herzen gewinnen und Vertrauen zu seiner Person erwecken muss. Güte und Milde strahlen aus seinen Blicken und Einsicht und Wärme sprach aus jedem seiner Worte.

Im schnellsten Laufe fuhren wir hierauf vollends der Kaiserstadt zu und Ihre Majestäten geleiteten ihre durchlauchtigsten Eltern und Geschwister in ihren prächtigen Sommerspalast auf Kamenoi Ostrow.“[20]

Am 31. August verabschiedete sich Elisabeth von ihren Eltern und fuhr zur Krönung nach Moskau. Ihre Schwester Amalie blieb in Russland und begleitete sie zu den Krönungsfeierlichkeiten. Das Erbprinzenpaar reiste von St. Petersburg nach Stockholm, um dort die zweite verheiratete Tochter, Königin Friederike von Schweden, zu besuchen.

Im September 1801 wurde der 23-jährige Großfürst Alexander Pawlowitsch zum Kaiser und die 22-jährige Großfürstin Elisabeth Alexiewna zur Kaiserin von Russland gekrönt. Das russische Volk empfing das neue kaiserliche Paar mit großem Jubel, Begeisterung und vielen Hoffnungen. Eine Zeugin der Krönungszeremonie, Gräfin Dorothea Lieven, erinnerte sich: „Beide waren wirklich ein anziehendes Paar. Kein Wunder, dass das Volk von Enthusiasmus, ja von einer beinahe leidenschaftlichen Liebe für ihre neuen Herrscher erfüllt war. So war der verheißungsvolle Beginn der neuen Regierung wie eine prachtvolle Sonne, die nach einer schrecklichen Nacht aufging.“[21]

Sie waren eines der schönsten kaiserlichen Paare in Europa. Der junge Kaiser ritt, oft nur mit einem einzigen Begleiter, durch St. Petersburg oder ging zu Fuß. Die Kaiserin fuhr in einer Kutsche mit einer Ehrendame durch die russische Hauptstadt. Zusammen konnte man das kaiserliche Paar oft im Sommergarten beim gemeinsamen Spaziergang sehen. Alexander erinnerte sich mit Dankbarkeit an die Unterstützung, die ihm seine Frau am 11. März 1801 leistete. Bis 1804 hatten die Eheleute miteinander ein herzliches und freundschaftliches Verhältnis.

Aber ein Problem wurde im Laufe der Zeit immer dringender. Der Kaiser wollte einen Thronfolger haben. Elisabeth hegte denselben Wunsch, aber bislang war dieser Wunsch nicht

in Erfüllung gegangen. Alexander entfernte sich mehr und mehr von seiner Frau. Er begann eine Affäre mit der Gräfin Maria Narischkina. Die geborene Polin Narischkina begriff schnell, wo das größte Problem in der Ehe der kaiserlichen Familie lag. Sie nutzte die Situation und ging ein Verhältnis mit Alexander ein. Die Gräfin Narischkina fühlte sich sicher und verhielt sich unverschämt. „Auf einem Ball im Jahr 1804, wie man es aus einem Brief von Elisabeth zu ihrer Mutter nachlesen kann, kam Narischkina zur Kaiserin und teilte ihr ihre Schwangerschaft mit. Diese unverzeihliche Ausschreitung hatte zum Ziel, Elisabeth zu erniedrigen. Narischkina war im zweiten Monat schwanger und die Sache war noch nicht offenkundig. Inzwischen blieb Elisabeth nichts anderes übrig, als zu begreifen, wie diese Schwangerschaft zustande kam".[22] Ab 1804 war es für niemanden mehr am Kaiserhof ein Geheimnis, mit wem der junge Kaiser seine Zeit verbrachte. Aus dieser Affäre, die 14 Jahre dauerte, entstanden zwei Töchter, Zinaida und Sophia. Zinaida starb kurz nach der Geburt 1810 und Sophia im Jahre 1823 an Lungenschwindsucht in Peterhof.

Die von ihrem Ehemann vernachlässigte Kaiserin blieb kinderlos und ohne moralische Unterstützung durch ihre badischen Verwandten. „Sie fühlte sich unverstanden und verlassen", schrieb der französische General Savary in seinen Memoiren. „Sie hatte sich in sich selbst zurückgezogen, verbarg ihre wahren Gefühle hinter einem undurchdringlich kalten Aussehen und schien stolz darauf zu sein, wie eine Fremde am Hof ihres Mannes zu leben und dort völlig übersehen zu werden".[23]

Der Hof intrigierte gegen Elisabeth Alexiewna. Die Witwe Pauls, Maria Fedorowna, stellte ihre Ansprüche als Kaiserin, war sich in St. Petersburg überall präsent und mischte sich ins politische Leben ein. Während der gesamten Regierungszeit Alexander I. gab es in Russland zwei Kaiserinnen. Ohne Kampf gab Elisabeth ihre Rechte als erste Dame in Russland an die Schwiegermutter ab und fand sich mit einer Rolle in der zweiten Reihe ab.

Der sächsische Gesandte in Russland, Rosenzweig, hinterließ im Jahre 1804 seine Beschreibung über die Kaiserin und ihr Leben in dieser Zeit:

„Die regierende Kaiserin geht auf die 26 zu. Sie wurde am 13. Januar 1779 geboren. Als Enkelin des Markgrafen von Baden genoss sie eine gute Ausbildung, die wahrscheinlich heutzutage ein fester Bestandteil der Erziehung aller deutschen Prinzessinnen ist. […] Man kann kaum ihre ganze Schönheit in Worte fassen. Ihre Gesichtszüge sind fein und gerade. Sie hat ein griechisches Profil, große blaue Augen, ovale Gesichtsform und aschblonde Haare. Ihre Figur ist elegant und majestätisch. Ihr Gang ist schwebend. Mit einem Wort gehört die Kaiserin zu einer der schönsten Frauen der Welt. Nach allgemeiner Meinung hat sie einen ruhigen und sanftmütigen Charakter. Bei näherer Betrachtung kann man in ihrem Gesichtsausdruck eine leichte Melancholie erkennen. Ihre Freizeit verbringt sie vorwiegend mit Lesen, Spaziergängen und sie beschäftigt sich mit Kunst. Die meiste Zeit verbringt sie in der Gesellschaft ihrer Schwester, Prinzessin Amalie von Baden, und mit einigen Damen, die ihre Zuneigung gewonnen hatten. […] Es ist schwer zu beurteilen, ob Ihre Majestät einen Einfluss auf den Kaiser hat. Es sieht aber so aus, als ob sie es bevorzugen würde, sich in die politischen Angelegenheiten nicht einzumischen. Deswegen hat sie keinen Einfluss auf die staatlichen Angelegenheiten".[24]

Der sächsische Gesandte schätzte den Einfluss der Kaiserin auf die Politik richtig ein. Die junge Kaiserin beteiligte sich an der Politik einfach nicht. Deswegen machte ihr ihr badischer Onkel, Prinz Ludwig, folgenden Vorwurf:

„Die Elisabeth hat keinen Begriff von dem Gefühl, ihren Verwandten durch den Platz, den sie in der Welt einnimmt, nützlich zu sein und von ihnen Vorteile zu verschaffen. Sie begreift es nicht, wie man badischerseits unzufrieden darüber sein kann. Sie wäre unzufrieden, wenn man in ihrer Gegenwart vom Kaiser etwas verlangt."[25]

Prinz Ludwig kam im Sommer 1802 nach St. Petersburg und wollte Zar Alexander I. bitten, die badischen Ansprüche auf die badischen Verluste auf der linksrheinischen Seite und auch auf die Orte Hirschhorn und Odenheim geltend zu machen. Alexander hatte

ein Jahr früher versprochen, „die badischen Wünsche bei der französischen Regierung und beim Ersten Konsul Napoleon Bonaparte in jeder Weise zu fördern“.[26] Prinz Ludwig hoffte auf die Hilfe von seiner Nichte. Elisabeth mischte sich bei dem Gespräch nicht ein. Sie kannte den unberechenbaren Charakter des Kaisers Alexander I. Vermutlich versuchte sie, auf ihren Mann Einfluss zu nehmen und bat ihn, ihrer badischen Heimat zu helfen. Schließlich bekam Prinz Ludwig später, was er gefordert hatte. Aber die badischen Verwandten, die die wahre Lage, in der sich Elisabeth befand, nicht kannten, blieben trotzdem bei ihrer Meinung, dass Kaiserin Elisabeth einfach ihrer badischen Heimat nicht helfen wollte, obwohl sie es könne. Vielleicht hatten sie deswegen im Laufe der Zeit aufgehört, sich an die Kaiserin zu wenden und mit ihrer Hilfe zu rechnen. Allmählich war sie in Baden in Vergessenheit geraten. In ihrer badischen Heimat hatte sie nur mit wenigen Leuten Verbindung gehalten.

Obwohl der seelische Zustand und die Lage von Kaiserin Elisabeth nach der Entfremdung von ihrem Mann zu wünschen ließ, hoffte sie, dass im Laufe der Zeit alles wieder gut würde. Elisabeth fühlte sich Russland verbunden und wollte ihre zweite Heimat nicht verlassen.

„Jetzt habe ich tatsächlich die Hälfte meines Lebens hier verbracht. Als ich hierher kam, war ich 13, jetzt bin ich 26 Jahre alt. Das heißt, ich habe hier mehr Zeit verbracht als in Deutschland, denn das Leben bedeutet meiner Meinung nach denken und fühlen. In der früheren Kindheit führt man eine eher unbewusste Existenz. Ich empfinde eine starke und zärtliche Zuneigung zu Russland, obwohl es mir auch immer angenehm ist, an Deutschland zu denken und es wiederzusehen. Es wäre für mich dennoch schade, Russland für immer zu verlassen. Ich würde mich für das Leben in Russland sogar in dem Fall entscheiden, selbst dann, wenn ich gezwungen wäre, mich vor der ganzen Welt zu verbergen. Das ist keine blinde Begeisterung, die mich daran hindert, die Vorteile anderer Länder gegenüber Russland zu sehen. Ich erkenne dessen Nachteile, aber ich sehe auch gleichzeitig ein, was aus dem Land werden kann und freue mich über jeden seiner Fortschritte.“[27]

Kaiserin Elisabeth Alexiewna Gemälde von George Dou

Im Jahre 1805–1806 erlebte Kaiserin Elisabeth Alexiewna eine große Liebe zu dem russischen Offizier Alexej Ochotnikow. Auf Befehl von Alexanders Bruder, dem Großfürsten Konstantin, der dieses Verhältnis als eine Dynastieschande bezeichnete, wurde Ochotnikow im Herbst 1806 schwer verletzt und starb an dieser Wunde. Es halten sich die Gerüchte, dass die zweite Tochter der Kaiserin, die kurz vor dem Tod Ochotnikows geboren wurde, ihr gemeinsames Kind war. „Die einzige, erste und letzte Liebesbeziehung der Kaiserin war sehr dramatisch“, schrieb Großfürst Nikolai Michailowitsch in einem geheimen Kapitel, „und brach die Frau, die in ihrer Seele den Schmerz bis zum Tode trug“.[28]

Der Einmarsch der französischen Armee von Napoleon erweckte bei Elisabeth sehr starke Gefühle. Die Kaiserin war zu einer russischen Patriotin geworden und blieb es bis an ihr Lebensende. Am Tag der Schlacht von Borodino am 26. August 1814 schrieb sie an ihre Mutter:

„Sicherlich sind Sie in Deutschland sehr schlecht darüber informiert über das, was sich

bei uns zuträgt. Vielleicht haben Sie gar schon geglaubt, wir seien bis ins äußerste Sibirien geflohen. Aber wir haben St. Petersburg noch nicht verlassen. Wir sind auf alles gefasst und denken nicht an Verhandlungen. Je weiter Napoleon vorrückt, umso weniger darf er sich einbilden, mit uns Frieden schließen zu können. Darüber sind wir uns alle einig, der Kaiser wie die ganze Nation in all ihren Schichten. […] Und damit hat Napoleon nicht gerechnet. Er hat sich hierin wie in vielen anderen Dingen getäuscht. Jeder weitere Schritt, den er in dieses ungeheure Russland vorwagt, bringt ihn näher an den Abgrund heran. Wir werden ja sehen, wie er den Winter hier überstehen wird!"[29]

Nach der Schlacht beim Dorf Borodino in der Nähe von Moskau waren tausende Soldaten und Offiziere der Grande Armee in Gefangenschaft geraten. An der Seite von Napoleon kämpften auch die badischen Feldbrigaden. Generalmajor Graf Wilhelm von Hochberg fertigte eine Liste der in russische Gefangenschaft geratenen badischen Offiziere an und wandte sich persönlich an die russische Kaiserin Elisabeth mit der Bitte, am Schicksal ihrer Landsleute teilzunehmen. Über die Reaktion der russischen Kaiserin und ihrer in St. Petersburg verbliebenen Schwester Amalie berichtete Karoline Freystedt folgendes:

„Kaiserin Elisabeth und ihre Schwester Prinzessin Amalie zeigten sich ihren gefangenen Landesleuten als rettende Engel. Ihrer Wohltätigkeit verdankte mancher das Leben. Prinzessin Amalie hatte kurz vorher ihr väterliches Erbteil erhalten, welches in einigen zwanzigtausend Gulden bestand; sie gab es ganz hin, um die Notleidenden zu unterstützen. Ihr Kummer war nur, nicht mehr zu besitzen, um noch mehr geben zu können."[30]

Ohne Zweifel traf Kaiserin Elisabeth eine solche Entscheidung nicht alleine. Als die Liste von Graf Hochberg zugesandt wurde, hatte die Kaiserin mit ihrem Ehemann darüber geredet und bat ihn, die gefangenen badischen Offiziere zu begnadigen.

Napoleon erlitt in Russland eine vernichtende Niederlage. Alexander I. wurde als Befreier Europas gefeiert. Der junge siegreiche Kaiser, der auch bis jetzt bei den Frauen beliebt war, gewann zusätzlich die Verehrung und Sympathie vieler königlicher europäischer Frauen. Elisabeth war stolz auf ihren Mann und gleichzeitig eifersüchtig. Im Herbst 1813 lud Alexander seine Frau ein, nach Europa auf den Wiener Kongress zu fahren. In Russland durften die Kaiserinnen nicht ohne Begleitung ihrer Ehemänner und ernsthafte Gründe das Land verlassen. Es herrschte die Meinung, wenn die Kaiserin alleine das Land verlasse, dann verursache sie dadurch einen großen politischen und moralischen Schaden und zerstöre die Reputation des Landes. Das war der Hauptgrund, warum Kaiserin Elisabeth von der Zeit ihrer Ankunft nach St. Petersburg im Jahr 1792 bis zur Vertreibung der napoleonischen Armee aus Russland 1813 Russland nicht verlassen hat. Die Einladung zum Wiener Kongress war ein gewichtiges Argument, um nach Europa zu fahren.

Das Wiedersehen mit der badischen Heimat

Am 19. Dezember 1813 war Kaiserin Elisabeth mit ihrer Schwester Amalie auf eine Reise nach Deutschland aufgebrochen. Unterwegs wollte sie ihre badischen Verwandten besuchen und sich dort später mit ihrem Mann treffen. Die Reise ging durch Berlin. Dort lernte Elisabeth die 15-jährige Prinzessin Charlotte kennen, die später die Ehefrau von Kaiser Nikolai I. werden sollte. Dann fuhr sie weiter über Leipzig nach Weimar. In Weimar besuchte Elisabeth Alexiewna die Schwester von Alexander, die Erbherzogin von Sachsen-Weimar, Maria Pavlovna, und lernte dort auch Goethe kennen. Die Kaiserin fuhr weiter nach Frankfurt und von dort führte sie ihr Weg nach Baden in die Stadt Bruchsal. Dort lebte ihre Mutter Amalie, die 1801 nach dem tragischen tödlichen Unfall ihres Ehemanns Karl Ludwig in Schweden nach Bruchsal in das Schloss umgezogen war.

Am 4. Februar 1814 sah die Kaiserin Elisabeth von Russland nach 22-jähriger Abwesenheit zu ersten Mal ihre badische Heimat wieder. Die Markgräfin war ihren Töchtern bis Langenbrücken entgegengefahren. In Bruchsal und im ganzen Land Baden herrschte

wegen ihrer Ankunft Aufregung und Betriebsamkeit. Die ganze Bevölkerung der Stadt und in der Umgebung war in Bewegung. Die Badener hatten sich bemüht, die Kaiserin möglichst feierlich zu empfangen. Der Magistrat holte den Wagen der Kaiserin und ihr Gefolge an der Stadtgrenze ab und begleitete sie bis zum Schlossportal.

Am nächsten Tag ließ der Magistrat erleichtert und erfreut nach Karlsruhe melden:

„Gestern Abend gegen 7 Uhr trafen Ihro Majestät die Kaiserin aller Reussen unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Böller hier ein. Allerhöchstdieselbe nahmen die veranstalteten Feierlichkeiten huldvollst an und geruhten, aus den Händen der weißgekleideten Mädchen, die dargereichten Früchte des vaterländischen Bodens als Trauben, Äpfel, Kastanien, Mandeln etc. eigenhändig in ihrem Appartement abzunehmen und sich lange mit diesen Kindern zu unterhalten. Das Samte Kissen, worauf das Gedicht in Atlas (eingebunden) nebst einem lebendigen Blumenbukett überreicht ward, wurde durch einen Vornehmen ihrer Suite, von dem Schlossportal bis in das Appartement vorgetragen.

Sowohl die Kaiserin als die Frau Markgräfin Hoheit dankten wiederholtermalen für die von der hiesigen Stadt bewiesene Attention, und so ging der gestrige Abend froh und glücklich vorbei“.[31]

Während des 7-monatigen Aufenthalts in Baden besuchte die Kaiserin verschiedene Städte und Orte, in denen sie ihre Kindheit verbracht hatte. Mit ihrer Mutter, ihren fünf Geschwistern und zwölf Neffen verbrachte sie den ganzen Sommer in Baden-Baden. Das badische Wochenblatt berichtete über die Ankunft der Kaiserin in Baden-Baden folgendes:

„Gestern Abend um halb 8 Uhr hatte die hießige Stadt das Glück, Ihre Majestät die Kaiserin Elisabetha Alexiewna von Russland an der Seite ihre Durchlauchtigsten Mutter, der Frau Markgräfin von Baden Hoheit, und ihrer Schwester der Königin von Schweden Majestät, mit des königl. Prinzen und der königl. Prinzessinnen Hoheiten in ihre Mauern einziehen zu sehen. Allerhöchstdenselben wurden an der Stadtgrenze von der hießig bürgerlichen Kavallerie, und an der vor dem Einzugsthore errichteten Ehrenpforte von den Großherzogl. Beamten und dem Stadtrathe, unter dem Donner des Stadtgeschützes und Läutung aller Glocken, so wie auch unter dem ununterbrochenen Vivatrufen der von den Schulkindern bis zu den Greisen versammelten Volksmenge empfangen; zwölf junge Mädchen umgaben sogleich den fürstl. Wagen und währenddem zwey derselben Ihrer Kaiserl. Majestät die nachfolgenden Strophen im

Kaiser Alexander I. und Kaiserin Elisabeth Alexiewna

Namen der Stadt Baden überreichten, welche die erhabene Fürstin mit der huldreichsten Freundlichkeit aufnahm, umschlangen die übrigen den Wagen mit Blumengewinden. Ihre Kaiserl. Majestät geruhten allergnädigst, unmittelbar nach ihrer Ankunft im Schlosse, sich die Großherzogl. Diener und den Stadtrath vorstellen zu lassen, und sie auf das huldreichste zu empfangen. Eine allgemeine Beleuchtung der Stadt beschloß dieses, Badens Bewohnern gewiß ewig unvergeßliche Fest.“[32]

Der Aufenthalt in der Heimat wirkte auf die Kaiserin nach zweiundzwanzigjähriger Abwesenheit sehr beruhigend und füllte ihr Herz mit stiller Freude.

„Ich bin hier seit vier Wochen an einem der schönsten Orte der Welt“, notierte sie in Baden-Baden. „Das ist eine Landschaft, die sogar diejenigen beeindruckt, die schon die schönsten Gegenden gesehen haben. Das ist mein zweiter Aufenthalt hier: schon im Monat

Juni waren wir für kurze Zeit hier, aber ein ganzes Jahr würde nicht ausreichen, um wirklich alle Schönheiten der Gegend kennenzulernen. Ich habe die Freude in einem alten Schloß zu wohnen, dessen sämtliche Etagen mit Familienportraits geschmückt sind. Dieses Schloß liegt auf einem Berg, und über unseren Köpfen, auf einem noch höheren Berg, sieht man die Ruine von einem anderen Schloß, das ist die wahre Wiege meiner Familie! Felsen und uralte Eichen umgeben es. Zu unseren Füßen breitet sich die kleine Stadt Baden wie in einem Amphitheater im Tal aus und wir schweben auf den Dämpfen seiner heißen Quellen und denen, die das leichte Leben der Badegesellschaft verursacht, an dem wir so wenig wie möglich teilnehmen, da hier die Familie Beauharnais eine große Rolle spielt. […] Schade, dass dieses schöne Fleckchen Erde nicht in Russland liegt".[33]

Nach vielen Jahren des Lebens in St. Petersburg, wo Luisa als Kaiserin sich immer an das strenge Etikett halten musste, konnte sie es sich jetzt endlich leisten, die Etikette fallen zu lassen und in ihrer Heimat ein ganz einfaches Leben zu führen. Die Kaiserin fühlte sich wohl, als ob sie wieder in ihre ruhige deutsche Kindheit eingetaucht wäre.

„Die Kaiserin unternahm große Ausflüge zu Fuß, einmal bis Ebersteinburg mit ihren Schwestern, sie blieben bis tief in die Nacht weg, weil sie sich zu spät in Bewegung gesetzt hatten, so daß die Markgräfin voll Besorgnis und etwas übler Laune ward. Eine Holzschwellung in Geroldsau beim Wasserfall war auch ein nie gesehenes Schauspiel für die Kaiserin, die so viel Sinn für die einfachen Freuden in dieser schönen Natur hatte."[34]

Anfang September trat Elisabeth Alexiewna die Reise nach Wien an. Dort sollte sie sich mit ihrem Mann treffen. Kaiser Alexander I. und seine Alliierten mussten nach dem Sieg über Napoleon über die Neuordnung Europas entscheiden. Der Abschied von der Heimat fiel der Kaiserin Elisabeth schwer. Sie dachte, dass sie ihre Heimat bis zum Ende ihres Lebens nie mehr wiedersehen werde. Ein Zeuge des schweren Abschieds war ein Gedenkstein. Er wurde auf Wunsch der gebürtigen badischen Prinzessin Luisa errichtet. Zur Erinnerung an ihren Aufenthalt in Karlsruhe ließ sie auf dem Stein die Verse aus Wielands „Oberon" einmeißeln:

„Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen Dir gewogen
Fühlt überall nach Dir sich heimlich hingezogen
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus Dir verbannt."
E.A.

Diese Strophen spiegelten den inneren Zustand der Kaiserin wieder.[35]

Am 27. September 1814 kam Kaiserin Elisabeth Alexiewna in Wien an. In Wien stand das russische kaiserliche Paar im Mittelpunkt. Das Ehepaar wurde ständig beobachtet. In der Öffentlichkeit bemühten sich Alexander und Elisabeth, glücklich und zufrieden zu wirken. Alexander war seiner Frau gegenüber äußerst höflich und zuvorkommend. Doch zeigte er manchmal eine Entfremdung zu ihr, die auch für andere auffällig war. Der französische Graf August de la Garde war einer von vielen, der es bemerkte und beschrieb:

„Von einem Gatten, den sie anbetete, von allem Anfang an vernachlässigt, hatten Einsamkeit und Kummer eine süße Schwermut über sie gebreitet, die aus jedem Tone ihrer Stimme zitterte und ihren Gesten etwas Bestrickendes und Unwiderstehliches lieh."[36]

Die letzten Jahre der Ehe

Im Jahre 1818 waren Elisabeth und Alexander 25 Jahre verheiratet. Über ihr gemeinsames Leben gab es nicht viel und wenn, dann eher Unerfreuliches zu berichten. Die kommenden Jahre änderten überraschenderweise alles in dem Verhältnis zwischen den Eheleuten. Nach dem Sieg über Napoleon verwandelte sich Alexander allmählich zu einem Mystiker. Er wollte keinen feierlichen Empfang, als er nach St. Petersburg heimkehrte. Düstere Gedanken an seine Blutschuld am Vatermord beschlichen ihn. In Zarskoje Selo stand er stundenlang am Fenster und starrte in den Park. Von den

Menschen enttäuscht, der Frauen überdrüssig, der Verehrungen müde, näherte sich Alexander nach Jahren der Gleichgültigkeit seiner Frau wieder an und sorgte für sie. Sie führten die darauffolgenden Jahre eine zufriedene Ehe. Im Jahre 1824 verschlechterte sich die Gesundheit von Elisabeth. Alexander war sehr besorgt. Die Angst, seine Frau zu verlieren, war sehr groß. Die Ärzte rieten zu einer Luftveränderung. Das kaiserliche Paar reiste nach Südrussland in die Stadt Taganrog. Dort ließ Alexander ein Haus einrichten. Elisabeth und Alexander verbrachten dort glückliche Monate.

„Die einzige Sorge von Kaiser Alexander I. in Taganrog war die Gesundheit der Kaiserin und die Erfüllung jeder ihrer Wünsche. Er wollte ihren Aufenthalt dort möglichst angenehm machen", erinnerte sich der Leibarzt der kaiserlichen Familie Dmitrij Tarasov. […] „Alle Untergebenen freuten sich über das Privatleben von Kaiser und Kaiserin und nannten sie untereinander ein junges Ehepaar."[37]

Von der Liebe und Aufmerksamkeit ihres Mannes umgeben, fühlte sich die Kaiserin gesundheitlich besser. Sie erlebte die glücklichsten Momente ihrer Ehe.

Am 19. November 1825 starb Alexander I. im Alter von 47 Jahren. Elisabeth schrieb an die Schwiegermutter nach Sankt Petersburg: „Unser Engel ist in den Himmel eingegangen, und ich […] hoffe, bald mit ihm vereint zu sein".[38]

Der Gesundheitszustand der Kaiserin verschlechterte sich danach rasch. General Afanasij Solomko berichtete in seinem Rapport folgendes:

„Seine Majestät, der Kaiser Alexander, entschlief am 19. November 1825 um 10 Uhr und 52 Minuten. Die Kaiserin drückte ihm die Augen zu, band ihm sein Kinn, segnete ihn und verließ das Zimmer. Ihr wurde angeboten, das Haus zu verlassen, aber sie lehnte es ab. Zweimal wurde für ihn die Seelenmesse abgehalten. Die Kaiserin stand bewegungslos neben dem Verstorbenen. Als das Requiem gesungen wurde, wäre sie beinahe ohnmächtig geworden. Sie steht stundenlang neben ihm und wendet ihre Augen von ihm nicht ab. Wir befürchten, dass wir statt eines Sarges von hier zwei Särge transportieren müssen."[39]

Nach dem Tod ihres Mannes wollte sie nicht in Baden, aber auch nicht in St. Petersburg leben. „Was mein Schicksal betrifft", schrieb die Kaiserin ihrer Mutter eine Woche nach dem Tod Alexanders aus Taganrog, „ich kann ganz aufrichtig sagen, seit diesem Moment existiert für mich in dieser Welt nichts mehr. Alles ist mir gleichgültig geworden. Ich erwarte vom Leben nichts mehr, ich habe keine Wünsche. Ich weiß nicht, wohin ich mich begeben soll. Mit Sicherheit kann ich nur sagen, ich werde auf keinen Fall nach St. Petersburg zurückkehren, es wäre für mich unmöglich."[40]

„Frieden für Europa" (1814). Die Kaiserin Elisabeth, mit dem Olivenzweig in der Hand, führt ihren Ehemann Alexander I. Über dem durchlauchtigsten Kaiserpaar schwebt ein Adler mit zwei Lorbeerkränzen.
Anonyme Skizze, um 1815

Der neue russische Kaiser Nikolai I. bot Elisabeth an, in Moskau, das sie sehr liebte, zu leben. Kaiserin Elisabeth Alexiewna starb am 4. Mai 1826, bevor sie ihr Reiseziel Moskau erreichte, in dem kleinen Ort Belew. Sie hinterließ kein Testament. Während ihres Lebens hatte sie oft wiederholt, dass sie nach Russland nichts mitgenommen habe, deswegen gehöre ihr im Lande nichts. Auf ihren badischen Erbteil hatte sie 1794 direkt nach der Heirat verzichtet. Am 26. Juni wurde die geborene

badische Prinzessin Luisa, die russische Kaiserin Elisabeth Alexiewna, in allen Ehren in der Peter-und-Paul-Kathedrale in der Familiengruft der Romanow-Zaren in St. Petersburg beigesetzt.

Wenn man das Leben der schönsten aller russischen Kaiserinnen, der gebürtigen badischen Prinzessin Luisa resümieren will, kann man sagen, dass sie in Russland ein unglückliches Schicksal hatte. Es wurde bereits im November 1792 von Katharina der Zweiten besiegelt, die um jeden Preis ihren Enkel Alexander als Thronfolger sehen wollte. Sie ließ ihren Enkel Alexander Prinzessin Luisa von Baden heiraten und errichtete dadurch eilig den dritten Zarenhof. Der neuentstandene dritte Zarenhof bestand aus dem 15-jährigen Alexander, der 14-jährigen Luisa und Katharinas ergebenen Anhängern, die machtgierig waren und nach Katharinas Tod an der Spitze der Macht ihre führenden Positionen in Russland beibehalten wollten.

In den letzten Jahren ihrer Regentschaft benahm sich Katharina die Zweite im Grunde genommen nicht wie eine kluge und weitblickende Politikerin, sondern eher wie eine Intrigantin. Es war eine staatsfeindliche Aktion Katharinas der Großen ihren Sohn, den rechtmäßigen Erben, um jeden Preis gewaltsam zu entthronen. Einige Jahre vor ihrem Tod wurde der sogenannte Kleine Zarenhof, Pauls Hof, gebildet. Dieser Zarenhof hatte sich im Laufe von mehr als zwanzig Jahren geformt, hatte seine Traditionen, festen Familienbeziehungen, seine Anhänger und einen eigenen gut funktionierenden Staatsapparat, der schon darauf vorbereitet war, die Regierung Russlands zu übernehmen.

Das Familienleben von Alexander und Elisabeth hätte glücklich sein können, wenn nicht Katharina die Zweite von 1793 bis 1796 die beiden auf ihre Regierungsrolle vorbereitet hätte. Sie ließ ihren Enkel Alexander Prinzessin Luisa heiraten, gründete den dritten Zarenhof, wodurch sie Streit zwischen Vater und Sohn – Alexander und Paul stiftete. Wegen Katharina der Zweiten war die 13-jährige Luisa von Anfang an unwillkommen und wurde von ihren zukünftigen Schwiegereltern Paul und Maria Fedorowna, ebenso wie von dem ganzen Kleinen Hof feindlich aufgenommen. Erstaunlich ist die Tatsache, dass Katharina die Zweite, die ihren Enkel Alexander gegen seinen Vater Paul I. aufbrachte, alles sehr bewusst machte. Das eigene Benehmen einschätzend, schrieb sie, daß sie sich Alexander gegenüber wie ein Teufel benahm.[41] Das bedeutet also, daß ihr Benehmen der Frau Alexanders – Luisa – gegenüber ebenso teuflisch war. Solange Katharina II. am Leben war, standen Alexander und Elisabeth direkt unter ihrem Schutz. Diese offene Feindseligkeit hatten Alexander und Elisabeth erst später, nach Katharinas Tod, zu Spüren bekommen. Katharina die Zweite wollte die Entwicklung Russlands nach ihrem Tod vorherbestimmen. Eines ist ihr jedoch gelungen: vier Jahre nach ihrem Tod haben ihre Anhänger den regierenden Kaiser Paul I. getötet.

Der im März 1801 zerstörte zweite Zarenhof konnte Alexander nicht schaden. Aber Luisa blieb ohne Unterstützung. Als Alexander zum Kaiser gekrönt wurde, distanzierte er sich von den Verschwörern. Die aufgezwungene Ehe mit Luisa, aus der keine Kinder hervorgingen, zerbrach. Pauls Witwe Maria Fedorowna verhielt sich Elisabeth gegenüber kalt und gleichgültig. Die Hofleute bemerkten dieses Verhältnis und behandelten Elisabeth nicht wie eine Kaiserin. Maria Fedorowna stimmte schweigend dem Liebesverhältnis zwischen Alexander I. und Maria Naryschkina zu. Nur ein Kind als Thronfolger konnte Elisabeth Alexiewnas Lage beim Zarenhof retten. Erst dann konnte sie sich wirklich als Zarin fühlen. Im Zarenhof begriff man das und unternahm alles, um die Privatsphäre Alexanders und Elisabeths zu stören. Luisa war alleine nicht imstande, dem ganzen Zarenhof zu widerstehen. Die Einsamkeit und die Sehnsucht nach der Mutterschaft trieben sie in eine sinnlose Affäre mit dem Offizier der Kavallerie A. Ochotnickow. Als Alexander im Herbst 1805 davon erfuhr, war die Ehe zerrüttet.

Eine der schönsten und edelsten Frauen Europas, die russische Kaiserin, Traumfrau zahlreicher mächtiger Männer dieser Welt, lebte seit ihrem 26. Lebensjahr wie eine Nonne. Erst als Elisabeth krank wurde, kümmerte sich Alexander um seine Frau. Luisa konnte nicht nach Deutschland heimkehren,

selbst wenn sie nicht 1794 auf ihr Erbe in Baden verzichtet hätte. Der russische Zarenhof hätte ihr das niemals erlaubt, außerdem liebte sie ihren Mann noch immer.

Elisabeths Schicksal wurde also bereits im November 1792 besiegelt. Katharina die Zweite ließ ihren Enkel heiraten, und machte dadurch Luisa zur Marionette in ihrem großen politischen Spiel. Katharina die Zweite brachte dadurch Paul und Maria Fedorowna gegen Luisa auf. Ihr weiteres Leben bis zum ihren Tod am 4. Mai 1826 war vorherbestimmt..

Anmerkungen

1 I. Cizova, Imperatriza Maria Fedorovna (Die Kaiserin Maria Fedorovna), S. 87, Moskau, 2001.
2 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 39, Baden-Baden, 1997.
3 Velikij Knjaz Nikolai Michajlovic, Imperatriza Elisaveta Alexeewna, supruga imperatora Alexandra I., B. 1, S. 5, St. Petersburg, 1908–1909.
4 A. Danilova (Hrsg), Russkije imperatori, nemezkie prinzessi, S. 190, Moskau, 2002.
5 Memuari imperatrizi Ekaterini Vtoroi, Kolokol, S. 19–21, 1858, Paris.
6 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 14–15 Baden-Baden, 1997.
7 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 14–15 Baden-Baden, 1997.
8 Russkij archiv, N 2, 1869, zitiert nach A. Danilova (Hrsg), Russkije imperatori, nemezkie prinzessi, S. 183–184, Moskau, 2002.
9 Velikij Knjaz Nikolai Michajlovic, Imperatriza Elisaveta Alexeewna, supruga imperatora Alexandra I., B. 1, S. 3, St. Petersburg, 1908–1909.
10 H. L. Zollner, Hans Leopold, Greif & Zarenadler: Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, S. 23, Karlsruhe, 1981.
11 K. Obser (Hrsg), Erinnerungen aus dem Hofleben von Freiin Karoline von Freystedt, S. 15, Heidelberg, 1902.
12 Goffée, Sophia, Istoritscheskie memuari ob imperatore Alexandre i ego dvore, S. 161, Moskau, 1912.
13 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 16, Baden-Baden, 1997.
14 D. Jena, Die Zarinnen Russlands (1547–1918), S. 234, Regensburg, 1999.
15 K. Gayer, Die schöne Badnerin, S. 19, Kehl, 1986.
16 A. Protasov, Alexander, Dnevnyja zapiski A. Protasova o vospitanii Velikago Knjazja Aleksandra Pavlovica, St. Petersburg, 1880, zitiert nach R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 16–17, Baden-Baden, 1997.
17 Russkij archiv, Nr. 12, S. 434, 1909.
18 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 18, Baden-Baden, 1997.
19 Velikij Knjaz Nikolai Michajlovic, Imperatriza Elisaveta Alexeewna, supruga imperatora Alexandra I., B. 2, S. 6, St. Petersburg, 1908–1909.
20 Gayling von Altheim, Aus dem Leben des Freiherrn Ludwig-Christian-Heinrich Gayling von Altheim, Freiburg in Breisgau, S. 135, 1864.
21 H. L. Zollner, Hans Leopold, Greif & Zarenadler: Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, S. 44, Karlsruhe, 1981.
22 Velikij Knjaz Nikolai Michajlovic, Minuti szast'ja bili stol neprodolshitelni. Tainaja glava, Istotschnik, Nr. 5, S. 27.
23 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 39, Baden-Baden, 1997.
24 Velikij Knjaz Nikolai Michajlovic, Imperatriza Elisaveta Alexeewna, supruga imperatora Alexandra I., B. 2, S. 7–9, St. Petersburg, 1908-1909.
25 H. L. Zollner, Hans Leopold, Greif & Zarenadler: Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, S. 61, Karlsruhe, 1981.
26 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 25, Baden-Baden, 1997.
27 Russkij archiv, Nr. 12, S. 426, 1909.
28 A. Krylov, Alexander, Prelestnja Elisaveta, archivnie isiskanija, „Nowaja junost" Nr. 3, S. 28, 2002.
29 H. L. Zollner, Hans Leopold, Greif & Zarenadler: Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, S. 86, Karlsruhe, 1981.
30 K. Obser (Hrsg), Erinnerungen aus dem Hofleben von Freiin Karoline von Freystedt, S. 81, Heidelberg, 1902.
31 H. L. Zollner, Hans Leopold, Greif & Zarenadler: Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, S. 107, Karlsruhe, 1981.
32 Badwochenblatt für die Großherzlicher Stadt Baden, Nr. 6, S. 45–49.
33 R. Effern, Der dreiköpfige Adler: Russland zu Gast in Baden-Baden, S. 61, Baden-Baden, 1997.
34 K. Obser (Hrsg), Erinnerungen aus dem Hofleben von Freiin Karoline von Freystedt, S. 103, Heidelberg, 1902.
35 Der Gedenkstein ist heute im Nymphengarten (dem ehemaligen Erbprinzengarten) zu sehen.
36 H. Spiel (Hrsg.) Der Wiener Kongress in Augenzeugenberichten, S. 315, Düsseldorf, 1965.
37 D. Tarasov, Alexander I., St. Petersburg, S. 176, 1915.
38 H. L. Zollner, Hans Leopold, Greif & Zarenadler: Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, S. 129, Karlsruhe, 1981.
39 A. Firsov, Koncina imperatrizi Elisaveti Alexeewni v Belewe Niva, S. 45–46, Nr. 47, 1908.
40 Krylov, Alexander, Prelestnja Elisaveta, archivnie isiskanija, „Nowaja junost", Nr. 3, S. 37, 2002.
41 A. Danilova (Hrsg), Russkije imperatori, nemezkie prinzessi, S. 190, Moskau, 2002.

Anschrift der Autorin:
Sofia Privalikhina
Klosterweg 38, F 406
76131 Karlsruhe

Emma Guntz

Abiturientin am Schönborn-Gymnasium 1956

In Heft 4/2005 hat die Badische Heimat anlässlich des Jubiläums des Schönborn-Gymnasiums in Bruchsal (1755–2005) zwei Aufsätze zur Geschichte der Schule abgedruckt (Seiten 582–593). Da die Abiturrede von Frau Emma Guntz damals der Schriftleitung noch nicht vorlag, veröffentlichen wir sie in Heft 1/2006 im Nachgang.
Die Schriftleitung

Ansprache für den Festakt zum 250. Geburtstag des Schönborn-Gymnasiums in Bruchsal, eine Art von „Abiturientenrede“

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe ehemalige Klassenkameraden, liebe Schwester,

als vor mehr als einem Jahr ein Brief des Schönborn-Gymnasiums bei mir in Straßburg eintraf, wo ich seit mehr als 40 Jahren mit meinem Mann lebe, arbeite, wähle, ein Brief, in dem die Oberstudiendirektorin, Frau Monika Jung, anfragte, ob ich bereit sei, beim Festakt zum 250-jährigen Jubiläum der Schule eine kleine Ansprache zu halten, war ich zugleich erstaunt und erfreut. Erstaunt, weil mich seit langem außer dem Grab meiner Eltern, einem verwilderten Garten in der Bergstraße und einer liebenswerten Großkusine fast nichts mehr mit meiner Geburtstadt verband. Erfreut, weil vor fünfzig Jahren „meine Klasse“, als künftige Abiturklasse, einen Großteil der Mitwirkenden für die Festlichkeiten der Zweihundertjahrfeier stellte. Aber warum wollte man ausgerechnet mich als eine Art von Festrednerin gewinnen? War es mein bescheidener literarischer Ruhm als „elsässische“ Trägerin des baden-württembergischen Hebel-Preises und als „französische“ Turmschreiberin im rheinland-pfälzischen Deidesheim, der irgendwie bis nach Bruchsal und ins Schönborn-Gymnasium gedrungen war?

Wie dem auch war, ich sagte zu und erfuhr, dass man mich Frau Jung – nach der Absage einer F.A.Z.-Journalistin – als „elsässische Dialektdichterin“ mit irgendwelchen Bruchsaler Verbindungen empfohlen hatte. Nun, des einen Uhl ist des anderen Nachtigall, und die anscheinende Verwechslung mit meinem Freund André Weckmann, dem bedeutenden elsässischen Dialektlyriker, französisch- und deutschsprachigen Romancier, Essayisten und Pädagogen war eher schmeichelhaft.

Meine Damen und Herren.

Erwarten Sie an dieser Stelle keine kulturpolitischen oder philosophischen Ausführungen. Ich möchte die Gelegenheit benützen, um einige Überlegungen und ganz persönliche Betrachtungen anzustellen über die Erwartungen, die Lebenshaltung von uns jungen, zukünftigen Abiturienten des Schönborn-Gymnasiums des Jahres 1955. Zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, was hat uns damals bewegt? Was haben wir vom Leben erwartet? Was durften wir erwarten? Was wagten wir zu erwarten? Was haben wir aus dem Debakel von 1945 gelernt? Was konnten wir lernen, was wollten wir lernen? Was hat uns damals die Schule gegeben, was bietet sie den jungen Leuten von heute? Was bedeutete uns damals das berühmte „non scholae, sed vitae discimus“, das von Arnold Stadler in seiner diesjährigen Abiturientenrede für junge Leute von heute knapp und bündig mit einem fragenden „online leben?“ umrissen wird.

Es handelt sich hier nicht um eine larmoyante Reise in die Vergangenheit, in die Utopie einer „guten alten Zeit“, verklärt von der Erinnerung. Wie Sie wissen, wird jeder Mensch, der versucht, eine Nostalgiereise in die Vergangenheit anzutreten, zweifellos enttäuscht werden. Wer z. B. nach langer Abwesenheit an den Ort seiner Kindheit

zurückkehrt, erschrickt oftmals, weil alles ganz anders ist als in seiner Erinnerung. Vielleicht wandert dieser Mensch die altbekannten Wege entlang, aber er muss fast immer feststellen: Er ist jetzt ein Fremder in einem fremden Land. Diesen Ort hatte er vielleicht im Innersten seines Herzens für sein „Zuhause“ gehalten, aber er muss einsehen, dass er nicht mehr hierher gehört, vielleicht nicht einmal mehr in Gedanken. Er hat sich weiter entwickelt, führt ein neues und anderes Leben, vielleicht sogar in einer anderen Sprache als der Kindheits- und Jugendsprache, und wenn er sich gestattet, sehnsüchtig an die Vergangenheit zu denken, befasst er sich mit etwas, das gar nicht mehr wirklich existiert. Doch was er geworden ist, wie er sich entwickelt hat, basiert auf dem, was er als Kind, als junger Mensch erlebte, lernte und wie er es erlebte und wofür er zu lernen glaubte.

„Unsere Klasse“, und ich kann dieses Possessivum „unser“ anwenden, denn wir waren fast alle 24 neun Jahre lang, von der Sexta bis zur Oberprima, wie man damals sagte, in einem Klassenverband, „unsere Klasse“ also gehört zu den Jahrgängen, die das Dritte Reich und den Krieg, das Kriegsende, den Zusammenbruch und das ungläubige Entsetzen der Erwachsenen über die Gräuel der Konzentrationslager und der Judenvernichtung als Kinder erlebt haben. In „unserer Klasse“ gab es neben den „Einheimischen“ die so genannten „Flüchtlingskinder“. Manche unserer Lehrer hatten den Krieg als Soldaten mitgemacht, und man konnte sie durch geschickte Hinweise – und zum Vertrödeln der Lateinstunde etwa – zum Erzählen ihrer meist russischen Kriegserfahrungen bringen. Wobei sie fast immer als Opfer, nie als Täter dastanden.

Unsere Väter waren von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen meist „Mitläufer“, was in den Familien mit stummer Erleichterung aufgenommen wurde. Wir hatten nie das Horst-Wessel-Lied gesungen – eine Art von Gnade der späten Geburt –, und wir hatten aus diesem Grund auch keiner NS-Organisation angehört. Wir waren eben Kriegskinder, Trümmerkinder, Flüchtlingskinder, und das war für uns vollkommen normal. Denn – wie die Großen sagten – „Kinder gewöhnen sich an alles“.

Doch da waren und sind Erinnerungen, Bilder, die wohl jedem Kriegskind von gestern, heute und morgen vertraut sind und die ich vor ein paar Jahren in knappen Prosaminiaturen einzufangen suchte.

Krieg

Bomben rauschen. Geschütze bellen. Wir Kinder spielen auf der Straße. Zwei finden nicht mehr in den Luftschutzkeller. Nach dem Angriff sammelte die Mutter, was übrig war, in einem grauen Leinensäckchen. Wir tauchen unsere Zeigefinger in die rote Pfütze. Lecken das klebrige Nass, lauwarm noch und salzig, vor dem Kellerloch. Die Eltern hatten es verboten.

Gebet

„Keine Sirene mehr. Bitte! Kein Pfeifen fallender Bomben und ein Stück Torte wie im Märchenbuch, braun wie Schokolade, weiß wie geschlagene Sahne mit einer roten kandierten Kirsche. Ein Spanferkel möchte ich gern sehen, knusprig gebraten mit einer gelben Zitrone im Maul. Und lass mich einen Splitter finden, groß, gezackt und silberglänzend und eine ganze Nacht durchschlafen. Ich möchte so gern keine Angst mehr haben!“

Als der Krieg dann vorüber war, wuchsen wir wie selbstverständlich in einer „Zusammenbruchsgesellschaft“ auf, ohne dieses Leben als hart oder frustrierend zu empfinden. Wir erlebten das „Wirtschaftwunder“ voller Staunen. Eine ganze Tafel Schokolade kaufen und vielleicht sogar auf einen Satz verzehren zu können, das war wie die Erfüllung eines Wunschtraums. Und die Schule? Sie war der strukturierende Rahmen. Es machte uns nichts aus, anfangs keine Bücher zu besitzen und von den Lehrern die Lektionen diktiert zu bekommen; es war selbstverständlich, in den Lehrern Respektspersonen zu sehen, und unsere Eltern gaben bei einer Bestrafung zunächst einmal dem Lehrer Recht. Erlebnisse innerhalb der Schule hatten uns früh einige Lektionen gegeben, die uns – auch wenn die Eltern schwiegen – zum Nachdenken brachten oder hätten bringen können.

Die Neue

„Eines Tages kam ein neues Mädchen in die Klasse: mit schwarzen Locken und einem nagelneuen bunten Kleid. Ganz feierlich hereingeführt vom Herrn Direktor. Ein paar Wochen saß sie ganz in meiner Nähe. Mir hatten es die Haare angetan. Lily heißt die Neue. Sie sagt, sie sei in Birkenau gewesen. Lily Kahn. In einem Lager. Sie roch so gut. Ich wollte ihre Freundin werden. Doch sie fuhr nach Amerika. Zu einem Onkel. Sie hat mir nie geschrieben."

Auch die Schülerspeisung diente eines Tages zu einer Art von Anschauungsunterricht:

„Ein langer Trümmersommer geht zu Ende. Wir Barfußkinder gehen wieder in die Schule. Um zehn Uhr werden wir in Zweierreihen aufgestellt. Wir trinken Saft aus Dosen. Nudeln essen wir in Kakao, und manchmal gibt es Trockenei: Nach ein paar Wochen werden in demselben Raum schwarz-weiße Fotos an die Wand geworfen. Eine Frau in Uniform sagt heftig, dass wir Kinder nie vergessen dürfen. Berge von Haaren sehen wir. Von Brillen. Tote Menschen türmen sich. Skelette in gestreiften Kleidern strecken ihre Arme aus. Meine Eltern sagen, dass ich sie nachts mit meinen Schreien wecke. Nachts auf meiner Matratze, unter dem Küchentisch höre ich sie reden. Vom neuen Frieden und vom Krieg. Vom Schlimmen, das geschehen ist. Sie sagen: Wir wollen es nicht glauben. Wir können nicht. Wir müssen es? Morgens stelle ich Fragen. Meine Mutter schweigt. ‚Später', sagt mein Vater. ‚Wenn du groß bist' …".

Was haben wir Kriegskinder in die Wirtschaftswundergesellschaft der fünfziger Jahre mitgebracht? Eine gewisse Anspruchslosigkeit und eine gewisse Indifferenz gegenüber materiellen Werten, die nicht nur dem in der Schule übermittelten Ideal vom Primat des Geistigen entsprangen, sondern sich auch aus den beschränkten Lebensumständen und dem Mangel an Angeboten in der Nachkriegszeit ergaben. Viele unter uns hatten es sich vorgenommen, nichts und niemanden ungeprüft als bare Münze hinzunehmen, und wir hatten eine bestimmte Abneigung gegenüber „Helden" und „Stars" jeglicher Herkunft, genormtem Verhalten und Modetrends, deren Entwicklung sich schon abzuzeichnen begann. Wir hatten den heftigen Wunsch nach Sicherheit (nie wieder Krieg, eine sichere Arbeit) und hatten gleichzeitig Lust darauf, nach Möglichkeit gegen den Strom zu schwimmen. Und viele von uns fühlten sich in jugendlicher Begeisterung dafür verantwortlich, jedem Anzeichen von Intoleranz, von politisch-korrektem Zwang, von Ideologie jeder Art bei uns selbst und bei anderen aufzuspüren, nachzugehen und gegebenenfalls öffentlich anzuprangern.

Sind wir diesem Anspruch gerecht geworden? Haben wir diese Art zu denken und zu handeln unseren Kindern und Enkeln übermittelt? Ist das „Nein" zur europäischen Verfassung, zu Europa, das in den abstimmenden Ländern insbesondere von den jungen Leuten ausgeht, die nicht wissen, was Krieg bedeutet, nicht eine Verneinung unseres damaligen Anspruchs? Sind die jungen Leute von heute, die Raoul Schrott in seiner Abiturientenrede von 2004 provokativ als Konformisten, träge und verwöhnt, streberhaft, zeitgeistig und ohne Biss definiert, endgültige Gefangene der so genannten Konsumgesellschaft? Des „immer mehr" und „es steht uns ja zu"? Und wenn das so ist, sind wir schuld daran?

Was haben wir falsch gemacht? Und er ist oder wäre doch so einfach und zugleich so unendlich schwer, dieser Weg aus der Unvernunft, wie André Weckmann es einmal formuliert hat:

„Es führt ein Weg in die Freiheit, wir müssten nur nein sagen den Manipulierern jeglicher Couleur; immer wieder nein, sanft lächelnd und radikal bis zum stupiden Leerlauf der Systeme. Drum lasset uns beten. Herr, lehr uns den kollektiven, heiligen Ungehorsam."

Für meine Eltern, insbesondere für meinen Vater, Rektor Karl Linnebach (1888–1960).

„Sein Beruf war ihm Berufung"

Emma Guntz, geb. Linnebach
Straßburg
Abiturientin am Schönborn-Gymnasium 1956

Michael Becht

„Die Not in die echte Ordnung und Harmonie zurückbringen“

Die Überlegungen Alfred Delps zur politisch-sozialen Neugestaltung Deutschlands

„Einen anderen habe ich in Tegel noch mehr gesehen und gelegentlich auch heimlich gesprochen, den Jesuitenpater Delp. Weder seine Kleidung noch auch sein etwas rustikales Denkergesicht verrieten den Kleriker; er war Konvertit und einer der scharfsinnigsten und einfallsreichsten Mitarbeiter der ‚Stimmen der Zeit‘, jenem bedeutenden, in jeder Hinsicht hochstehenden Organ der Jesuiten. […] Er war – wie die meisten – ungebeugt und ungebrochen“[1]. Diese Sätze stammen aus den Erinnerungen des Theologen Hanns Lilje (1899–1977) und schildern seinen Eindruck von seinem Mithäftling Alfred Delp, der am 11. Januar 1945 vom Volksgerichtshof wegen „Hoch- und Landesverrats“ zum Tode verurteilt und am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde. Der Jesuit, der heute als einer der bedeutendsten katholischen Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus gilt, wurde nach dem Kriegsende v. a. als geistlicher Schriftsteller wahrgenommen, wobei seine Aufzeichnungen zwischen Verhaftung und Hinrichtung im Zentrum des öffentlichen Interesses standen[2]. So erscheint Delp auch in den Hafterinnerungen von Hanns Lilje als ein großer christlicher Glaubenszeuge. Sein Bild erhielt dann in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts neue Farben, in denen die intensivierten Studien zum politischen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime das eigenständige Profil des sog. *Kreisauer Kreises* gegenüber den Attentätern des 20. Juli 1944 aufzeigten und dessen Bemühen um die anthropologischen Grundlagen der Politik und die Überwindung der seelischen Verwahrlosung der Menschen im nationalsozialistischen Deutschland als seinen eigenständigen Beitrag in der Opposition gegen Hitler herausarbeiteten. In diesem Zusammenhang rückten nun auch die von Delp in die Arbeit dieser Widerstandsgruppe eingebrachten sozialphilosophischen und politischen Vorstellungen stärker in den Blickpunkt des historischen Interesses[3]. Einen weiteren Schub in diese Richtung der Rezeptionsgeschichte brachte dann die Herausgabe der fünfbändigen Werkausgabe, in deren Folge verschiedene Studien zur Sozialphilosophie und Sozialethik Alfred Delps entstanden und ihn auch als einen engagierten und ernstzunehmenden Sozialtheoretiker zeigten[4]. Die Wiederkehr seines sechzigsten Todesjahres im vergangenen Jahr gab den Anlaß für einige neuere Arbeiten, die versuchten Leben und Werk dieses Jesuiten wieder in Erinnerung zu rufen und auf die Unabgegoltenheit seines Denkens hinzuweisen[5]. Auch der vorliegende Beitrag versteht sich als ein Versuch, der Person Alfred Delps wieder zu begegnen. Dazu eignet sich in besonderer Weise die Beschäftigung mit seinen sozialpolitischen Vorstellungen, die er in den Jahren 1942–1943 in die Beratungen des *Kreisauer Kreises* über eine gesellschaftlich-politische Neuordnung Deutschlands eingebracht hat und in denen sich sein geistiges Profil mit klaren Konturen abzeichnet. Als Grundlage unserer Untersuchung dient uns eine Reihe von Texten, die erst im Jahr 1971 wieder aufgefunden wurden und die wertvolle Informationen über die gesellschaftspolitischen Vorstellungen dieser Widerstandsgruppe enthalten[6]. Doch bevor wir diese Dokumente näher

betrachten, erscheint es angezeigt, zuvor noch die wichtigsten Lebensetappen Delps abzuschreiten.

I. „Ein Mensch von einer gewissen starken Vitalität“

Alfred Delp wurde am 15. September 1907 als ältester Sohn von sechs Kindern einer kleinbürgerlichen Familie in Mannheim geboren. Dem Wunsch der Mutter gemäß empfing er in der dortigen katholischen *Oberen Pfarrei* die Taufe, wurde dann aber im Bekenntnis seines evangelischen Vaters erzogen. 1914 zog die Familie ins hessische Lampertheim, wo er die evangelische Volksschule besuchte. Nach einem Konflikt mit dem evangelischen Pastor wandte sich der junge Delp im Jahr 1921 der katholischen Kirche zu, ging später zur Erstkommunion und ließ sich firmen. Durch die Vermittlung des Ortspfarrers trat Delp in das bischöfliche Konvikt in Dieburg ein und besuchte das dortige Gymnasium. In diesen Jahren schloß er sich dem *Bund Neudeutschland* an, der 1919 als katholischer Schülerverband gegründet worden war und die Lebensformen der zeitgenössischen Jugendbewegung mit katholischer Religiosität verband. Die in dieser Zeit gemachten religiösen Erfahrungen sollten für seinen weiteren Weg bestimmend sein und ließen in ihm den Wunsch keimen, in den Jesuitenorden einzutreten. Nachdem er im März 1926 sein Abitur als Klassenbester abgelegt hatte, trat er im folgenden April in das Noviziat der Jesuiten in Tisis bei Feldkirch ein, wo er u. a. auch von dem Freiburger Jesuiten Karl Rahner (1904–1984) unterrichtet wurde. Im Rückblick beschrieb Rahner seinen damaligen Schüler und Ordensbruder einmal als einen lebendigen, geistig regen und aufrechten Menschen, der „seinen Idealen und seiner Sendung getreu“ geblieben sei[7]. Nach dem Noviziat folgten Studien in Philosophie und Theologie in den Ordenshochschulen Pullach bei München und Valkenburg in Holland, die von Praktika als Erzieher in den Jesuitenkollegien *Stella Matutina* in Feldkirch und St. Blasien im Schwarzwald unterbrochen waren.

Es spricht für Delps Aufgeschlossenheit gegenüber den geistigen Strömungen seiner Zeit, daß er im Jahr 1935 eine der ersten größeren Studien katholischer Provenienz über die Philosophie Martin Heideggers veröffentlichte, dessen Werk in der Mitte der 30er Jahre in Deutschland eine bedeutende Rolle spielte. Obwohl Delp Heideggers neugestellte Seinsfrage grundsätzlich würdigte, konnte er in ihr doch nur den Ausdruck der geistigen Not seiner Epoche erkennen: Heideggers Denken bleibe letztlich „dem Gesetz unserer Tragik“ unterworfen, die das geistige Leben der Neuzeit, besonders in Deutschland, bestimme und die er als das „Geheimnis der fehlenden Mitte“ bezeichnete – ein Leitmotiv seines Denkens. Darunter verstand Delp den Verlust des Gottesglaubens als des elementaren, inneren Bezugspunktes der menschlichen Existenz. Der „Gottes unfähig[e]“ Mensch der Gegenwart habe sich „seit langen Zeiten losgerissen von der tragenden, nährenden, heilenden, bergenden Mitte“[8]. Daher besitze er „keinen indiskutablen Standpunkt mehr, von dem aus all die notwendigen Wandlungen übersehen, bewertet, geleitet und gemeistert werden können“, was seine innere Orientierungslosigkeit erkläre. So vermochte der Jesuit in Heideggers Denken auch keine „Weisung und Sicherheit“ zu finden, sondern nur einen „Aufruf zu sterbender und untergehender und haltloser und so auch sinnloser Existenz“. Statt dessen müsse es heute darum gehen, Gott als die Mitte des Lebens wiederzugewinnen und „uns dort wieder an[zu]siedeln, wo alle Untergänge und Ängste und Mühsale und Entschlossenheiten einen neuen Sinn finden“[9]. Wenngleich Delps Schrift Heideggers Philosophie gewiß nicht ganz gerecht wurde und ihr auch keine große Wirkung beschieden war, klangen in ihr doch die Grundakkorde seines Denkens deutlich an.

1937 wurde Delp in München zum Priester geweiht, zwei Jahre später folgte die Promotion in Philosophie. Von 1939–1941 arbeitete er in der Redaktion der Jesuitenzeitschrift „Stimmen der Zeit“ mit und widmete sich in seinen Beiträgen v. a. soziologischen und philosophischen Fragen. Im Juni 1941 kam Delp als Rektor an die St. Georgskirche in München-Bogenhausen, wo er ein auch überregional geschätzter Prediger und Seelsorger wurde und sich auch für verfolgte Juden ein-

setzte. Die Münchner Zeit sollte seine letzte große Lebensstation werden, in der Delp Kontakt zum *Kreisauer Kreis* aufnahm. Diese Widerstandsgruppe hatte sich seit dem Jahr 1940 auf Gut Kreisau in Niederschlesien, in Berlin und in München um Helmuth James Graf von Moltke (1907–1945) und Peter Graf York von Wartenburg (1904–1944) gebildet und es sich zur Aufgabe gemacht, über eine sittliche und politische Erneuerung von Staat und Gesellschaft nach dem absehbaren Ende des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland nachzudenken. Bei drei geheimen Treffen in Kreisau entwarf man die Konturen einer politisch-sozialen Neuordnung, die unter Vermeidung der „Fehler" der Weimarer Reichsverfassung die Schaffung von überschaubaren, selbstverwalteten Gemeinschaften und einen konservativ-sozialen Ausgleich zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsschichten vorsah. Obwohl die 20 Mitglieder dieses Gesprächskreises aus verschiedenen Gesellschaftsschichten stammten und die unterschiedlichen geistigen Traditionen der Jugendbewegung, der Volksbildungsarbeit, des Sozialismus und des Christentums in sich vereinigten, waren sie doch bestrebt, „die Verkrampfungen im Verhältnis zwischen den religiösen, politischen und sozialen Gruppen Deutschlands zu lockern"[10]. Überdies spielten Fragen des Glaubens bei fast allen Angehörigen der Gruppe eine große Rolle[11]. Alfred Delp war durch Vermittlung und mit Zustimmung seines Provinzials Augustin Rösch (1893–1961) zu dem Kreis hinzugestoßen, nachdem dieser von Moltke im Hinblick auf die Belange der Arbeiterschaft um die Mitarbeit eines Fachmanns für soziale Fragen gebeten worden war. Delp nahm daraufhin an mehreren Tagungen des Kreises teil, in deren Gesprächen und Planungen er die Kerngedanken der katholischen Soziallehre einbrachte, wie sie 1931 in der Enzyklika „Quadragesimo anno" von Papst Pius XI. formuliert worden waren[12]. Dabei trug er seine Überlegungen über die Lösung der sozialen Frage im Laufe des Jahres 1943 in zwei Referaten vor. In dieser Zeit entstand auch sein bis heute verschollenes Manuskript mit dem Titel „Die dritte Idee", das ein Gesellschaftsbild jenseits von Individualismus und Kollektivismus, von

Alfred Delp im Garten, um 1943 SJ-Bild

Kommunismus und Kapitalismus und von Restauration und Revolution entwarf und dessen Kerngedanke die Verwirklichung eines „personalen Sozialismus" bildete[13].

Im Zuge der nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 einsetzenden Verhaftungswelle wurde Alfred Delp am Morgen des 28. Juli 1944 nach der Hl. Messe in St. Georg in München verhaftet, wenige Tage später nach Berlin überführt und in das dortige Gestapogefängnis eingeliefert. Dort fanden verschärfte Verhöre wegen seiner Kontakte zum Widerstand und vermuteten Unterstützung der Umsturzversuche statt, bis er dann im September in die Haftanstalt Berlin-Tegel verlegt wurde. In den kommenden Monaten verfaßte Delp eine große Zahl von Briefen, Notizen, Meditationen und Betrachtungen, die in etwa 100 Kassibern aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt werden konnten und uns in ihrer thematischen Vielfalt und der in ihnen spürbaren inneren Anspannung des Autors einen eindrucksvollen Einblick in seine letzten Lebensmonate geben[14]. Nachdem er am 8. Dezember noch heimlich in der Zelle seine letzten Ordensgelübde abgelegt hatte, fand vom 9.–11. Januar 1945 die Hauptverhandlung vor dem Volksgerichtshof unter dem Vorsitz seines

Präsidenten Roland Freisler statt. Aus den Briefen Delps geht hervor, daß sich im Verlauf der Verhandlung, die er als „große Farce“ und als „Orgie des Hasses“ erlebte, die ursprünglichen Hauptanklagepunkte – nämlich seine Beziehung zu den Attentätern des 20. Juli – nicht hatten halten lassen und man ihm statt dessen andere Vergehen zur Last legte: seine Gedanken über eine gesellschaftliche Neuordnung in Deutschland nach einer möglichen militärischen Niederlage, die Unvereinbarkeit von Nationalsozialismus und Christentum, die Gefährdung des Reiches durch den Jesuitenorden und schließlich seine Verbreitung der katholischen Lehre von der sozialen Gerechtigkeit, die vom Gericht „als Grundlage für einen kommenden Sozialismus“ gewertet wurde[15]. Delp bemerkte zu diesen Anklagepunkten: „Wenn ich sterben muß, ich weiß wenigstens warum. Wer weiß das heute von den vielen. Wir fallen als Zeugen für diese 4 Wahrheiten und Wirklichkeiten, und wenn ich leben darf, weiß ich auch, wozu ich ausschließlich da bin in Zukunft“[16]. Diese Zukunft war aber dem Verurteilten nicht beschieden: Am 11. Januar wurde Alfred Delp vom Volksgerichtshof zusammen mit Graf Helmuth von Moltke und dem ehemaligen bayerischen Gesandten Franz Sperr zum Tode verurteilt und nach Ablehnung seines Gnadengesuchs am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee erhängt.

Nach dieser Lebensskizze sollen im folgenden Teil Alfred Delps Vorstellungen von der politisch-sozialen Neugestaltung Deutschlands eingehender betrachtet werden, wobei wir uns im wesentlichen auf die Schrift „Neuordnung“ stützen.

II. „Die Sorge um die gottgesetzte Ordnung des Lebens“

Der von Alfred Delp verfaßte Text „Neuordnung“ liegt uns heute in drei Fassungen vor, die sich jeweils in Länge und Stil voneinander unterscheiden: Während der handschriftlich verfaßte erste Text sehr knapp formuliert ist, sind die beiden späteren Fassungen deutlich länger und ausformuliert. Im Gegensatz zur Erstfassung tragen sie auch die gemeinsame Überschrift „Grundsätze zur Wiederherstellung des innervölkischen Friedens“, die den prinzipiellen Charakter dieser Vorstellungen schon im Titel andeuten. Da die drei Textfassungen in ihrer inhaltlichen Substanz miteinander identisch sind, kann man die jeweils spätere Version als Ausfaltung und Überarbeitung der früheren Fassung betrachten, in der sich auch der Arbeitsprozeß der Kreisauer Widerstandsgruppe widerspiegelt[17]. Im folgenden wollen wir die grundlegenden Aussagen dieses Textes mit seinen verschiedenen Versionen unter Berücksichtigung von anderen, thematisch entsprechenden Überlegungen des Autors darlegen.

Die Schrift ist in fünf thematische Teile gegliedert, die der Neugestaltung von vier zentralen gesellschaftlichen Lebensbereichen entsprechen: das Recht, der Staat, die Familie und die Sozialordnung. Es ist wohl nicht ganz ohne Bedeutung, daß die in diesen Bereichen anzustrebenden Veränderungen – wie der Gesamtentwurf selbst – in allen drei Textfassungen jeweils als „Wiederherstellung“ bzw. „Erneuerung“ bezeichnet werden und somit auf den konservativen Charakter der gesellschaftspolitischen Ideen hinweisen. Dem zweiten und dritten Entwurf sind überdies noch allgemeine Vorbemerkungen und eine Schlußbemerkung hinzugefügt, die die zuvor skizzierte Umgestaltung der Lebensbereiche noch in einen weiteren, religiösen Horizont stellen. Der erste Abschnitt ist der „Wiederherstellung des Bewußtseins vom absoluten Recht“ gewidmet. Es geht Delp also primär um einen Bewußtseinswandel im gegenwärtigen Rechtsverständnis, das er als „zerrüttet“ bezeichnet. Konkret fordert er die Beseitigung des geltenden „totalen Rechtspositivismus und Rechtsutilitarismus“, der das Recht nur aus den Interessen des Staates ableitet bzw. diesen unterordnet[18]. Dieses ausschließlich aus dem positiv gesetzten oder der Gewohnheit gewonnene Recht steht in seinen Augen in krassem Widerspruch zu einer naturrechtlich begründeten Rechtsordnung, die das Recht aus der Natur des Menschen herleitet. Gemäß Delps naturrechtlichen Überzeugungen kann diese nur die von Gott geschaffene Schöpfungsordnung sein, die menschlichem Zugriff grundsätzlich entzogen ist und in deren Wahrung und Respektierung durch den Menschen er allein die Geltung der mensch-

lichen Ordnungen verbürgt sieht: Denn „aus dieser unverrückbaren göttlichen Rechtsordnung ergeben sich die unverlierbaren Menschenrechte, die mit der gottgeschaffenen Natur des Menschen mitgegeben und daher von jeder staatlichen und politischen Ordnung unabhängig sind“[19]. Die Verletzung dieser Rechte ziehe zwangsläufig die schlimmsten Folgen sowohl für den Einzelnen als auch für die Gemeinschaft nach sich und nehme dieser „Sinn und Berechtigung“[20]. Im einzelnen nennt hier Delp ausdrücklich die „recht verstandene Freiheit des Geistes, des Gewissens, des Glaubens“[21]. Die Wendung von der „recht verstandenen Freiheit“ findet sich erst im dritten Textentwurf und stellt eine präzisierende Erläuterung seines Freiheitsverständnisses dar, die er klar von der „Unverbindlichkeit und Ungebundenheit der Willkür“ und der „Allmacht des Absoluten“ absetzt[22]. Menschliche Freiheit bleibt nach Delp stets an die Anerkennung der göttlichen Ordnung gebunden, was ihr aber nichts von ihrer Würde nimmt.

Eine direkte Konsequenz der ersten Forderung stellt gewissermaßen die zweite These dar, die sich auf die „Wiederherstellung einer konkreten Rechtssicherheit“ als des Vertrauensschutzes der Bürger in eine durch Rechtsordnung und Rechtspflege gewahrte, klar erkennbare Rechtsphäre bezieht. Zunächst nennt der Entwurf hier die Möglichkeit des Einzelnen, sein Recht gegebenenfalls auch gerichtlich zu erzwingen, und die Forderung nach unabhängigen Gerichten und Richtern. Überdies verlangt Delp aber auch die Ersetzung des „vagen ‚Volksempfindens‘“ durch eindeutige Rechtsnormen, den Abbau des Verwaltungs- und Verfügungsrechts, das die Menschen willkürlich dem Zugriff der staatlichen Macht aussetze und schließlich die Überprüfung „aller Inhaftierungen, Enteignungen, Deportationen auf ihre formelle und materielle *Rechtlichkeit*“[23].

Mit den rechtlichen Überlegungen hängt die Wiederherstellung der echten Staatlichkeit zusammen, die die eben skizzierte Rechtsordnung gewährleistet und schützt und die im ersten Entwurf folgende Aspekte beinhaltet: Wiederherstellung echter und verantwortlicher Autorität und Opposition, eines echten Beamtentums und einer unabhängigen, dem Gemeinwohl verpflichteten Verwaltung, Vereinigungsfreiheit und des „staatsfreien Raumes“[24]. Letzteres meint konkret die künftig wieder zu wahrende bürgerliche Privatsphäre, aber auch die Meinungs- und Religionsfreiheit. Der Vergleich mit den beiden anderen Versionen zeigt hier interessante Unterschiede im Detail. So beginnen die späteren Versionen zunächst mit einer Definition des Staates, dessen Daseinsberechtigung im Schutz und in der Förderung des Gemeinwohls begründet ist. Mit der Ausrichtung des staatlichen Handelns auf das bonum commune greift Delp einen Schlüsselbegriff der katholischen Soziallehre auf, in dem die Zuordnung von Individuum und Gesellschaft reflektiert wird und der auf eine lange philosophische Tradition zurückblickt: So verpflichtete auch die bedeutende, im Jahr 1931 veröffentlichte Sozialenzyklika Papst Pius’ XI. „Quadragesimo anno“ den Staat darauf, auf das Gemeinwohl Rücksicht zu nehmen[25]. Noch deutlicher waren die Aussagen der Enzyklika „Divini Redemptoris“ aus dem Jahr 1937, die die Überzeugung aussprach, die Sorge für das Gemeinwohl sei der eigentliche Zweck der bürgerlichen Gesellschaft. Demgemäß sprach sie wie Delp dem Staat jeden Eigenwert bzw. Selbstzweck ab und betonte, der Staat bestehe um des Menschen willen und nicht umgekehrt[26]. Beachtung verdient auch eine Formulierung des dritten Textes. Hatten die ersten beiden Fassungen an dieser Stelle noch die „Wiederherstellung einer *verantwortlichen* Autorität“ erwähnt, die einer bestimmten Kontrolle unterliegen und positive Kritik und Opposition ermöglichen solle, so stellt die dritte Version die Frage, wie man neben dieser konstruktiven Kritik auch den „Wille[n] der ‚maior et sanior pars‘ des Volkes irgendwie zur Geltung“ bringen könne, um so „dem Mißbrauch der Macht möglichst zu steuern“[27]. Aber Alfred Delp führt diesen Gedanken nicht weiter aus, so daß eine präzise Deutung schwierig ist. Doch wird man in der Interpretation nicht zu weit gehen, wenn man hier in der Erwähnung der alten politischen Vorstellung, daß man Stimmen nicht nur zählen, sondern auch wägen müsse, eine gewisse Skepsis gegenüber demokratischen Mehrheitsentscheidungen im Wissen um die

Alfred Delp SJ vor dem Volksgerichtshof
Gemälde von Ruth Kiener-Flamm, München SJ-Bild

Verführbarkeit der Menschen und der Macht der Propaganda erkennt. Schließlich erfährt auch der Passus über die Wiedererrichtung des staatsfreien Raumes in der zweiten und dritten Version eine Präzisierung, indem dieser deutlicher auf die Sorge für das Gemeinwohl ausgerichtet wird. Am deutlichsten wird dies in der dritten Fassung, in der die beiden Pole jeder Gesellschaftslehre – Individuum und Gemeinschaft – in ihrem Eigengewicht gleichsam bestätigt und doch aufeinander bezogen werden. So diene der staatsfreie Raum dazu, daß sich „die selbständige, freudige Eigentätigkeit und der wagemutige Unternehmergeist der Einzelnen" entfalten könne. Dabei sei die „natürliche Aufgabe" des Staates, dafür Sorge zu tragen, „über das notwendige Zusammenwirken der freien Kräfte zum allgemeinen Besten" zu wachen[28]. Wenn Delp in diesem Abschnitt schließlich zur Beachtung des Grundsatzes der „ergänzenden Hilfeleistung" („Subsidiarität") mahnt, spricht er wiederum ein Grundprinzip der katholischen Soziallehre an, die in der erwähnten Enzyklika „Quadragesimo anno" ihre klassische Definition fand. Dabei handelt es sich um ein Zuständigkeitsprinzip in der Tätigkeits- und Aufgabenbestimmung der einzelnen Glieder einer Gesellschaft, das zwei Grundgedanken enthält: die Wahrung des Rechts und der Pflicht kleinerer Sozialgebilde zum eigenverantwortlichen Handeln und die Verpflichtung der übergeordneten Gemeinschaften zur Hilfestellung, wenn die kleineren Lebenskreise ihre Aufgaben nicht oder nicht mehr erfüllen können. Der Subsidiaritätsgedanke gründet im Personprinzip, dem zufolge der Sinn und Zweck aller Gesellschaftlichkeit im Wohlergehen des einzelnen Menschen besteht. So lehrte die Enzyklika, daß jede gesellschaftliche Tätigkeit „ihrem Wesen und Begriff nach subsidiär" sei; sie solle „die Glieder des Sozialkörpers unterstützen", aber eben „niemals zerschlagen oder aussaugen"[29].

Indem Delp den nächsten Abschnitt der Erneuerung der Familie widmet, macht er deutlich, daß es ihm bei seinen Reformplänen nicht um abstrakte Theorien geht, sondern um die konkrete gesellschaftliche Wirklichkeit. Denn gerade die Familie ist seiner Überzeugung nach von den verderblichen geistigen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Gegenwart am stärksten betroffen. Er kritisiert zunächst eine – auch vom Staat geförderte – „rein *biologische* Betrachtungsweise" der Familie, die ihre geistigen und religiösen Dimensionen ausblende und damit ihre Würde und den sakramentalen Charakter der Ehe mißachte. Schon früher hatte der Jesuit das moderne Weltverständnis mit der „Erhebung der Natur zum totalen Prinzip des Lebens", das zu einer gesellschaftlichen Ordnung der „rücksichtslose[n] Auslese und Auswahl nach den Grundsätzen der vitalen Nützlichkeit und Leistungstüchtigkeit" führe, scharf verurteilt[30]. Es ist für die Einschätzung seines Familienbildes nicht belanglos festzustellen, daß er dieser Institution gleichsam eine personale Würde zuspricht. Auch hier zeigt sich Delps gedankliche Verwurzelung in der katholischen Soziallehre, nach der die Familie älter als jedes andere Gemeinwesen und daher „eine wahre Gesellschaft mit allen Rechten derselben" ist[31]. Angesichts ihrer gegenwärtigen Bedrohungen müsse die Öffentlichkeit die Achtung vor der

Familie neu vermitteln, wobei ihm eine Indienstnahme der öffentlichen Meinung bzw. der Medien für diese Erziehungsarbeit vorschwebt. Konkret fordert er daher zum einen eine eindeutige rechtliche Privilegierung der Familie durch den Staat gegenüber nichtehelichen Lebensgemeinschaften und zum anderen das Erschweren der Ehescheidung „zum mindesten mit allen Mitteln des Rechtes". Auf der Grundlage des katholischen Eheverständnisses, zu dem die Überzeugung von der Unauflöslichkeit gehört, bemüht sich Delp in diesem Punkt, eine spezifisch religiöse Moralvorstellung in staatliches Recht zu überführen. Zur Wiederherstellung der Integrität der Familie gehört auch die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Zuständigkeit für die Erziehung, wozu auch der Einfluß auf die Schule und die außerschulische Jugendbetreuung gehört. Konkret geht es Delp auch um den Schutz der Familie vor „Zerreißung und verfrühte Verpflanzung der Kinder"[32]. Indem er hier die Überzeugung vom ursprünglichen und unveräußerlichen Erziehungsauftrag der Familie ausspricht, vertritt er nicht nur eine weitere Position der katholischen Gesellschaftslehre, sondern hat auch die totalitäre Erziehungspraxis des NS-Staates vor Augen, die in der zwangsweisen Rekrutierung der Kinder in die Jugendorganisationen der Partei (HJ, BDM etc.) das Familienleben durchbrach, um so auf den Reifungsprozess der Kinder und Jugendlichen möglichst früh Einfluß zu nehmen[33]. Die letzte Forderung des Textes zielt auf eine umfassende wirtschaftliche Absicherung der Familie, ein ihm wichtiges Anliegen, das er auch in einem anderen sozialpolitischen Positionspapier für den *Kreisauer Kreis* zur Sprache gebracht hatte[34]. Im einzelnen nennen die Thesen folgende Punkte: Steuerbegünstigung, rechtliche Besserstellung des Familienvaters, Familienlohn, Erziehungsbeihilfen durch öffentliche oder privat-gesellschaftliche Stellen[35]. Ziel dieser Maßnahmen sind die „wirtschaftliche Sicherstellung und Vorzugsstellung der Familie"[36]. Gerade in der Forderung nach einem Familienlohn hat sich Delp erneut einen zeitgenössischen Gedanken der päpstlichen Soziallehre zu eigen gemacht. So hatte Papst Pius XI. in „Quadragesimo anno" dazu aufgefordert, „darauf hinzuarbeiten, daß der Arbeitsverdienst der Familienväter zur angemessenen Bestreitung des gemeinsamen häuslichen Aufwandes ausreiche"[37]. In dem zweiten Kreisauer Text „Die Arbeiterfrage – Bauerntum" wurden diese Perspektiven noch weiter ausgelotet. Da die Familie „allgemeines Anliegen" sei, müsse sich der Familienlohn im wesentlichen aus Steuernachlässen, allgemeinen Familienfonds „durch Abgaben aller verdienenden und besitzenden" Volksgenossen und betrieblichen Sonderfonds speisen. Trotz dieses von der Gemeinschaft zu leistenden Solidarbeitrags zielten diese Ideen nicht auf eine umfassende gesellschaftliche Versorgung der Familie hin, da auch der Familienlohn neben dem leistungsunabhängigen, nur von der Familiengröße abhängigen Betrag noch eine zweite, an der individuellen Arbeitsleistung bemessene Komponente umfassen soll[38]. Dies zeigt, daß Delp zufolge das geforderte gesellschaftliche Engagement für die Familiensicherung die ursprüngliche Verantwortlichkeit des Einzelnen für das Wohlergehen seiner Familie nicht ersetzen, sondern eher ergänzen bzw. abstützen soll. Insgesamt tragen Delps Vorstellungen zur Erneuerung der Familie primär einen familienpolitischen Charakter, die an den Staat als den Wahrer des Gemeinwohls appellieren, verzichten dagegen auf die Erörterung von binnenfamiliären Aspekten des Familienlebens.

Mit den Überlegungen zur „Erneuerung der Sozialordnung" berühren wir schließlich ein Grundthema Alfred Delps und betreten jenes Interessenfeld, das ihn zur Mitarbeit im Widerstand bewogen hatte. Noch in seiner Haftzeit wird er in einer Reflexion über die Zukunft Deutschlands die „Wiederfindung einer sozialen Ordnung" als *„das* Thema dieses Jahrhunderts" bezeichnen[39]. Obwohl das Interesse an gesellschaftlichen Fragen bis in seine Jugendzeit zurückreicht, läßt sich bei ihm seit dem Jahr 1938 eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema im allgemeinen und der katholischen Soziallehre im besonderen feststellen, deren Grundlagen sich Delp weitgehend autodidaktisch erarbeitet hatte. Für unseren Zusammenhang ist die Erkenntnis Popes wichtig, daß es dem Jesuiten zunehmend zur Gewißheit geworden war, daß die innere Erneuerung des Menschen

das Vorhandensein von menschenwürdigen sozialen Lebensverhältnissen zwingend voraussetze. In diesem Sinne ist auch ein Satz aus einer ebenfalls während seiner Haft entstandenen Reflexion mit dem Titel „Das Schicksal der Kirchen“ zu verstehen, in der er eine verbürgerlichte Kirche kritisierte und unter Berufung auf Mk 10,45 („Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen“) in den Dienst am Menschen zurückrief: „Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen“[40]. Im Dienst am Menschen und im Sicheinlassen auf dessen ganz konkrete soziale und wirtschaftliche Lebenswelt sah Delp gleichsam den Lackmustest für die Treue der Kirche zu ihrer eigentlichen Sendung. Es entspricht der Bedeutung des Themas für Alfred Delp, wenn dieser Aspekt in den „Grundsätzen“ den größten Raum beansprucht. Überdies fällt auf, daß gerade der Text der dritten Fassung nicht mehr so stark thesenartig formuliert ist wie die vorhergehenden. Der Passus beginnt mit der Forderung, daß die rechtliche Sicherheit und die geistige Freiheit des Menschen einer Ergänzung durch eine wirtschaftliche Sicherheit bedürfe. Es ist nicht uninteressant, daß der Passus in der dritten Version eine kleine, aber nicht unerhebliche Änderung erfahren hat, indem er dort um die Formulierung „soweit das durch menschliche Vorsorge erreichbar ist“ ergänzt wurde und damit auf die Grenzen staatlichen Handelns im Bemühen um die wirtschaftliche Wohlfahrt seiner Bürger hinweist. Der nächste Aspekt zielt im Kern auf die Wiedergewinnung der freien unternehmerischen Verantwortlichkeit und der Möglichkeit der Eigentumsbildung aller Bevölkerungsschichten ab und kritisiert so implizit die zeitgenössische totalitäre Lenkung der Wirtschaft durch den Staat. In der Forderung, der Staat solle den individuellen Freiheitsraum auch in ökonomischer Hinsicht achten und „nicht als wirtschaftende Instanz“, sondern vielmehr als „planende Kraft“ und als „ausgleichende Hilfsinstanz“ agieren, treten die Grundzüge von Delps gesellschaftspolitischen Vorstellungen mit ihren drei Sozialprinzipien der Personalität, der Solidarität und der Subsidiarität deutlich hervor[41]. In dieser Perspektive ist auch sein Eintreten für die Errichtung eines „Stände-Staates“ zu verstehen, dem eine regulative Funktion für die autonome, aber auf das Gemeinwohl ausgerichtete Wirtschaft zukommt[42]. Auch seine Forderung, die soziale Gerechtigkeit „zum praktischen Ordnungsprinzip“ zu erheben, steht in einer Perspektive, die der Jesuit aus der Sozialenzyklika von Papst Pius XI. gewonnen hat und die eine antiliberale Tendenz enthält. Delp bezeichnet damit die Sozialpflichtigkeit des Einkommens und Eigentums. Eine weitere praktische Forderung begegnet uns in Gestalt der zu garantierenden krisensicheren wirtschaftlichen Absicherung der Familien, die in seiner Überzeugung gründet, eine Verwirklichung bzw. Gesundung der im Menschen angelegten geistigen Anlagen sei nur in einer gesicherten Teilhabe an den elementaren Lebensgütern möglich. Ein solches Existenzminimum an gesichertem Lebensraum, Ordnung und Nahrung bezeichnete Delp einmal im Rahmen seiner Überlegungen zu einem „theonomen Humanismus“ als einen „Sozialismus des Minimums“, eine Formulierung, die auch eine implizite Kritik an der Konzeption eines für soziale Belange eher desinteressierten liberalen Nachwächterstaates enthält[43]. Sein Eintreten für eine materielle Grundsicherung des Menschen ist jedoch auch religiös motiviert: Da Gott das Menschsein in seiner Menschwerdung bejaht habe und daher alles echte Menschliche „echte Ordnung Gottes“ sei, habe der Mensch auch „ein unantastbares Recht auf alles, was zu seiner humanitas gehört“[44]. In der dritten Textversion sind noch eine Reihe von praktischen und sehr detaillierten Vorstellungen zu einer erneuerten Sozialordnung niedergelegt, die hier nur mit grobem Pinselstrich nachgezeichnet werden können. Sie sind im wesentlichen der Arbeiterfrage gewidmet. In deren Lösung sah Delp die Schicksalsfrage einer kommenden Sozialordnung, die seiner Überzeugung nach nur durch die gesellschaftliche Einbeziehung des „Arbeiter[s] als Arbeiter“ unter Wahrung seiner personalen

Würde zu lösen war[45]. Konkret werden hier unter Hinweis auf die Situation in anderen europäischen Ländern die Weiterentwicklung des Sozialrechts, die Schaffung einer Arbeitsgerichtsbarkeit, die Förderung der Gesundheitsvorsorge für die Arbeiterschaft und die vom Staat zu unterstützende, dauerhafte Möglichkeit einer Eigentumsbildung für alle Schichten genannt. Diese dürfe nicht „durch Überbelastung des Einkommens durch den Staat dauernd gefährdet werden“[46]. Zur Umsetzung dieser Ziele werden Arbeitszeitbegrenzung, „kluge Lohnpolitik“, Freizeitgestaltung, Volkserholung und die Möglichkeit der beruflichen Weiterbildung empfohlen. Dabei geht es Delp nicht um Klassenkampf oder das Schüren von Sozialneid, denn das Leistungsprinzip wird ausdrücklich anerkannt und vor „schematische[r] Gleichmacherei“ gewarnt. Statt des marxschen Rufes nach der „Expropriation der Expropriateure“ zielt die erneuerte Sozialordnung auf die „Entproletarisierung des Proletariats“[47]. Diese zum Teil sehr detaillierten Vorstellungen und Forderungen entfaltet Delp vor dem Hintergrund einer größeren Idee, die er mit ausdrücklichem Hinweis auf „Rerum novarum“ und „Quadragesimo anno“ „die Ordnung der christlichen Liebe und Brüderlichkeit“ nennt, in der allein der Ausgleich zwischen individuellem Eigeninteresse und gesellschaftlichem Gemeinwohl bzw. Person und Gemeinschaft gelinge. So sei auch die Gesundung der wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse nicht von „noch so gut organisierten Institutionen“ zu erwarten, wie die fast 100-jährige Geschichte der Sozialreformen in Deutschland lehre. Sie könnten nämlich nur einen „soziale[n] Waffenstillstand“ herbeiführen, nicht aber einen echten sozialen Frieden, dem allein die Beseitigung des Klassenhasses und der Ausgleich der sozialen Interessengegensätze gelinge. Dies sei nur von einer „Lebenserneuerung“ zu erhoffen, die aus der Mitte der Gesellschaft heraus komme und „ein Erwachen des Menschen zu seinen Werten und Würden, zur ehrlichen Erkenntnis seiner göttlichen und seiner humanen Möglichkeiten“ sei. Dies allein bilde die Voraussetzung zur Wiederaufrichtung der „naturgegebenen echten Ordnungen, die Ordnungen Gottes sind“ und damit zur Schaffung der „Gerechtigkeit unter den Menschen“ sowie „der Rettung der Völker“[48].

III. „Es ging um das alte Thema meines Lebens“

Die skizzierten Vorstellungen Alfred Delps stellen den Versuch dar, vor dem Hintergrund einer „metaphysisch interpretierte[n] Krise von Mensch und Gesellschaft“ und in Erwartung eines bevorstehenden Zusammenbruchs der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland die Grundlinien einer neuen politisch-sozialen Ordnung zu entwerfen[49]. Diese Neuordnung ruht auf den beiden Grundpfeilern des christlichen Personverständnisses und des Solidaritätsprinzips und kreist in ihrer Suche nach einem dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus bzw. Individualismus und Kollektivismus stets um das sozialphilosophische Grundproblem der rechten Zuordnung von menschlicher Freiheit und natürlicher Ordnung. Das Bemühen um die Überwindung der „bisherigen politischen und sozialen Fronten in einer qualitativ höheren Synthese“ ist Hans Mommsen zufolge für das Gesellschaftsbild des deutschen Widerstandes repräsentativ[50]. Delps soziale Reformpläne zeigen sowohl seine Vertrautheit mit den politisch-gesellschaftlichen Realitäten seiner Zeit als auch sein ausgeprägtes Interesse am Menschen in seiner sozialen und geistigen Not und Entfremdung. Sich dieser Not anzunehmen, betrachtete er als *die* Herausforderung für die Kirche seiner Zeit, die er mit großer Entschiedenheit zu einer „Rückkehr in die ‚Diakonie‘“, d. h. „in den Dienst der Menschheit“ aufrief[51]. Sein wacher Sinn und seine große Sensibilität für die prägenden Zeitströmungen war fest im Fundament der katholischen Soziallehre verankert, die er sich ganz zu eigen gemacht und in gedanklicher Klarheit sowohl den Arbeiterführern als auch den evangelischen Christen im *Kreisauer Kreis* nahezubringen versuchte. In dieser Widerstandsgruppe fungierte Delp weniger als schöpferischer und eigenständiger Denker, denn als „Anwalt und Vermittler kirchlichen Rechtsdenkens und katholischer Sozialphilosophie“. Neben Elementen der Beharrung wie z. B.

einem latent antiliberalen und partiell antidemokratischen Zug oder der geforderten Indienstnahme des Staates zur Wahrung genuin kirchlicher Positionen enthalten seine Neuordnungspläne auch zukunftsweisende Momente wie etwa die Herausarbeitung der grundlegenden Bedeutung der menschlichen Person oder das Bemühen um die rechte Zuordnung der Aufgabenbereiche von Wirtschaft und Staat[52]. Nach Roman Bleistein liegt ihre Bedeutung „nicht im realisierungsfähigen Detail und nicht im ausgearbeiteten philosophischen System, sondern im schöpferischen Impuls, in der sprachmächtigen Motivationskraft, in seiner vehementen sozialen Leidenschaft“[53].

Alfred Delp hat einmal während seiner Haft in einer Reflexion über das Thema „Herausforderung der Geschichte“ indirekt sein Motiv für die Mitarbeit im Widerstand zum Ausdruck gebracht: „Es hat jede Zeit und jedes Geschlecht seinen Auftrag in der Geschichte. Und je rascher sie diesen ahnen und erkennen und sich an seine Verwirklichung begeben, um so rascher werden sie aus einer gewissen Brutalität der Geschichte entlassen und finden ihre relative Harmonie“[54]. Im Licht dieses zeitlosen Satzes wollen auch Alfred Delps Vorstellungen zu einer politisch-sozialen Neugestaltung Deutschlands verstanden werden, die jenseits ihrer geschichtlichen Bedingtheit im Detail in mancherlei Hinsicht auch heute noch – und heute wieder – eine gleichermaßen erstaunliche wie beunruhigende Aktualität besitzen.

Anmerkungen

1 Lilje, Hanns: Im finstern Tal. Nürnberg 1947, S. 60 f.
2 Vgl. Delp, Alfred: Im Angesicht des Todes: geschrieben zwischen Verhaftung und Hinrichtung. Frankfurt, 1949. Zur Rezeptionsgeschichte vgl. Bleistein, Roman: Alfred Delp: Geschichte eines Zeugen. Frankfurt 1989, S. 437–439.
3 Vgl. Klein, Nikolaus: „… in der Fülle seiner Not“. In: Orientierung 69 (2005), S. 13–15; Mommsen, Hans: Alternative zu Hitler: Studien zur Geschichte des deutschen Widerstandes. München 2000, S. 224–225; Roon, Ger van: Neuordnung im Widerstand: der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung. München 1967, bes. S. 170–180.
4 Vgl. Delp, Alfred: Gesammelte Schriften. Hg. v. Roman Bleistein. 5 Bde. Frankfurt 1982–1988 (im folgenden abgekürzt: Schriften); Müller, Petro: Sozialethik für ein neues Deutschland: die „dritte Idee“ Alfred Delps – ethische Impulse zur Reform der Gesellschaft. Münster 1994; Pope, Michael: Alfred Delp S. J. im Kreisauer Kreis: die rechtssozialphilosophischen Grundlagen in seinen Konzeptionen für eine Neuordnung Deutschlands. Mainz 1994.
5 Vgl. Feldmann, Christian: Alfred Delp: Leben gegen den Strom. Freiburg 2005; Haub, Rita; Schreiber, Friedrich: Alfred Delp: Held gegen Hitler: Würzburg 2005; Klein: „In der Fülle seiner Not“, a. a. O.
6 Vgl. Bleistein, Roman: Alfred Delp und die soziale Frage: Reflexionen zur Aktualität des „Kreisauer Kreises“. In: Stimmen der Zeit 213 (1995), S. 106–116, hier: S. 106.
7 Rahner, Karl: Erinnerungen im Gespräch mit Meinold Kraus. Freiburg 1984, S. 40 f.
8 Schriften 2, S. 145, 146; Schriften 4, S. 312. Vgl. dazu: Pope: Delp, S. 10–16.
9 Schriften 2, S. 145, 146, 147. Die Heidegger-Studie Delps ist abgedruckt in: Schriften 2, S. 39–147.
10 Roon: Neuordnung, S. 19.
11 Vgl. Moltke, Freya von: Erinnerung an Kreisau 1930–1945. München 1997, S. 57.
12 Vgl. Bleistein: Frage, a. a. O., S. 106–107.
13 Schriften 4, S. 315, 327. Vgl. dazu Pope, Delp, S. 121–158; Müller: Sozialethik, S. 41–42, 86–121.
14 Bleistein, Roman: Einleitung zu den Texten. In: Schriften 4, S. 11–12.
15 Schriften 4, S. 98, 101, 102. Das Urteil des Volksgerichtshofs über „die Kreisauer“ ist abgedruckt in: Schriften 4, S. 409–434.
16 Ebd., S. 102.
17 Nach Roman Bleistein haben die zweite und dritte Fassung von Delps Schrift einige Überarbeitungen und Ergänzungen erfahren, deren Herkunft letztlich unklar ist. Daß die beiden späteren Fassungen aber in der Substanz auf Alfred Delp zurückgehen, gilt als sicher. Vgl. Schriften 4, S. 380; Pope: Delp, S. 50, Anm. 13.
18 Ebd., S. 380, 383, 389.
19 Ebd., S. 389 f. Vgl. dazu Pope: Delp, S. 186–187.
20 Ebd., S. 380.
21 Ebd., S. 390.
22 Schriften 2, S. 382. In diesem Zusammenhang ist an das bekannte Wort Delps von dem „gebeugte[n] Knie und d[en] hingehaltenen leeren Hände[n]“ als den „beiden Urgebärden des freien Menschen“ zu erinnern (Schriften 4, S. 218).
23 Schriften 4, S. 381.
24 Ebd.
25 Vgl. Texte zur katholischen Soziallehre: die sozialen Rundschreiben der Päpste und andere kirchliche Dokumente. Hg. v. vom Bundesverband der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung (KAB) Deutschlands. 1. Aufl. Kevelaer 1975, S. 99, 108–109.
26 Vgl. Enzyklika „Divini Redemptoris“. In: Acta Apostolicae Sedis 29 (1937), S. 78–92, hier: S. 79; Schriften 4, S. 385, 391.
27 Schriften 4, S. 385, 391.

28 Ebd., S. 391.
29 Vgl. Texte zur Soziallehre, S. 120–121.
30 Schriften 2, S. 463–464.
31 Enzyklika „Rerum novarum“ von 1891 (Texte zur Soziallehre, S. 31–68, hier: S. 37). Vgl. Pope: Delp, S. 77.
32 Schriften 4, S. 392.
33 Vgl. Enzyklika „Divini illius magistri“ von 1930. In: Acta Apostolicae sedis 22 (1930), S. 52–73, hier: S. 52 f.; Pope: Delp, S. 79 f.
34 Vgl. Delp, Alfred: „Die Arbeiterfrage – Bauerntum“. In: Schriften 4, S. 396–400, hier: S. 397 f.
35 Vgl. Schriften 4, S. 382, 386, 392.
36 Schriften 4, S. 386, 392.
37 „Quadragesimo anno“, a. a. O., S. 117 Vgl. dazu „Rerum novarum“ (ebd., S. 36 f.).
38 Schriften 4, S. 397 f. Vgl dazu Pope: Delp, S. 81–82 und zur Forderung nach einem proportionalen Anstieg des Familienlohns: „Quadragesimo anno“ Nr. 71 (Texte zur Soziallehre, S. 117).
39 Schriften 4, S. 328.
40 Schriften 4, S. 319. Vgl. ebd. S. 320; Pope: Delp, S. 85–87.
41 Ebd., S. 387. Vgl. ebd. S. 393; Pope: Delp, S. 99.
42 Vgl. Schriften 4, S. 382, 387.
43 Ebd., S. 310.
44 Schriften 3, S. 99.
45 Schriften 4, S. 396.
46 Ebd., S. 393.
47 Ebd.
48 Ebd., S. 309, 395.
49 Pope: Delp, S. 165.
50 Mommsen, Hans: Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes. In: Buchheim, Hans; Schmitthenner, Walter (Hg.): Der deutsche Widerstand gegen Hitler: vier historisch-kritische Studien. Köln 1966, S. 73–176, hier: S. 161. Vgl. auch Schriften 4, S. 396.
51 Schriften 4, S. 319, 320.
52 Pope: Delp, S. 212. Vgl. auch S. 186, 195, 216–221, 225
53 Bleistein, Roman: Alfred Delp und der 20. Juli 1944: Ergebnisse aus neueren Forschungen. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 97 (1986), S. 66–78, hier: S. 77.
54 Schriften 4, S. 308.

Anschrift des Autors:
Dr. Michael Becht
Dr.-Gremmelsbacher-Straße 4
79199 Kirchzarten

Hermann Althaus

Die etwas anderen Musen in der Freiburger Universität

Bettina Eichins Kunstwerk zwischen Ablehnung und Anerkennung

Kaum ein Student sieht sie, wenige Professoren kennen sie, ein Schattendasein führen sie neben einem Treppenabgang in der Universität Freiburg – die Rede ist von der Gruppe der neun Musen, die im Treppenhaus zwischen Kollegiengebaude I und III und der alten Bibliothek **seit genau zehn Jahren** aufgestellt sind, nachdem sie die Stadt Freiburg der Albrecht-Ludwigs-Universität als Dauerleihgabe überlassen hat. Entspricht es dem Geist

Die „9 Musen" von Bettina Eichin in der Freiburger Universität (Gesamtansicht), 1. Preis bei der Landesgartenschau 1986 in Freiburg

unserer Zeit, sie so ins Abseits gedrängt, ihnen lediglich eine Notunterkunft gewährt zu haben?

Auf der Suche nach dem Künstler und seiner Intention, dem Aufstellungsanlaß, nach Material oder Eigentümer, bedurfte es zunächst mehrerer Anläufe und telefonischer Anfragen an verschiedene Ämter[1]. bis man sich erinnerte, dass es diese Schöpfung der Schweizer Künstlerin Bettina Eichin in der Universität seit 1995 gibt. Eine frustrierende und vor allem beschämende Erfahrung!

Dabei sind **diese 9 Musen** der in Freiburg und Basel arbeitenden Künstlerin Bettina Eichin aus den Jahren 1982–88 ein durchaus zum Nachdenken anregendes Werk, mit dem sie bei der Ausschreibung für die Landesgartenschau 1986 in Freiburg den 1. Preis gewonnen hatte. Vier bereits fertig gegossene Figuren lagerten damals am südlichen Ufer des Seeparks. Die in den folgenden Jahren vollendeten Figuren, an denen auch Bern sich interessiert gezeigt hatte, wurden von der Stadt Freiburg angekauft. Als die Gruppe aber im Stadtzentrum von Freiburg einen festen Standort erhalten sollte, kam es zu vielerlei „Querelen"[2] – Auseinandersetzungen, die zwischen Stadt, Anwohnern und Universität, zwischen Altphilologen und Kunstsachverständigen zu heftigen Konflikten führten. Doch zunächst zur Künstlerin selbst.

Bettina Eichin – die erste Schweizer Bildhauerin – eine streitbare Frau?

Bettina Eichin, 1942 in Bern geboren, erlernte als erste Frau in der Schweiz den Beruf einer Steinmetzin, arbeitete – auch im Ausland – als Restauratorin, später als freischaffende Bildhauerin. Sie wohnt zeitweilig am Rheinufer in Basel oder in Wildtal bei Freiburg. Bettina Eichin ist mit einem Archäologen verheiratet und hat einen erwachsenen Sohn. Sie wurde mit Preisen des Schweizer und Deutschen Gewerkschaftsbundes mehrfach ausgezeichnet[3a]. Ihre Steinmaterialien sucht sie sich nicht nur in der Schweiz, auch in Spanien. Viele ihrer Arbeiten aus Bronze sind

Die „Helvetia auf der Reise", Mittlere Rheinbrücke in Basel

zunächst aus Wachs geformt, werden dann in einer toscanischen Giesserei in Bronze gegossen, wobei das Wachs schmilzt (cire-perdue-Technik), aber die mit den Fingern feingliedrig gearbeiteten Linien dabei erhalten bleiben.

Eine ihrer öffentlichen Arbeiten in Bronze ist die **„Helvetia auf der Reise"**, die auf der Kleinbasler Seite der mittleren Rheinbrücke seit 1980 steht, genauer gesagt, sitzt: – eine Nationalfigur, die Mantel und Koffer, vor allem aber ihren Schild und den Speer, die staatlichen und männlich-kriegerischen Insignien, abgelegt hat und, während sie dem Fluß und dem Lauf der Zeit nachschaut, eher ein nachdenkliches und bereits erschöpft wirkendes, in sich gekehrtes und ihre Aufgabe überdenkendes Frauenbildnis, fotografisches Objekt der Touristen, darstellt.[3b]

Bereits diese Arbeit gab in der Schweiz zu Diskussionen Anlaß, erst recht aber der von der Firma Sandoz AG in Basel in Auftrag gegebene **„Marktplatzbrunnen"** (1986), bei dem Eichins künstlerische Freiheit und politische Denkweise mit den Vorstellungen des Chemiekonzern in Interessenkonflikt geriet. Man hatte (auf 2 Tischen) die Darstellung von Überfluss, eigener Wirtschaftsgröße, Marktanteil und gelungener Rathaus-Politik bestellt und wurde enttäuscht. Der bronzene übervolle Tisch mit den „landwirtschaftlichen Naturerzeugnissen"[3c] versinnbildlichte zwar den florierenden Markt, aber „der Tisch mit dem Bezug zum Rathaus und zur Politik" blieb leer und erinnerte mit einem Text Johann Peter Hebels „über die Vergänglichkeit" und dem Datum „1. November 1986" lediglich – aber sehr deutlich – an die Katastrophe „Schweizerhalle", als wegen der nahezu gleichzeitigen Verseuchung des Rheins mit ausgelaufenen Chemikalien die Politik völlig versagt hatte. Die Öffentlichkeit spottete, bei Sandoz habe man wohl „ein Auto erwartet und statt dessen einen Roller" erhalten.[3a]

Das unfertige Werk geriet ins Abseits des Basler Münsters: „Kirchenasyl" oder auch ein „Chemie-Unfall?" –

Künstlerisches Hinterfragen über die Probleme der Zeit macht unbeliebt. Ist nicht aber die Kunst schon immer aufgerufen gewesen, Probleme der Gegenwart aufzuhellen oder gar anzuprangern? (man denke an Peter Lenk mit seinen provozierenden Gestaltungen in Konstanz, Überlingen oder Lörrach).

„Marktplatzbrunnen in Basel“: Unvollendete Auftragsarbeit für die Firma Sandoz: „Überfluß und Vergänglichkeit“, nach der Chemiekatastrophe abgeschoben ins „Kirchenasyl“ des Basler Münsters

Weniger drastisch erging es Bettina Eichin auch bei einem Auftrag für das badische Städtchen Neuenburg (1995), als sie einen Brunnen schaffen sollte, der an den mittelalterlichen Chronisten Matthias von Neuenburg (aus dem 14 Jh.[4]) erinnere, einen Brunnen, den sie im Auftrag der Sparkasse Markgräflerland gestalten wollte. Der Brunnen sollte nach ihrer Vorstellung die Form einer goldenen Schreibfeder und eines Tintenfasses besitzen, aber im weiteren Sinne auch an zahlreiche verfolgte Chronisten und Zeitzeugen, z. B. aus der NS.-Zeit, erinnern. Unter den 132 in der Handschrift des Matthias von Neuenburg geschriebenen und rund um das Tintenfaß eingemeißelten Namen liest man zwar Anne Frank, Erich Kästner, Kafka und Tucholsky, aber eben auch Karl Marx und Rosa Luxemburg. Deswegen bat man die Künstlerin, doch „einen Austausch“ (eine Säuberung?) vorzunehmen, was sie ablehnte. Bettina Eichin vermerkte damals hintergründig, dass wohl eines Tages unter der von der Sparkasse gewünschten Goldfarbe der Schreibfeder die „schwarze“ Patina zum Vorschein kommen werde.[3a]

Eine Künstlerin mit Profil: Ablehnung und Zustimmung

Bettina Eichin hatte 1978 den 1. Preis der Stadt Freiburg gewonnen, den die Schwarzwaldmetropole für die Landesgartenschau

Der „Matthias von Neuenburg-Brunnen“, Schreibfeder mit Tintenfaß und 132 Zeitzeugen, gestiftet von der Sparkasse Markgräfler-Land (Gesamtansicht)

1986 ausgeschrieben hatte. Einige der 9 Musen waren bereits gegossen[5a], wurden z. T. bereits in Bern, in Basel und andernorts ausgestellt, später wurden Nachgüsse in Berlin angefertigt und ausgestellt. In Freiburg wußte die Stadt als Eigentümerin allerdings nach der Gartenschau nicht, wo die Gruppe endgültig aufgestellt werden sollte. Der Augustinerplatz und der Bereich der „Mehlwage“[5a] nahe der Uni waren im Gespräch, schließlich „schenkte“ man sie der Universität als Dauerleihgabe. Auf die Initiative des Rektors Wolfgang Jäger wurde sie *„im Schnittpunkt der alma mater“* an genannter Stelle aufgestellt. Die Kritik (oder der Neid der Künstlerkollegen?) bemängelte und verdammte, dass Bettina Eichin heutzutage noch *„realistische Figuren“* geschaffen habe, und dass sie statt einer einzelnen Figur *„gleich 9 Weiber“* gearbeitet habe, was man ihr (zumal einer Ausländerin) als *„Überpräsenz“* einer Frau auslegte. Statt dessen hätte sie, so einer ihrer Kollegen, die 9

Musen durch Apoll, bekanntlich den männlichen Anführer der Musen, ersetzen sollen, für dessen Modell er sich persönlich zur Verfügung stellen würde.[3a]

Bettina Eichin sah das als eine moderne Hexenverfolgung und einen Geschlechterkampf. Sie nahm die Herausforderung an.

Die Spezialisten nehmen Stellung

Jetzt entbrannte auch eine lebhafte Stellungnahme von Kennern der antiken Mythologie, Archäologen, Philosophen und Kunstsachverständigen, die äußerst konträr geführt wurde. Dr. phil. Giorgio Guzzoni erregte mit seiner *„Botschaft an die heutige Zeit“* und dem *„hohen Bild aus unserem Geisteserbe“* dem *„Erbtreubruch unserer Moraleingeschläferten“* und einer *„verschärften Umfälschung des abendländischen Wesens“* den größten Widerspruch. Man warf ihm *„abstruse Griechentümelei“* vor und brachte ihn in die Nähe von *Rassismus und Heideggerphilosophie*. Die von Bettina Eichin geschaffenen Musen seien aber *„keine Elendsgestalten, lichtscheuen Klageweiber, Jammerwesen, sondern, obwohl sie die Last der Geschichte tragen, trotzdem ungebrochen,“* stark und schön. Diese Frauengestalten stünden für Hoffnung, dass die Menschheit mit Ernst und Festigkeit doch einen Weg zu mehr humanitas finden könne.[5b] Und der Archäologe Paul Zanker (München/Rom, früher Freiburg) meinte bei der Ausstellung der 9 Musen in der Berliner Abgußsammlung, *„die Musen von Bettina Eichin stehen quer zu allem, was ich als moderne Kunst kenne. Sie sind durch und durch unmodisch und auf merkwürdige Weise zeit-entrückt. Trotz ihres Schweigens haben die Musen eine Botschaft …“*[5b]

Die Intention der Künstlerin: „In schweres Tuch gehüllt, tragen sie die Last der Geschichte“

Bettina Eichin kommentiert selbst[6]: *„Bei der Darstellung der 9 Musen geht es mir um Erinnerung und Gedächtnis, darum, dass Schöpferisches nicht einzeln benennbar und abzugrenzen, sondern Vielfalt und Summe aller Sinne ist und immer wieder neu ersteht aus der Erinnerung, Geschichte, Überliefertem, Abgelegtem. Jede Muse ist sich selber und anderen Muse, kann gleichzeitig jede und alle sein. In den Musen sehe ich aber auch – wie sie sich – als Qualität weiblicher Kultur – mit den ihnen verwandten Schicksalsgöttinnen, Klageweibern, Sibyllen, Kassandren durch die leidvolle Geschichte der Völker und ihrer Kriege mühen. Neun in verschiedenen Körperhaltungen nachdenkende Frauengestalten, in schweres Tuch gehüllt, tragen sie die Last der Geschichte.“*

Die 9 Musen sind in eine längsorientierte Gruppe gefügt. Sie benötigen einen Raum von 4 x 8 m Bodenfläche. Es gibt keine Hauptansicht, aus jedem Blickwinkel, auch von jedem Standpunkt innerhalb der Figurengruppe ist die Gruppe ein Ensemble. Sie tragen weder Namen noch Attribute, *„jede Muse ist sich selber und anderen Muse, kann gleichzeitig jede und alle sein“*. Die Musengruppe ist nicht als ein schmückendes Element in einer Parkanlage oder in einem Garten gedacht, sondern, so wollte es die Künstlerin, als Memento in der belebten Stadt. Sie sollte auf gleichem Niveau mit den vorbeigehenden Fußgängern stehen, *Menschen, die sich bei ihnen niederlassen können.*[7]

Sehr persönliche Eindrücke

In der Tat braucht man Zeit und Bereitschaft, sich mit dieser Art Musen auseinander zu setzen, weichen sie doch erheblich von dem aus Theater- und Konzertsälen bekannten Erscheinungsbild der tanzenden und musizierenden jungfräulichen Musen ab. Diese neun aneinander Schutz suchenden und am Boden kauernden Frauengestalten, in lange schwarze Gewänder gehüllt, assoziieren heute auf Anhieb die Vorstellung von geschundenen, vergewaltigten, ihrer Söhne und Männer durch den Krieg beraubten Frauen aus dem Kosowo oder aus Afghanistan. Dabei sind ihre Gesichter dennoch schön, z. T. auch jung, mit Augen, die nach innen sehen und dabei Vergangenes und Künftiges überdenken. Waren es nicht zu allen Zeiten die Frauen, – auch die „Trümmerfrauen“ in unserer eigenen Geschichte – die die Hoffnung nicht aufgaben, und aus deren Not

Musen am Eingang zum Freiburger Stadttheater (1906)

dennoch neues und schönes Leben erwuchs? Bettina Eichin gestaltete diese Frauen eindrucksvoll, in ihrer äußeren Haltung zwar gebeugt, aber nicht gebrochen.

Ein Kunstwerk – von der alten Musenverherrlichung abweichend, aber deren Fähigkeiten und Begabungen neu interpretierend!

Allerdings scheinen Frauen, emanzipierte Frauen, eher einen besonderen Zugang zu diesen Musen zu haben. Unter dem Stichwort: „Gebildete Frauen – Frauen bilden" unternahm die Arbeitsgruppe Kultur in Freiburg unter „frauenspezifischer Perspektive" einen Stadtrundgang, bei dem sie auch die lebensgroßen Bronzefiguren von Bettina Eichin in der Universität besuchten. Ihr Fazit: *„Eichins Skulpturen scheinen über den Fluss der Zeit zu sinnieren, verkörpern aber ein immens wichtiges Anliegen: Die Berner Künstlerin will Frauen damit einen Rückzugsort zugestehen, ihnen eine Autonomie zurückgeben und so die herkömmlich von Männern festgelegten Allegorien dekonstruieren, traditionelle Weiblichkeitszuschreibungen aufbrechen."*[8].

Sollen also diese Musen, ohne den Musenführer Apoll, die Selbständigkeit der Frau gegenüber dem Mann verkörpern? Ist das die Intention der Künstlerin?

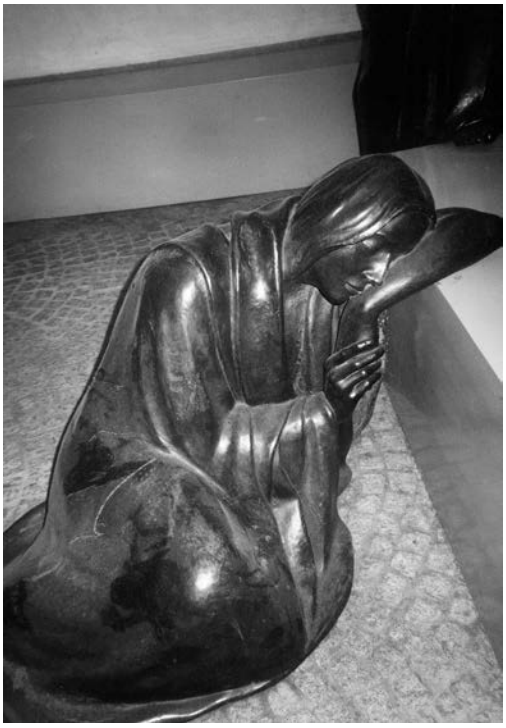
Kommentare von Studenten und Professoren

Schmunzelnd liest man die im Parterre der Freiburger Uni neben den Musen an einer Säule von Studenten handschriftlich angebrachten Kommentare. Sie reichen von Ablehnung bis zur Zustimmung. Es heißt dort: *„Last der Geschichte dieser Stadt"; – „Hervorragend"; – „Horror fördernd"; „9 Formen der Depression"; „Freude und Genuß ist nicht zu bemerken" – „Tanz und Liebe auch nicht; die Musen sind müde"; „Don't thing – be happy"; – „Hab sie gesehen und bin jetzt traurig" – „vielleicht weil die alten Göttinnen in der heutigen Wissenschaft nicht gewürdigt und geschätzt werden"; – „ich finde die Arbeiten, d. h. die Musen in dieser Art sehr gut;"*

Manche Kritiker der 9 Musen von Bettina Eichin weisen darauf hin, dass die antike Mythologie dieses einzigartige Aufgebot von 9 hochrangigen Göttinnen, die der Olymp für Natur, Kunst und Wissenschaft bemüht, dass Erinnerung und Gedächtnis als Grundlagen für Wissen, Erkenntnis, Wahrheit und Überlieferung als weibliche Eigenschaften bzw. Figuren dargestellt werden. *„Mit den Musen spielt Eichin auf Gedächtnis- und Erinnerungsleistungen an, die, kulturgeschichtlich betrachtet, eher von Frauen erbracht wurden, besitzen sie doch in der antiken Götterbürokratie ein de-facto-Monopol auf die geistige Kultur – allerdings zum Lobpreis der Götterpatriarchen – auf die Eichin in ihrer Skulptur verzichtet"*[5b]

Zeitlose Kunst

Mit einigen anerkannten Kritikern sei die Diskussion um Bettina Eichins Musen beendet. Dort heißt es: *„Die neun Musen von Bettina Eichin sind so hervorragend gemacht, so dicht und so sicher im Ausdruck, dabei ganz und gar nicht modern, sondern im besten Wortsinn Zeit-los, dass die Universität und die Stadtöffentlichkeit sich glücklich schätzen und dem Rektor und der Stadt Freiburg dankbar sein sollten, dass diese Kunstwerke hier eine Heimat gefunden haben, Etwas problematisch freilich ist die Aufstellung …"*[5b] Oder: *„Bettina Eichins Musen schweigen – beredt, in sich gekehrt, in sich horchend. Sie tragen die Züge wirklicher Frauen. Was ihnen die Rede verschlägt, ist die Erinnerung an all die Leiden der Menschen* (Homer), *der Frauen zumal. In seelischer Not nicht zu sprechen und auch nicht Beistand zu gewähren, kann eine starke Aussage sein: ein Anruf an die Mitmenschen."*



Jede Muse ruht in sich selbst: Gebeugt, – nicht gebrochen

„Nenne mir, Muse, die Taten des viel gewanderten Mannes …“

Wer kennt nicht die Anfangsverse der Odyssee des Homer, mit denen er um die Gabe bittet, das Schicksal des leidgeprüften Mannes angemessen darstellen zu können … Homer ist es aber auch, der in einem Hymnus an Apoll (V. 150) Bestimmung und Aufgabe beschreibt, wie sie Bettina Eichin offensichtlich auch sieht: *„Die Musen singen* (zwar) *von der ewigen Seligkeit der Götter,* / (aber auch) *von all den Leiden der Menschen, die sie / dulden müssen unter den unsterblichen Göttern, / unwissend und ratlos, unvermögend ein Heilmittel gegen den Tod zu finden / und eine Abwehr des Alters.“*

Die antike Mythologie nennt die Musen „die Sinnenden“. Sie sind die Geberinnen der Künste und die Kennerinnen alles dessen, was über Götter, Weltgeheimnisse und Heroenvorzeit der Mensch zu wissen und der Rhapsode zu berichten wünscht[9]. In 9 Nächten zeugte sie Zeus mit Mnemosyne (die Göttin der Erinnerung und des Gedächtnisses), so wurden sie als Göttinnen die Schützerinnen der Wissenschaft, der nicht handwerklichen „Schönen Künste“, der Dichter und aller höheren geistigen Werte. Tanzend und singend unter Führung des Apoll unterhielten sie die Götter beim Mahle, wohnten am Nordfuß des Olymp, waren aber auch am Helikon und Parnaß heimisch. Sie traten gern allein und in Dreiergruppen auf, davon berichtet schon Hesiod, und nicht nur Praxiteles schuf davon eine Reliefplatte. Sie galten als ewig jungfräulich. Nicht ganz eindeutig und systematisch, aber meist an ihren Attributen erkennbar, wies ihnen die griechisch-römische Zeit bestimmte

Eine der „Freien Künste“ (artes liberales) aus der unlängst renovierten Vorhalle des Freiburger Münsters: „Geometrie“

Die 9 Musen, – ihre „Zuständigkeiten“ und Attribute

(getrennt nach griechischem bzw römischem Verständnis):

	Griechisch	Römisch	häufiges Attribut
Urania: die Himmlische,	Himmel	Astronomie	Himmelsglobus
Kalliope: die Schönstimmige	Politik	Epos, Elegie	Schreibtafel/-rolle
Klio: die Rühmende	Eifer, Streben	Geschichtsschreibung	Schriftrolle
Thalia: die Blühende	Götterlehre	Komödie	komische Maske
Polyhymnia: d. Hymnenreiche	Lernen, Merken	Tanz, Pantomime	meist ohne
Euterpe: die Erfreuende	Wahrheit u. Natur	Musik, Lyrik, Flötenspiel	Flöte
Erato: die Liebevolle	Freundschaft/Tanz	Liebeslied/Tanz	Saitenspiel
Melpomene: die Singende	Freude	Tragödie	tragische Maske
Terpsichore: die Reigenfrohe	Genuss	Chorische Lyrik	Saiteninstrument

Als 10. Muse wurde von den Griechen die Dichterin Sappho von der Insel Lesbos gerühmt.

Bereiche zu. Sie inspirierten die Dichter und gaben ihnen die Weihe durch einen Wangenkuß (den „Musensohn“ hat „die Muse geküßt!“). Das christliche Mittelalter suchte sie durch die Freien Künste (artes liberales[10]) zu verdrängen, während der Renaissance und im Barock wurde das Thema jedoch wieder aufgegriffen, und zahlreiche Theater, Konzertsäle und „Musentempel“ wurden mit den personifizierten Musen dekoriert. Zur Zeit Goethes und Schillers entstanden die „Musen-Almanache“, literarisch-satirische Epigramme in Distichonform, mit denen die Dichterfürsten *„gegen die Verkehrtheit der zeitgenössischen Literatur“* wetterten.[11]

Anmerkungen

1 Z. B. Universitätsverwaltung, Denkmalamt, Hoch- u. Tiefbauamt, Kulturamt, Bad. Zeitung. Erst nach geraumer Zeit stellten Kulturamt und Universität Material zur Verfügung.

2 Iris Taute, Freiburger Univ. Archiv, Stichwort Neun Musen,Kommunikation und Presse, Anm. 13, 331-52-1.

3a Zensur am Brunnentrog. Konfliktstoffe und Werksgeschichten: Ein Gespräch mit der Bildhauerin Bettina Eichin. Von Dietrich Seybold. GeZetera, CoolTour.
http://www.germa.unibas.ch/DeuSem/GeZetera/gez96-2/eichin.html
2005 erhielt Bettina Eichin den „Chancengleichheitspreis“ beider Basel (d. i. Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft) für Ihren Einsatz für Menschenrechte und Gleichberechtigung der Geschlechter.

3b Die wohl bekannteste Skulptur von Bettina Eichin ist die „Helvetia“. Sie ziert auch das 50-Rappen Stück sowie das ein und zwei Frankenstück. „Eines Tages verläßt Helvetia ein Zweifrankenstück, mischt sich unter das Volk und unternimmt eine längere Reise. Unterwegs kommt sie auch nach Basel. Nach einem anstrengenden Gang durch die Stadt stellt sie Schild, Speer und Koffer ab, und legt den Mantel über die Brüstung, ruht sich aus und blickt nachdenklich rheinabwärts.“ Bronzeinschrift an der Mittleren Rheinbrücke in Basel.

3c Auf einem halbfertigen Teile zum Marktplatzbrunnen wurde neben einer Landsknechtstrommel mit Totenschädel Johann Peter Hebels Text „Die Vergänglichkeit“ und das Datum 1. August 1986 eingegossen.

4 Der Brunnen zeigt ein schwarzes Tintenfaß aus (leider leicht gerissenem) spanischem Marmor mit einer bronzenen vergoldeten Schreibfeder. Der Brunnen soll an den Chronisten Matthias von Neuenburg erinnern, der 1295 in Neuenburg geboren wurde und nach dem Jurastudium in Bologna im Dienste der Bischöfe von Basel und Straßburg in seiner damals blühenden Heimatstadt eine bedeutsame Reichschronik für die Zeit von 1295–1350 verfaßte. 1995 wurde an seinen Geburtstag vor 700 Jahren erinnert.

5a 1982 entsteht als Einzelfigur die „Schlafende Muse“; 1985 erteilt die Stadt Freiburg den Auftrag für die „Neun (!) Musen“. „Als Standort wird der Augustinerplatz (Museumsplatz) vorgeschlagen. 1985 bis 1988 entstehen die weiteren Musen.“ Archiv der Freiburger Universität: Kommunikation und Presse, 3/85.

5b Freiburger Unimagazin 3/98, 331-S2.

6 Bettina Eichin: Erläuterung zur Entwurfsidee 1984.

7 Bettina Eichin: Erläuterungen 1985–1992.

8 DAB (Deutscher Akademikerinnen Verband, Regionalgruppe Freiburg, Pressebericht v. 1. 11. 2004) und Bad. Zeitung vom 10. 8. 2004.

9 Brockhaus, 1894.

10 Artes liberales, die 7 freien Künste: Grammatik, Arithmetik, Geometrie (Trivium) – Musik, Astronomie, Dialektik, Rhetorik (Quadrivium). Im Altertum waren es die Kenntnisse und Fertigkeiten, die man eines freien Mannes für würdig erachtete, im Gegensatz zu den meist mechanischen Beschäftigungen der Sklaven.

11 Unser Mitglied, Herr Peter Krieg, SWR-Redakteur i. R. war mir bei den Recherchen sehr behilflich. Dafür danke ich ihm herzlich.

Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

Bertold Elzer

Friedrich Schildhorn (1887–1958)

Ein großer badischer Bildhauer

Drei Portrait-Büsten in weißem Marmor und eine in Terrakotta stellte der junge, hochbegabte Bildhauer Friedrich Schildhorn 1913 bei der internationalen Kunstausstellung im Münchener Glaspalast aus. Damit hatte er einen ersten Höhepunkt seiner künstlerischen Laufbahn erreicht und zugleich einen Platz unter den besten Kunstschaffenden seiner Zeit erworben.

Nach einer dreijährigen Bildhauer-Lehrzeit und einem neunjährigen Studium an den Kunsthochschulen in Karlsruhe und München hatte er sich nicht nur die Sicherheit in der Bearbeitung von Marmor, Stein, Holz und Terrakotta angeeignet. Seine Lehrmeister, Prof. Hermann Volz in Karlsruhe, der Schöpfer des Karlsruher Scheffel-Denkmals, und Prof. Balthasar Schmitt in München, haben ihm auch Anregungen für seine weiteren schöpferischen Leistungen übermittelt. Professor Volz hatte ihn schon 1912, auch wegen seiner besonderen Leistungen in der Portraitkunst, für ein Lehramt an der Großherzoglichen Akademie der Bildenden Künste „wärmstens empfohlen“. Als Schildhorn seinen Wohnsitz 1914 zurück in seine Heimatstadt Karlsruhe verlegte, war er voll Hoffnung und Zuversicht für seine weitere Laufbahn als Bildhauer. Aber es sollte anders kommen.

Elisabeth von Monteton, Marmor, 1911

Der bereits ausgebrochene erste Weltkrieg zerstörte alle seine Pläne und Erwartungen. Er wurde zum Militärdienst eingezogen und überstand mit viel Glück vier Jahre Krieg an der Westfront. Zwei weitere Jahre musste er in französischen Gefangenenlagern durchstehen. Als er 1920 in die Heimat zurückkam, war die erhoffte Lehramtsstelle längst besetzt. Deshalb griff er sofort zu, als ihm die künstlerische Leitung der Bildhauerabteilung bei der renommierten Kunstmöbelfabrik Gebr. Himmelheber in Karlsruhe angeboten wurde. Sie bot ihm für zehn Jahre eine wirtschaftliche Grundlage für seine Arbeit und für die Familie. Die von ihm entworfenen und stilsicher ausgeführten Kunstmöbel gingen in alle Welt hinaus. Daneben entstand eine Reihe von Holzplastiken, so zum Beispiel eine Nymphe, eine Eva, mehrere Portraits, vor allem Kinderbildnisse, die im Badischen Kunstverein ausgestellt wurden. In einer Rezension war zu lesen: „Friedrich Schildhorn hat es verstanden, in sauberer Technik wirkliches Leben einzufangen“.

Als die Firma Himmelheber in der Weltwirtschaftskrise ihre Bildhauer-Abteilung auflösen musste, arbeitete Schildhorn als freischaffender Künstler weiter. Mit Madonnen und Heiligen-

Die Sieben Schwaben, Holz, 1936

figuren, aber auch mit Wandkreuzen, Hängelampen und Grabmalen sicherte er, oft mühsam genug, den Unterhalt der Familie.

Im zweiten Weltkrieg wurde er nochmals für einige Monate eingezogen. Dabei erfror er sich als Wache im Gefangenenlager die Hände. Ein weiterer schwerer Schicksalsschlag traf ihn, als in einer Bombennacht seine Wohnung und sein Atelier zerstört wurden.

Unverdrossen ging er nach dem Ende des Krieges wieder an die geliebte Arbeit. Krippenfiguren, Portraits, Hängelampen und Kunstmöbel entstanden unter schwierigen Umständen, bis seine schwer gewordenen Hände das letzte Stehkreuz für seinen Enkelsohn zu dessen Erstkommunion im Frühjahr 1958 schufen. Im November des gleichen Jahres starb Friedrich Schildhorn in Karlsruhe. Auf seinem Grab stand ein Kreuz mit dem Relief von der Kreuzabnahme Christi, das er für seinen Vater geschaffen hatte.

Die Fliegerbomben hatten bei der Zerstörung des Ateliers und der Wohnung des Künstlers auch alle schriftlichen Unterlagen über seine Werke vernichtet. In der schwierigen Nachkriegszeit bestand keine Möglichkeit, sie wiederherzustellen. Die Adelsfamilien zum Beispiel, für die seine drei frühen Marmorportraits gemacht waren, gehörten zum Großherzoglichen Hof in Karlsruhe. Alle Nachforschungen nach diesen Werken und ihren Besitzern waren aber ohne Erfolg. Erst 40 Jahre nach Schildhorns Tod brachte eine Zeitungsanzeige die erste Spur. In einem Benefizkonzert sollte ein 13-jähriger Baron Victor Emanuel von Monteton als Pianist auftreten. Diese Spur führte endlich zu der Familie, in der sich die einzige in Marmor erhaltene Portraitbüste der Elisabeth von Monteton befand. Die zweite Büste ist als Gipsabguss sehr gut erhalten. Von der dritten war nur eine Fotografie zu finden. Diese drei Werke repräsentieren die erste Phase des künstlerischen Wirkens von Friedrich Schildhorn.

Charakteristisch für sein Schaffen zwischen den Kriegen ist die Darstellung der „Sieben Schwaben“ in einer Hängelampe in Holz. Sie war für einen Kindergarten gearbeitet und erfreute viele Kinder bis zur Zerstörung des Gebäudes. Überzeugend ist die Lebendigkeit und die Ausdruckskraft bei den einzelnen Spießträgern. Ihre unterschiedliche Stimmung, die zwischen schierer Angst und trotzigem Mut schwankt, ist unschwer zu erkennen.

Einen umfassenden Überblick über das gesamte Lebenswerk Schildhorns bietet mein im Jahre 2000 erschienenes Buch:
Friedrich Schildhorn –
Ein Künstler in den Wirren seiner Zeit.
ISBN 3-87314-352-6.
Verlag Joh. Heider Bergisch Gladbach, 20,40 €.

Es ist in Heft 4 der Badischen Heimat von Dezember 2003 besprochen.

Anschrift des Autors:
Bertold Elzer
Odinweg 25
51429 Bergisch Gladbach

Mariandl Burggraf

Ein Jahr im „Adler“ in Weilheim

Wie hat man gelebt, wie hat man gearbeitet und was hat sich ereignet? Darüber werde ich hier berichten.

Als Tochter von Frieda und Martin Ebner war die Land- und Gastwirtschaft vor, während und nach dem zweiten Weltkrieg meine Heimat. Zu jener Zeit befanden sich im Erdgeschoß neben der Heimatstube und Nebenzimmer zwei Privaträume. Der Saal, der für größere Anlässe, wie Theateraufführungen und Versammlungen diente, war im ersten Stock. Eine große Erleichterung beim Bewirten brachte der Umbau in den 50er Jahren, denn seither sind alle Wirtschaftsräume auf einer Ebene und in Küchennähe. Nun beginne ich mit dem Jahresablauf.

Die Stammgäste, ein paar mehr als an gewöhnlichen Samstagen, fanden sich im Laufe des Silvesterabends im Adler ein, um Karten, „Jass“ oder„Cego“ zu spielen. Daneben war Zeit, sich über das vergangene Jahr zu unterhalten. Vorsichtig tastete man sich auch an das politische Geschehen heran. Jeder wußte, dass darüber nicht offen gesprochen werden durfte. Spätestens als die Synagoge verbrannt und der Judenfriedhof zerstört waren, wurde erkannt, dass bei der Naziherrschaft viel Unrecht geschah.

Meine Mutter, die Wirtin, bereitete den Glühwein und richtete Gebäck auf Teller. Gegessen wurde am Silvesterabend nicht viel, da die meisten Weilheimer, die fast alle Landwirte waren, selber geschlachtet hatten. Der Adlerwirt hatte sich gerne zu den Spielern gesellt, wenn noch eine vierte Person zum Cego spielen benötigt wurde. Die Gäste sind von mir bedient worden und um Mitternacht kredenzte ich den Glühwein. Die Kirchenuhr schlug zwölfmal, die Glocken läuteten und jeder wünschte jedem ein gutes „Neues Jahr“, während des Krieges auch mit Tränen in den Augen. Nun lief alles wie bei einem Ritual ab. Die Gäste prosteten sich zu und sangen das Neujahrslied. Ganz förmlich wurde nochmals der Familie Ebner ein „Glückseliges Neujahr“ gewünscht. Man schwang das Glas, sang das Lied noch ein paar mal, bis alle Familien der Gäste beglückwünscht waren. Durch das gemeinsame Feiern hatte sich die Lebensfreude wieder eingestellt und mit Gottvertrauen blickten die Weilheimer in das Neue Jahr. Mitglieder der Musikkapelle waren gekommen. Sie tranken einen Schluck, spielten die Neujahrsmelodie und zogen weiter, um an mehreren Plätzen des Dorfes zu spielen. Am Morgen des Neuen Jahres gingen die Kinder von Haus zu Haus, um die Bewohner mit Sprüchlein zu erfreuen.

Traditionsgemäss spielten Mitglieder des Musikvereins und des Kirchenchors an Neujahr oder Dreikönig Theater. Durch Aufstellen einer Bühne mit Kulissen verstanden es die Wirtsleute, eine prickelnde Atmosphäre zu schaffen. Begabte Laienspieler ließen die Zuschauer für ein paar Stunden den Alltag vergessen. Mit Essen und Trinken verwöhnten Adlerwirts die Gäste.

Am zweiten Januar lud die Gemeinde zum Rehessen in den Adler ein. Die Rehe wurden von den Jagdpächtern als Entschädigung für den Wildschaden gestiftet. Für die Dorfbewohner war Wild, von der Adlerwirtin fachmännisch zubereitet, ein besonderer Genuss.

In der Zeit vor 1939 gehörten zur Familie Ebner: Die Eltern, Wirtin und Wirt, eine Tante, die Großeltern, Großtante, Großonkel, fünf Kinder und dazu fünf Angestellte, zwei Mädchen und drei Männer. Die Angestellten hatten Familienanschluss. Sie fühlten sich wohl in der Gemeinschaft und blieben dem Adler bis zu 25 Jahre treu. Die Zahl der Familienmitglieder läßt erkennen, dass es im täglichen Haushalt viel Arbeit gab.

Auch das Heizen von drei großen Kachelöfen war zeitraubend. Zum Heizen verwendete man Reisigbündel, sogenannte „Wellen“. Die

Äste, die beim Fällen von Bäumen und beim Obstbaumschnitt anfielen, wurden zugeschnitten und zusammengebunden. Im Backofen, der sich in der Gaststube befand, wurde und wird noch heute das vielgepriesene Holzofenbrot gebacken.

Die Frauen hatten zu melken, die Kälbchen zu füttern, Schweine und Hühner zu versorgen. Um die Pferde, Kühe, Ochsen und das Jungvieh kümmerten sich die Männer. Das Tagwerk begann früh mit Füttern, Melken und in der Wirtschaft mit Aufräumen und Saubermachen. Bei der Winterarbeit mit den Pferden wurden die geschlagenen Stämme aus dem Wald auf einen Lagerplatz geschleppt. Das Beladen und Fahren mit dem Langholzwagen verlangte vom Gast- und Landwirt Umsicht, Können und Erfahrung. Natürlich galt es auch das Holz für den eigenen Betrieb zu richten und zum Haus zu bringen. Um Schnee von der Straße zu räumen, gab es noch keinen motorisierten Schneepflug, sondern man benützte einen von Adlerpferden gezogenen Pfadschlitten.

Im Januar fanden in der Wirtschaft die Generalversammlungen des Musikvereins, des Kirchenchores, des Kriegerbundes und des Radfahrvereins statt. Zum Kriegerbund gehörten die Teilnehmer des ersten Weltkrieges von der ganzen Pfarrei. Damals war es selbstverständlich, dass alle Wege zu Fuß zurückgelegt werden mussten. Zur Information und Weiterbildung dienten landwirtschaftliche Versammlungen. Ein beliebter Referent war Landwirtschaftsdirektor Dr. Franz Schwörer, dessen Name noch heute mit der Ländlichen Heimvolkshochschule Tiengen verbunden ist.

Im Januar und Februar wurde nicht nur im Adler, sondern auch in allen Haushalten genäht und gestrickt. Neu fertigte man Arbeitshemden, Kleider, Schürzen und natürlich flickte man, was nötig war. Nähkurse fanden auf Wunsch statt. Während des Krieges freute man sich, wenn noch alte Kleidungsstücke zu finden waren, die man ändern konnte. Nachbarn und Freundinnen luden sich gegenseitig zur „Stubede“ ein. Das heißt, man traf sich mit dem Strickzeug, um sich neben dem Stricken vom Dorfgeschehen zu berichten und sich mit Kaffee und Kuchen zu stärken. Die Frauen erzählten, wer bald heiraten würde, wer ein Kind erwartete, oder sie sprachen über Romane, die sie gelesen hatten. Auch damals versuchte man, sich die Winterzeit kurzweilig zu gestalten.

Inzwischen war es Fasnacht geworden. Ein Schwein wurde geschlachtet. Schon früh hatte die Wirtin Frieda den großen Kessel angeheizt, damit kochendes Wasser zum Brühen bereit war. Auf dem Platz vor dem Adler tötete der Metzger das Schwein. Die Kinder wurden vorher weggeschickt. Danach hieß es: „Blut rühren, komm Mariandl, das ist nicht schwer, das kannst du“, sagte der Metzger zu mir und ich tat es, denn ich wollte mich nicht blamieren und half gerne beim Schlachten. Heute sind Hausschlachtungen immer noch üblich. Dafür stehen aber ein Schlacht- und Kühlraum zur Verfügung. Nach dem Zerlegen des Schweines begann man Blut-, Leber- und Bratwürste zu machen. Gerne wurden auch Sülzeteller gegessen. Beim Schlachtfest freuten sich alle auf das Vesper, denn es gab frisch gekochte Leber. Die Speckseiten und die Schinken beizte die Adlerwirtin ein, um sie später in die Rauchkammer zu hängen. Räuchern verstand sie ausgezeichnet, denn Selbstgeräuchertes war in der Wirtschaft immer sehr begehrt. Früher wurde die Fasnacht mit dem „Narrenmarsch“ der Musikkapelle am Schmutzigen Donnerstag eröffnet. Am Samstagabend war traditionsgemäß der Hexenball. Eine Abteilung des Musikvereins spielte zum Tanz auf. Auch damals wussten sich die Weilheimerinnen nicht nur als schreckliche, sondern auch als verführerische Hexen anzuziehen. So war der Hexenball ein vergnügliches Ereignis. Die Kinder hatten auch Anteil an der Fasnacht. Mit bunten Kostümchen zogen sie am Sonntagmittag von Haus zu Haus und sagten ihren eigenen Fasnachtsspruch, wofür sie kleine Geschenke erhielten. Ein kleiner Umzug mit närrischem Treiben fand am Fasnachtsmontag statt. Am Aschermittwoch war es Sitte, Stockfisch zu essen. Bei Beginn des Krieges hörten diese Fasnachtsveranstaltungen auf, so auch die Konzerte an Ostern, Chilbi und die Theateraufführungen. Schon kurz vor dem Krieg wurde der Musikverein aufgelöst.

Früher war es sebstverständlich, dass die Kinder im Haushalt mithalfen. Z. B. die Keime

von den Kartoffeln zu entfernen und das Brennholz in die Küche zu tragen. Im März begann die Frühjahrsarbeit. Während die Männer die Felder bestellten, pflügten, eggten, säten, lasen die Frauen Steine von den Äckern, säuberten die Wiesen und pflanzten Garten und Gemüsefeld an. Nach der Heizperiode und durch den Stumpen-Zigarren und Tabakpfeifenqualm der Männer, war gründlicher Hausputz notwendig. Besonders in der Karwoche putzten und schrubbten die Frauen bis alles blitzte. Am Karfreitag wurde Fischfilet angeboten. Außer Bismarkheringen verlangte sonst selten jemand Fisch in der Wirtschaft.

An Ostern war es Brauch, dass der Schwarzwaldverein von Waldshut eine Wanderung zum Adler unternahmen. Bei schönem Wetter bestellte Herr Schleinzer für die Kinder gefärbte Ostereier. Besonders Wanderfreudige machten sich etwas früher auf den Weg, um die Eier für die Kinder auf dem Berg zu verstecken.

Gehbehinderte und kleine Kinder fuhren mit dem Bus nach Weilheim. Nachdem die Eier gefunden waren, begaben sich alle in den Adler, um sich bei Kaffee und Kuchen und beim Vespern zu stärken. Auch Teller mit hausgemachtem Schwartenmagen, Leberwurst, Speck und Schinkenbroten wurden gern gegessen. Es kam gute Stimmung auf. Die Waldshuter sangen und erzählten Anekdoten, um dann frohgemut nach Hause zu wandern. Für Nichtwanderer stand der Bus bereit. Das ganze Jahr über kamen Gäste von Waldshut und Tiengen zum Mittagessen, besonders im Frühjahr und Herbst. Darunter waren Stammgäste, die in regelmäßigen Abständen den Adler besuchten. Sie bestellten Schinken oder Schäufele mit Bohnen und Kartoffelbrei, Gerichte von Geflügel, oder Fleisch aus der Metzgerei vom Kalb oder Rind. Dazu Gemüse und Salate. Zum Dessert wünschten viele Meringen und Schlagsahne. Während des Krieges waren Lebensmittel kontingentiert und dies wurde mit Marken kontrolliert. Geflügel war frei und so freute sich die Adlerwirtin Frieda, wenn sie den Gästen, besonders ihren Stammgästen, Hähnchen oder Hühnchen anbieten konnte. Durch Ankauf und Großziehen von Eintagsküken war dies möglich. Im April galt es die Kartoffeln von Hand zu setzen, die Runkelrüben zu stupfen, den Garten und das Gemüsefeld fertig zu bepflanzen. Zum Brauchtum von Weilheim gehörte auch die Fußwallfahrt nach Todtmoos. Durch frühere Gelübde findet diese bis heute jedes Jahr am Mittwoch vor Pfingsten statt. Dazu fährt heute ein Bus, jedoch Rüstige gehen immer noch zu Fuß. Bei ihrer Rückkehr werden die Wallfahrer mit einem kunstvollen Blumenteppich empfangen. Die Kinder spannen ein Seil und sagen einen Spruch, damit sich die Wallfahrer loskaufen können.

Bald war es Zeit zum Heuen. Bei dieser Arbeit ist der Unterschied zwischen früher und heute enorm. Vor dem Krieg gab es in der Landwirtschaft nur wenige einfache Maschinen. Die Straßen und Feldwege waren nicht geteert und die Wagen nicht gummibereift. So war es notwendig, auf den hoch aufgeladenen Heuwagen einen Missbaum zu legen, der mit einem Seil am Wagenende festgezogen wurde.

Falls die Arbeit den ganzen Morgen oder Nachmittag dauerte, wurde ein sorgfältig gerichtetes Vesper auf der Wiese oder dem Feld gegessen. Wenn nicht gerade ein Gewitter aufzog, gönnte Vater Martin den Helfern eine gemütliche Ruhepause. Danach arbeiteten sie mit frischem Schwung weiter. Im Sommer waren die Zimmer der Wirtschaft besetzt mit Feriengästen. Auch Handelsvertreter kehrten wiederholt gerne ein. Es gab Gäste, die dem Adler über viele Jahre die Treue hielten. In den Gästebüchern findet man Eintragungen von Leuten aus verschiedenen Ländern Deutschlands, aber auch aus der Schweiz, aus Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien und nicht zuletzt aus der näheren Umgebung und von Weilheim. Man findet Eintragungen von Vereinsgründungen, Geburtstagen, Hochzeiten, Taufen und einfach von fröhlichen Stunden.

Nun folgen ein paar Kostproben in Gedichtsform:

Adlerwirts Küche wohlbekannt,
in Waldshut und im badischen Oberland.
Dies wurde heute wieder bestätigt.
Wir sind genährt, sind gut gesättigt.
Nach einer Maiwanderung schön,
durch Feld und Wald und Schwarzwaldhöh'n.

Des öfteren bin ich geschäftlich hier
und beziehe im Adler mein Nachtquartier.
Das Essen ist gut, der Wein der schmeckt,
ich bin froh, daß ich den Adler entdeckt!

Ein letztes Gedicht von Hildegard Schleinzer:

Immer kehrt man gerne ein
bei Ebner's im gastlichen Haus.
Man fühlt sich geborgen und ist daheim.
Adlers Küche zollt ein jeder Applaus!
So war es schon vor Jahren,
so ist es noch heut!
Ebner's sind und waren halt
freundliche Leut.

Wie beim Heuet erwähnt, so verhält es sich auch bei der Getreideernte. Früher benötigte man sechs oder mehr Arbeitsgänge, bis ein gut beladener, stattlicher Getreidewagen von den Pferden in die Scheune gezogen werden konnte. Heute bewältigt der Mähdrescher einen Großteil der Arbeit. Nicht nur auf den Feldern war Erntezeit. Auch Zwiebeln waren reif und Himbeeren, Johannisbeeren, Mirabellen, Zwetschgen und Bohnen wollten gepflückt werden. Die Frauen kochten Früchte zu Marmelade ein. Bohnen wurden sterilisiert, gedörrt oder in Salz gelegt. Auch Zwetschgen, Apfelschnitze und Birnen hat man gedörrt. Die Waldshuter Chilbi, im August, war für die Weilheimer schon immer ein anziehendes Ereignis. Jedes Jahr gehen Weilheimer nach Waldshut, früher zu Fuß heute mit dem Auto, um sich den Umzug anzusehen und sich danach auf dem Chilbiplatz zu vergnügen.

Herr Schleinzer, Vorstand des Schwarzwaldvereins, fragte den Adlerwirt im Jahr 1949, ob von seinem Hof ein Reiter mit Pferd an der Chilbi teilnehmen könnte. Mein Vater traute mir das zu. Für mich gehört es zu den schönsten Erinnerungen, dass ich damals beim Umzug mitreiten durfte.

Nicht nur in den Gasthäusern, in allen Haushaltungen schätzte man die Waschmaschine, die die Handwäsche ablöste. Was früher durch Einweichen, Auswaschen, Kochen nochmals Waschen, Spülen und Auswringen geschah, erledigt heute die Maschine durch Knopfdruck. Die Kartoffelernte war zu meiner Kinder- und Jugendzeit eine langwierige Arbeit. Die Kinder hatten zur Kartoffelernte vier Wochen Ferien. Früh am Morgen wurde begonnen und die Kartoffeln mit dem Ausfahrpflug aus der Furche gefahren und an Zatten gelegt. Am Mittag sammelten wir die Kartoffeln auf und trotz des Bückens waren wir vergnügt dabei.

Auch das Sauerkraut musste eingeschnitten werden. Die Weißkrautköpfe wurden vom Gemüsefeld geholt, sauber geputzt, der Strunk herausgenommen und gehobelt. Nun kam eine Schüssel Kraut eine Handvoll Salz und Wacholderbeeren in die Stande. Dies wiederholte sich bis die Stande voll war. Das Kraut wurde mit einem Tuch und einem Holzdeckel abgedeckt und mit einem großen Stein beschwert. Nun war es bald vergoren und zum Verzehr bereit. Die Kirchweih, am 3. Sonntag im Oktober, in Weilheim Chilbi genannt, war früher ein wichtiger Tag im Adler. An den Orten, die einstmals zum Kloster St. Blasien gehörten, war und ist immer noch Gräberbesuch. Bei schönem Wetter wanderten an diesem Tag viele Gäste und kamen zum Mittagessen. Am Ende des Gräberbesuchs füllte sich die Wirtschaft mit Leuten aus der ganzen Pfarrei. Nach der Ernte hatte man viel zu bieten, außer dem Üblichen noch neuen Wein, Süßmost und Nüsse. Frisch geschlachtet und gebacken war auch. So war Essen und Trinken in großer Auswahl vorhanden. Also: „Alles, was das Herz begehrt".

Danach mussten die Gemüsefelder geräumt, gepflügt, die Winterfrucht gesät und die Runkelrüben geerntet werden. Schon war Allerheiligen, der Gedenktag der Verstorbenen. Früher bahrte man die Toten im eigenen Haus auf. Verwandte, Nachbarn und Freunde kamen zu einem kurzen Gebet. Am Abend nach dem Rosenkranz war im Hause eine Betstunde, dazu leuchteten Wachskerzen, sogenannte Kerzenstöcke. Auch der Toten der Kriege wird an Allerheiligen gedacht. Das Leid, das während des Zweiten Weltkrieges über das Dorf hereinbrach, hat man gerade in der Wirtschaft miterlebt und mitempfunden. Viele Männer sind eingezogen worden. Frauen mussten die Kinder allein erziehen, für Haus und Hof sorgen und verloren ihre Männer. Mütter trauerten um ihre Söhne und Kinder haben ihre Väter nie gesehen.

Mein älterer Bruder Beni musste am ersten November einrücken. Er war noch keine 18 Jahre alt und hat die Heimat nicht mehr gesehen. Nach einem dreiviertel Jahr erhielten wir die Vermisstenmeldung. Dies veranlaßt zu mahnen, dass es notwendig ist, auf das empfindliche Pflänzchen Frieden zu achten. Wo Hass und Gewalt sind, kann Frieden nicht bestehen.

Im Haus musste im November wieder geputzt und die Flickwäsche aufgearbeitet werden. Dreschen war früher eine langwierige Arbeit.

In der Pfarrei Weilheim gab es noch einen Verein, nämlich die „Marianische Jungfrauenkongregation". Am achten Dezember, Maria Empfängnis, war die Generalversammlung im Adler. Die Tische im Saal wurden schön gedeckt. Nach einer Ansprache des Herrn Pfarrers spielten die Mädchen Theater, genossen Kaffee und Kuchen, sangen Marienlieder und waren fröhlich und vergnügt. Dies war für die jungen Frauen eine willkommene Abwechslung. Die Kongregation war der Verein, der nach dem Krieg das Theaterspielen wieder aufnahm.

Bald war Weihnachten. So begann man Brötchen zu backen. Springerle, Lebküchle und Buttergutsele durften nicht fehlen. Typisch für unsere Gegend waren jedoch die Birnenwecken. Dazu verwendete man selbstgedörrte Birnen, Walnüsse, Zucker, Gewürze und Hefeteig. Etwa zwanzig Laibe wurden im Kachelofen gebacken. Sie dufteten und schmeckten hervorragend.

Solange mein Großvater rüstig war, hat er für den Adler den Christbaum geholt und die Enkelkinder dazu mitgenommen. Um die Krippe zu richten, verwendete man in den meisten Häusern natürliche Sachen wie Moos, Schindeln, Sand, Rinde und schöne Muschelkalksteine. Bevor die Kerzen an Weihnachten angezündet wurden, betete man früher in allen Häusern den Rosenkranz. Während des Krieges waren im Adler oft Gäste, die an Weihnachten nicht nach Hause konnten und dankbar waren, mit unserer Familie zusammen zu sein.

Mit meinem Weihnachtsgedicht möchte ich schließen:

Gedanken zu Weihnachten.
Es ist gut schon in der Vorweihnachstzeit an das Fest zu denken,
besonders wenn die Familie groß ist, denn man möchte gerne alle beschenken.

Handarbeiten kann man schon machen oder basteln schöne Sachen.
Strohsterne fertigen und Christbaumschmuck aus Salzteig machen.

Vielleicht möchte man auch Nüsse aufknacken.
Linzertorten schmecken am besten mit Walnüssen gebacken.

Gern gehe ich auch zum Weihnachtsbummel.
Geschenke wähle ich mit Sorgfalt aus, da stört mich nicht Gedränge und Rummel.
Die Gedanken werden ernster bei dem Glanz und Glimmer,
bei all der Reklame, Musikberieselung und Lichterschimmer.
Es sind Gedanken die wollen mahnen!
Wer denkt hier an die Umwelt, wer denkt an die Armen?

In meiner Kindheit und Jugendzeit war man im Vergleich zu heute arm.
Beim Weihnachtslieder singen jedoch wurde es in uns warm.

Trotz Krieg Not und Pein,
zog in vielen Herzen Frieden ein.
Wir können Sorge tragen Friede mit den Nachbarn zu haben und daheim.
Ist dies doch die Grundlage um froh und glücklich zu sein.

Gern höre ich die Botschaft der Engel: „Friede den Menschen auf Erden"
Wird auf dieser Welt einmal Frieden werden?
Hoffen möcht ich's, ich will daran glauben!
Diese Hoffnung lass' ich mir niemals rauben.

Anschrift der Autorin:
Mariandl Burggraf
Steigweg 5
79809 Weilheim

Mariandl Burggraf

Die Ahnen der Familie Ebner

Während meiner Kinder- und Jugendzeit wurde ich durch die Ahnenbilder tagtäglich auf meine Vorfahren aufmerksam. So versuchte ich einiges über sie in Erfahrung zu bringen.

Das Geschlecht der Ebner läßt sich bis ins 15. Jahrhundert in Tiefenhäusern nachweisen. Johann Michael Ebner, mein fünffacher Urgroßvater, war Vogt und Gastwirt in Immeneich und Einungsmeister der Einung Wolpadingen in der Grafschaft Hauenstein. Das Geburtsdatum ist nicht bekannt. Johann Michael Ebner war verheiratet mit Katharina Steinhard von Dresselbach. Auch von ihr gibt es keine weiteren Daten.

In den Salpetererkriegen war Johann Michael Ebner einer der Anführer von den „Ruhigen". Im November 1745 wollte er mit seinen Leuten der Stadt Waldshut zu Hilfe kommen. Er wurde aber von den Salpeterern überfallen, gefangen genommen und so übel misshandelt, daß er an den Verletzungen starb. (Siehe Dr. Jakob Ebner „Geschichte der Salpeterer des 18. Jahrhunderts", II. Teil)

Der Sohn Konrad Ebner, geb. am 22. 10. 1733 verheiratete sich am 26. 2. 1752 mit Katharina Tröndle, der einzigen Tochter des Hirschenwirtes in Dogern. Dieses Ehepaar ist abgebildet auf den Portraits, die in der Heimatstube hängen. Konrad Ebner erlangte als Redmann der Grafschaft Hauenstein, zu der damals auch Weilheim gehörte, großes Ansehen und erhielt von der Kaiserin Maria Theresia eine goldene Medaille.

Der Bruder Konrads, Johann Michael Ebner, mein vierfacher Urgroßvater, wurde am 30. 1. 1735 in Immeneich geboren. Er verehelichte sich mit der Katharina Bächle von Nöggenschwiel und ließ sich dort nieder. Von ihm wird berichtet, daß er eine Stiftung von 640 rheinischen Gulden für die Armen, Kranken, Alten und Notleidenden machte und am 13. 3. 1814 verstarb. Von den neun Kindern des Ehepaares heiratete der jüngste Sohn, Johann Martin Ebner, der am 10. 11. 1769 geboren war, Katharina Marder von Vorderleinegg.

Dies war am 8. 2. 1790 und er zog vorerst dorthin. Am 6. 4. 1818 erwarb er den Erblehn und Frohnhof mit der Wirtschaft in Weilheim. Ein Teil der Felder waren Widdumsgüter d. h. Pfarrgüter. Der erste Adlerwirt namens Ebner war mein dreifacher Urgroßvater.

Der Frohnhof, die Widdumsgüter und die dazu gehörende Wirtschaft waren versteigert worden. Vorher war eine Witwe Hilpert auf dem Adler.

Es gehörte sicher viel Mut, Unternehmungsgeist, Tüchtigkeit und Fleiß dazu, das Hofgut zu übernehmen und wieder in die Höhe zu bringen.

Mit der Übernahme waren folgende Verpflichtungen verbunden:

Das Leibgeding der Witwe Hilpert, Grund und Lehnzinse, sowie der Einzug und Lagerung der herrschaftlichen Zinseinkünfte in Weilheim, Bürglen, Haselbach, Aispel und Indlekofen. Für das 30 Juchert große Widdumsgut waren jährlich je drei Muth Kernen und Hafer Zins fällig. Für den Frohnhof waren vier Muth, zwei Viertel Kernen, sechs Muth Hafer und 21¼ Kreuzer an die Herrschaft zu entrichten.

1829 übergab Johann Martin Ebner den Betrieb seinem Sohn Benedikt, der im selben Jahr Katharina Zimmermann von Bierbronnen geheiratet hatte. Schon der Vater Martin verhandelte mit der Herrschaft zwecks Übernahme. Er kam nicht zum Ziel.

Das Kloster St. Blasien hatte die Rechte der Gegend vom 13. Jahrhundert bis 1806, bis zur Säkularisation. Danach gingen die Rechte an das Großherzogtum Baden über. Der Sohn Benedikt nahm die Verhandlungen mit der Domäneverwaltung wieder auf und die Über-

tragung als freies Eigentum erfolgte am 22. 2. 1836. Der Vater war 1834 gestorben. Nun waren für das Frohnlehen zu entrichten, 945 Gulden und 52 Kreuzer. Der Wert eines Gulden war s. Z. eine Mark und 71 Pfennige, ein Kreuzer waren drei Pfennige. Wie die Kaufkraft des Geldes war, ist mir nicht bekannt. Ein Muth waren sechs Sester zu 15 Liter, dies gibt ungefähr ein Zentner oder 50 kg. Dies zum Geld und den Maßen.

Benedikt und Katharina Ebner geb. Zimmermann sind meine Ur-Ur-Großeltern und auf den Bildern im Saal des Adlers zu sehen. Der Sohn der beiden, Johann Martin Ebner, hat Ida Bachmann geheiratet und den Adler 1862 übernommen. Ida stammte aus einem der ältesten Geschlechter des Klosterhofes von Berau. Dieses Ehepaar, also meine Urgroßeltern sind in der Heimatstube neben dem Kreuz abgebildet.

Deren Sohn, mein Großvater Benedikt, wurde 1862 geboren und hat sich mit Luise Hilpert, aus der schon seit dem achten Jahrhundert urkundlich bekannten Witznauer Mühle, verheiratet. Den Adler hat Benedikt 1891 übernommen. Seine Frau ist leider schon früh 1909 verstorben. Großvater hat dann Anna Ebi aus Dogern geheiratet. Die Großeltern habe ich gut gekannt und sehr gerne gehabt. Benedikt war eine geachtete und bekannte Persönlichkeit.

Nun gilt es noch zu erwähnen, daß mein Vater am 29. 5. 1897 und meine Mutter am 29. 11. 1898 geboren sind, 1925 geheiratet haben und im selben Jahr den Adler übernahmen. 1958 übergaben sie den Betrieb an meinen Bruder Herbert und meine Schwägerin Ingeborg geb. Weigold.

Zum Haus wäre, laut Aufzeichnung von Experten, zu sagen, daß dem Baustil nach der Adler eines der ältesten Gasthäuser der Gegend ist. Der älteste Teil stammt aus dem 15. Jahrhundert. Das Haus wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts vergrößert und durch den östlichen Anbau erweitert. So geht die eindrucksvolle Südfassade mit den Rundbogeneingängen zu den gewölbten Kellern, auf die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zurück. Natürlich mußte immer wieder renoviert werden.

Das schöne Kreuz in der Heimatstube stammt, nach Meinung von Experten, aus der Zeit um 1760.

Anschrift des Autors:
Mariandl Burggraf
Steigweg 5
79809 Weilheim

Gert Füger

Schillers (Un-)Freiheit, die schönen Künste und die Neurobiologie

Freistellung
Was ich schön finden kann,
wirklich schön, zeigt mir die Welt,
wie sie sein kann,
die nur, was sie auslöst, erwartet:
Übereinstimmung.

Freiheit vs. Beständigkeit

„Du bist die Erfüllung meiner Träume. Ich liebe dich. Ich könnte es aber jederzeit auch bleiben lassen. Also liebe ich dich in voller Freiheit!“ – Wäre das nicht eine befremdliche Liebeserklärung? – *„I can't stop lovin' you.“* – Würde man dem Evergreen nicht eher vertrauen? Wäre das andere nicht sogar unheimlich? – Denn nur einem Teufel steht die volle Bandbreite aller Optionen offen. Je nach Laune kann er dann und wann auch als Engel erscheinen. Ein Engel kann immer nur Engel sein. – Wenn Ferdinand, wie Luise hofft, ihrer Unfreiheit, ja: Unfreiheit, vertraut hätte und nicht dem diktierten Brief, dann hätte *„Kabale und Liebe“* nicht tödlich zu enden brauchen. Dann hätte er gewusst, dass *seine Luise* so etwas überhaupt nicht kann, dass sie gar nicht die Freiheit hat, ihn derart schmählich zu verraten und zu betrügen.

Spiel vs. Ernst

Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunsch, (…) der wohnt im leichten Feuer mit dem Salamander. (Ws. T., II,2) Wer zu entscheiden hat, ob er die Krawatte von gestern nimmt oder eine andere oder keine, der kann seine Freiheit voll ausspielen, weil es ja um „nichts“ geht. Eben bloß um Geschmack und Farbensinn. Und sogar da, nämlich in ihren Spiel- und Farbtests, sehen die Psychoanalytiker noch zwingende Zusammenhänge mit Biographie und Persönlichkeit. (Mit der heutigen Gehirnforschung könnte sich Schiller übrigens rasch verständigen, wie zu zeigen sein wird.) Spätestens aber, wo es um gewichtige Interessen geht, hört der Spaß auf, und das schöne Spiel wird zu einem sehr schweren. Davon handelt Schillers Werk.

Schöne und andere Künste

Wo Blut fließt, hört die schöne Kunst auf und eine grausige fängt an. In gewissen Happenings, Performances und schwarzen Messen ist Blut schauriger Höhepunkt. Zwar darf im Theater mit richterlicher Erlaubnis dazu aufgerufen werden, Sabine Christiansen totzuschießen, aber nur, solange niemand das Theater ernst nimmt. Ein Huhn darf auf der Bühne nicht geköpft werden, weil das Theater der Ort wiederholbarer Handlungen ist. Das Huhn könnte seinen Auftritt nicht wiederholen. Mehr als andere berufen sich Happeningmacher und Performer auf ihre Freiheit. Sie wollen sie aber nicht in Schönes umsetzen, sondern in Erregendes. Vielen, mehr noch den Produzierenden als den Rezipierenden, ist das Schöne nicht mehr erregend genug. So nötig wir das Schöne als Trost, als Ermutigung, als Befreiung haben, wir müssen es anderswo suchen. Viele Künstler zeigen lieber Gebrochenheit, Widerwärtiges, Deprimierendes. – Dafür gibt es ja sogar den Nobel-Preis.

Und wenn eine Performerin wie *Marina Abramovic* sich vor ihrem Publikum blutig verletzt, dann spielt sie nicht mit dem Schönen, sondern trotz allen programmatischen Überbaus mit Sadomasochismus. Wenig Aussicht auf Erlaubnis trotz Kunstfreiheit hätte allerdings eine Show, die Schwadronen von Selbstmordattentätern abwerben wollte, damit

sie ihre politische Demonstration des Selbstopfers, jeden Tag ein anderer, als Sensation auf der Bühne exekutieren. Zwar waren öffentliche Hinrichtungen früher Zugnummern, heute sind sie aber verboten. – Wo einer, und sei es der Scharfrichter oder ein Chirurg oder ein Atomkraftwerker oder ein Politiker, Leben und Glück anderer in der Hand hat, darf es nur absolute Ernsthaftigkeit geben. Makabrer Humor, lockere Spaßigkeit wären dabei „inakzeptable" Frivolität. Die allerdings ist wohlfeil zu haben.

Welcher Schiller?

Um der *Menschheit große Gegenstände,* um ihr Leben, um ihre Selbstachtung, um ihr Glück geht es bei Schiller. Wenn einer nur die Dichotomie „Ernst – Unernst" kennt, wenn ihm Ernsthaftigkeit immer gleich als unzumutbares Pathos gilt, dann muss er sich von Schillers Parodisten bedienen lassen. Mit Satiren statt mit Tragödien. – Zwar wissen wir jetzt, dass Schiller doch nicht immer nur *nobel* war, *selbst wenn er sich die Fingernägel beschnitt* (Goethe), sondern dass sein lebhafter Feuergeist *von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen … ebenso leicht auf Possen überspringen* (Selbstzeugnis, bei Safranski S. 299) konnte, dass für ihn aber doch vor allem galt, was über der Leipziger Gewandhausbühne steht:

RES SEVERA VERUM GAUDIUM

(„Nur wichtige/ernste Dinge bringen echte Freude.") Aufdringliches Pathos ist in Deutschland seit 1945 unerträglich, aber Schillers Pathos verträgt sehr wohl die Steigerung ins Schlichte und braucht nicht durch Albernheiten ins Heutige umgebogen zu werden.

Ernste Dinge verlangen wohl oder übel die ernste Haltung. Die kann entweder ins Gequälte, in *mönchische Asketik,* übergehen, (Die war Schiller so zuwider, dass er sie nicht einmal *Kant* vorwerfen lassen wollte. *Anm. u. Würde*) – oder sie gipfelt – wie eben bei ihm – in mitreißenden Schwung. Wer das nicht mag, wie z. B. Adorno, dem wird er immer unzugänglich bleiben. Die Millionen, die umschlingend umschlungen den *song of joy* singen und von Schiller nur wissen, dass er davon der Texter ist, haben mehr Ahnung von ihm als sich mit dem Etikett „Dichter der Freiheit" dozieren lässt. Zwar, wenn das Etikett völlig falsch wäre, hätte es sich nicht 200 Jahre lang halten können. Aber zwei – und gerade die gängigsten von den mindestens drei Freiheitsbegriffen – führen an Schiller vorbei.

Freiheit: Krone oder Danaergeschenk?

Wir haben wenig Grund, die Freiheit zu bejubeln. Auschwitz ist eine Frucht der Freiheit. Der Freiheit der Verantwortlichen. Wir haben die Freiheit, die Erde unbewohnbar zu machen, und es ist sehr die Frage, ob es gelingt, die Menschheit daran zu hindern. – Diese Freiheit haben wir, aber wir haben nicht die Freiheit, sie abzulehnen. Für Schiller ist die Freiheit unentrinnbar:

Der Mensch ist frei, und würd' er in
Ketten geboren.

Darin stimmt ihm Sartre zu: *L'homme est con<u>da(m)né</u> à être libre.* Und wenn es nicht etymologische Taschenspielerei wäre, könnte man schon aus dem Gleichklang mit dem Französischen ableiten, dass die Freiheit ein *<u>Danaergeschenk</u>* ist. Wie das hölzerne Pferd, das den Untergang Trojas gebracht hat. Freilich, wer die Freiheit gebraucht wie Schillers Helden, der gewinnt damit der Menschheit Krone, zwar nicht schon durch die bloße Freiheit, sondern erst durch ihren rechten Gebrauch.

Wir hätten eine bessere Welt, wenn wir statt der Freiheit schon alle Schillers *schöne Seele* hätten/wären. Dann wären alle und jeder auch ohne den Kraftakt einer freien Entscheidung bereits unwillkürlich/automatisch darauf aus, das Rechte zu tun: in konfliktfreier Kongruenz von *Pflicht und Neigung.* Dann würde Freiheit immer nur in ein *schönes Spiel* münden, in eines, das weder schaden will noch kann (außer vielleicht den Schädigern), weil ihm schaden zu wollen unmöglich wäre. <u>Eine Welt, die der Freiheit gewachsen wäre, bräuchte keine Freiheit mehr.</u> Wir aber brauchen sie, weil wir ihr noch nicht ganz gewachsen sind. Die einzige Hoffnung unserer Welt besteht darin, dass die Freiheit, zu schonen und zu nützen, die Freiheit, zu verbrau-

chen und zu schaden, in ausreichendem Maß aufwiegen wird.

Dazu wollte Schiller mit *der ästhetischen Erziehung des Menschen* beitragen, und weil der Fortschritt der Menschheit / die Evolution in den 200 Jahren seit seinem Tod noch nicht viel weiter gekommen ist, ist seine Aufrüttelung so aktuell geblieben. Und das, obwohl sich die Verhältnisse inzwischen gewaltig geändert haben: Demokratie, Verfassungsgarantie der Menschenrechte – eben die Verhältnisse; die Natur des Menschen aber fast gar nicht … Doch trotz aller Problematisierungen der Willensfreiheit werden wir die Freiheit nicht los. Und wenn *Saul Bellow* am Ende seines ersten Romans den Icherzähler (als er zur Armee kommt) erleichtert aufseufzen lässt: *„Man kann mich nicht mehr für mich verantwortlich machen; dafür bin ich dankbar. Ich bin … von der Selbstbestimmung erlöst, der Freiheit enthoben“,* dann ist das nicht ganz ernst gemeint. Die Freiheit wird ihm bleiben.

Welche Freiheit?

1.) Obwohl Schiller selbst (wie ein Republik-Flüchtling) der demütigenden Autokratie des Herzogs nur unter Lebensgefahr entrinnen konnte, ist merkwürdigerweise **die bürgerliche/politische Freiheit** nicht sein Hauptthema. Nur, wo es sein Stoff verlangt, wenn auch in eindeutigem Sinn, wird sie Nebenthema. Nicht **die** Freiheit, die *Damon mit dem Dolche* herstellen wollte, ist sein Thema, sondern eine ganz andere. Wäre er das, was man sonst „Freiheitsdichter“ nennt, dann wäre Damons herzzerreißender Ausruf: *Mich, Henker! … erwürget!. Hier bin ich, für den er gebürget!* das Signal zum Volksaufstand geworden. Die Menge hätte unter seiner Führung den Henker, die Garde, den Tyrannen in Stücke gerissen und noch auf dem Richtplatz die Republik ausgerufen. Der Tyrann wurde aber nicht beseitigt, sondern bekehrt; und kein einziges Wort darüber, ob sich die Herrschaftsform geändert hat.

2.) Der **bloßen Freiheit der Selbstbestimmung**, der Entfaltung unbändiger Individualität, gilt Schillers Interesse auch nicht. Er taugt nicht zum Kultautor oder Freiheitsdichter der Biker in den Lederjacken mit der Aufschrift *Born to be free.* Abgesehen davon, dass ein solcher Slogan allzu leicht ins Lächerliche umschlägt angesichts der Abhängigkeit von der Physik, von der eigenen Physis, von den Ressourcen, von den Autobahnstaus usw … Hätten sie geschrieben: *Born to be fair,* hätten sie die Umsetzung ihrer Parole absolut in der eigenen Hand und Schiller auf ihrer Seite.

Obwohl die „grenzenlose“ Biker-Freiheit Illusion ist, bleibt die Restfreiheit immer noch gefährlich. Es hat genug Versuche gegeben, sie zu domestizieren. Mit den wohlmeinenden Mahnungen, Freiheit sei immer die Freiheit des andern; es sei erst zu fragen: Freiheit wozu, nicht wovon. – Schiller beteiligt sich nicht an dieser (direkten) Art von Volkserziehung.

3.) Ihn interessiert ein **dritter, viel weniger geläufiger Begriff von Freiheit.** Er nennt sie schlicht **die menschliche Freiheit.** Es ist die innere Freiheit zum Menschsein. (Mehr davon später.) Es ist die Freiheit Damons, die sich bewährt im inneren Konflikt mit Ängsten vor äußeren Konsequenzen und mit der Abhängigkeit von schönen, aber geringerwertigen Bedürfnissen:

Der eine fragt, was kommt danach, der andre, was ist recht
Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht.

Schiller meint, ohne diese dritte Freiheit seien die Menschen nicht reif für die beiden anderen. Sie seien diesen Freiheiten dann nicht gewachsen. Er hatte die Exzesse der Französischen Revolution vor Augen.

Edle Freiheit oder edle Unfreiheit?

Er müsste sich heute wundern, wenn er sähe, dass die beiden äußeren, die bürgerlichen Freiheitsrechte und der individuelle Freiraum jedes einzelnen, viel deutlichere Fortschritte gemacht haben als, was er für ihre Vorbedingung, für ihre innere Legitimation gehalten hat. Nicht ganz so sehr, wenn er sähe, dass diejenigen, die im Sinne „seiner“ menschlichen Freiheit handeln, sich meistens gar nicht auf Freiheit berufen, sondern ganz im Gegenteil auf eine innere Notwendigkeit. (Wie

Damon es getan hätte, von dem allerdings keine Erklärung verlangt wird.)

Ursache für den Holocaust war die Freiheit der Verantwortlichen, die ihn wollten. Ursache für die gefährliche Errettung einzelner davor war, wie die Retter immer wieder sagten, nicht irgend ein Freiheitsgefühl, sondern: „Ich habe es einfach tun müssen." – „Ich konnte nicht anders."

So auch Tell, der sich in äußerste Gefahr stürzt, um ganz unvorbereitet einen Verfolgten zu retten:

*Ich hab getan, was ich **nicht** lassen **konnte**.*

Sollte die ganz besondere Schillersche Freiheit in Wirklichkeit eine edle Unfreiheit sein? Haben wir es da vielleicht doch schon mit „Schönen Seelen" zu tun, die einfach ihrer Neigung folgen (wie das Wasser der Schwerkraft und Damon der Freundespflicht)? Eine solche Unfreiheit sieht der Freiheit allerdings zum Verwechseln ähnlich, denn sie braucht die gleiche Kraft, sich über Gefahren und Opfer hinwegzusetzen, und vor allem: sie ist innengesteuert, Hauptkriterium der Freiheit.

Sokrates gegen Schiller
Freiheit oder bloß Erkenntnis?

„Das Gute erkennen und es tun sind eins," meint Sokrates. Für ihn ist das Gute nur eine Frage der Erkenntnis, nicht der Freiheit. Beide Voraussetzungen sind allerdings nicht sehr weit verbreitet: weder die sokratische Stufe des Beurteilungsvermögens noch die Schillersche Stufe der Einsatzbereitschaft. – Zeichnen sich dadurch nicht Eliten aus? Man möchte glauben, dass diese Eliten breiter geworden sind.

Wenn man für das freie Handeln drei Schritte ansetzt, dann hält Sokrates den dritten, den des „Ob?" für selbstverständlich und Schiller den ersten, den des „Was?". Auf der übergangenen Stufe setzt jeder eine kaum hinterfragte Automatik an. Das mag biographische Gründe haben. Für den freien Bürger einer Demokratie war die Ausführung seiner guten Absichten normalerweise kein unüberwindliches Problem. Für den Untertan eines totalitären Autokraten sehr wohl. Für Schiller verstand sich fast von selbst, dass die Leute das Rechte wollten, wenn man sie nur ließe. *„Ein guter Mensch, wer wär's nicht gern? Allein die Verhältnisse sie sind nicht so",* formulierte Brecht und gelangte zu einem ganz anderen Ansatz als beide. Sokrates dagegen, in seiner Praxis ganz wie ein Schillerscher Held, wollte die Gesetze des demokratischen Staates, als es dazu kam, sogar in einem gegen ihn gerichteten Fehlurteil verehren.

Für Schiller ist der Mensch seiner Natur nach ein moralisches Wesen. Deshalb erkennt er das Gute mühelos und entscheidet sich auch dafür, eben weil es ihm *gefällt*. Damit, dass er das Moralische ins Ästhetische des Gefallens überführt, entlastet der Moralist Schiller sein Werk vom Moralischen. Seine Freiheit hängt allein an der Frage der Kraft für das im voraus entschiedene Was. Daher ist sein Gestus nicht das grüblerische Fragen, sondern der enthusiastische Schwung.

Wenn es darum geht, seine Bestimmung nicht zu verfehlen, zu einem erfüllten Leben zu gelangen, kein falsches und vertanes Leben zu führen, sondern Sinn, Befriedigung, Selbstverwirklichung zu finden, wenn diese Alternative erkannt ist, dann bedarf es allerdings keiner Überlegung mehr, dann ist die Wahl schon getroffen. Für Sokrates wie für Schiller. So wie die Übereinstimmung mit Gott der einzig mögliche Wunsch dessen ist, für den dieser Name den Inbegriff aller Werte meint.

Schritte des freien Handelns	Bei Sokrates	Bei Schiller
1. Erkennen des (rechten) Zieles	Problematisiert bis zur *Aporie*	Die *Natur* gibt *Bestimmung* vor
2. Prinzipielle Präferenz	2 u. 3 ergibt sich automatisch	Vorentschieden im *Herzen*
3. Akzeptanz d Kosten/Konsequ.	(Seine Praxis)	**Hauptproblem** der *Freiheit*

Freiheit erst in dritter Linie

Die erste Frage, woher der freie Wille seine Ziele nimmt, ist das uferlose Meer der Deterministen. Für Schiller reicht, dass der normale/gesunde Mensch ganz gut weiß, was er soll und was er will. Annähernd kann er die Folgen seiner Taten abschätzen und deren Für und Wider recht deutlich abwägen. Da tut sich ein zweiter deterministischer Tummelplatz auf. Welche Gesichtspunkte beim Abwägen in den Blick geraten, hänge nämlich von Genen und Erfahrungen ab. Schiller überlässt die beiden ersten Felder den Spekulanten, denen, die Ausflüchte suchen, die mit ihrer Faselei alles zerfasern, mit einem Wort: den *Tintenklecksern*.

Schillers Freiheit genügt der dritte Rang, auf dem – jeder trotz allem – der Täter seiner Taten bleibt, wo ihm ein Ja oder ein Nein abverlangt wird, wo ihm sein *Herz* Stoff und *Form* seiner Handlung klar werden lässt. Mit *Form* meint Schiller die philosophische verallgemeinerte Bedeutungsebene einer Handlung. – Um deretwillen möchte Damon dem Freund, der für ihn gebürgt hat, lieber in den Tod folgen, obwohl dadurch dem Stoff nach nichts mehr zu gewinnen ist: *Zurück! du rettest den Freund nicht mehr, / So rette das eigene Leben.* Der Form nach aber wäre das Leben, das ihm nicht mehr gehört, Triumph des Tyrannen, Verrat am Freund und am eigenen Ideal der Treue, und kaum einer könnte dessen noch froh werden. Das bräuchte ihm kein Schiller erst zu sagen.

Diese wenn auch nur **posteriore Restfreiheit** verlangt dem einzelnen immer noch genug ab. Kein *Tintenkleckser* kann davon dispensieren. Sie lässt genug Raum für Würde, Schwäche, Schande. Auch ohne die Phantasmagorie voraussetzungsloser, absoluter Freiheit, womit Schiller sich nicht abgab.

Das Paradoxon der Freiheit

Sobald die punktuelle Betrachtung der Dimension Zeit Platz einräumt, wäre die absolute Selbstbestimmung zugleich ihr eigener Feind:

Die Freiheit von heute hebt die Freiheit von morgen auf. – Und die Freiheit von morgen lässt die Freiheit von gestern zum leeren Geschwätz verkommen. – („Was geht mich gestern an?“)

Dieser Paradoxie der absoluten Selbstbestimmung entgeht Schiller. Seine, die dritte Freiheit ist nichts anderes als Treue zum Gestern, zur eigenen Identität, zum eigenen Ideal gegen alle Widerstände. (Damon beweist seine Freiheit, indem er zurückkehrt. Nicht weil er muss, sondern weil er will. Oder: es ist ein Muss, das er sich selbst auferlegt hat, woraus er sich unter keinen Umständen entlassen will. Er übergibt sich dem Henker, um sich seine Freiheit zu erhalten. Die Freiheit wegzubleiben wäre für Schiller Unfreiheit. – Ganz unparadox also auch hier nicht.)

Schöne Kunst und notwendige

Wir haben gesehen, dass nicht die Freiheit am Beginn großer, heroischer Taten steht, sondern eine Art von Notwendigkeit. So ist es auch und gerade mit „verbotener“ Kunst, die ja (wie *Die Räuber)* in Unfreiheit entsteht. Natürlich können erste Einfälle verworfen werden, wenn sie nicht genügen. Insofern auch hier Prüfung, Auswahl, Freiheit. Der zündende, zwingende Einfall liegt aber außerhalb der Willensfreiheit, sonst ließe er sich auf Wunsch herbeizwingen. Bei begabten Leuten kann schöne Kunst als Auftragswerk gelingen, große aber nur, wenn der Auftrag mit Inspiration zusammenfällt.

Ideologische Nutzniesser der Freiheit

Obwohl die Freiheit nur ein unvollkommener Ersatz für eine stabile, ethisch nachhaltige Innensteuerung ist, wird sie von einigen ideologischen Profiteuren doch vergötzt:

- Als Emblem **politischer Propaganda.** G. W. Bush preist sie am lautesten an. Doch was ist Freiheit ohne Schutz der Freiheit? Also hält er weltweit den höchsten Bevölkerungsanteil gefangen. Und dazu noch einige andere auf Guantanamo. Dass Freiheit gar kein Wert an sich ist, sagt niemand klarer als Schiller: *Die schönsten Träume der Freiheit werden im Kerker geträumt.* –

Natürlich, denn außerhalb zählt sie kaum noch. Zu beobachten nach der Selbstbefreiung der DDR. – Nichts ambivalenter als Freiheit, Hülse für Wert und Unwert, z. B. die Berufsfreiheit der Massentierhalter. Sie läuft auf den erbärmlichen Missbrauch von Legionen Lebewesen hinaus. Wenn die Freiheit ein höchster Wert wäre, dann wären die absolut freien „Aktionen" der *Autonomen* besonders wertvoll. Und wenn Schiller nur Propagandist der Freiheit wäre, dann hätte derjenige Regisseur Schiller am besten verstanden, der in freiem Regietheater sich am vollständigsten von Schiller befreit.

- Auch die **Kirche** kommt nicht ohne den ideologischen Nutzen der Willensfreiheit aus. Nur dank ihrer kann die Allmacht Gottes neben Auschwitz bestehen.
- Gewisse **Philosophen** folgern, das Böse sei zwar der Preis der Freiheit, die aber sei die Grundlage der Würde des Menschen. – Als ob ein Engel, der nicht anders als gut sein kann, nicht noch mehr Würde hätte. (Dass Schiller den Engeln und den *schönen Seelen* eher *Anmut* als *Würde* zuspricht, benutzen die Herren dabei nicht einmal zu ihrer Rechtfertigung.)
- Die **Unterhaltungsindustrie und ihre Konsumenten** finden schließlich, es sei langweilig, wenn alle ohne ein wenig Freiheit immer nur gut wären. – Wäre das bisschen Langeweile nicht eher zumutbar als das tagtägliche Leid von Mensch und Tier infolge Willensfreiheit?

Was lässt die Neurobiologie von Schillers Freiheit übrig?

Die Gehirnforschung hat beobachtet, dass noch vor einem bewussten Willensimpuls und also unter dessen Vorwegnahme die Neuronen in der zuständigen Gehirnregion bereits feuern. Dann, so wurde gezetert, sind wir ja nur noch willenlose Automaten, die automatisch das tun, was die Neuronen vorgeben. Dann gibt es ja den freien Willen „nicht mehr". Dann können wir keinen Verbrecher mehr belangen usw. usw. – Wieder einmal melden sich am lautesten die negativen Prinzipialisten, die sich auf keine Vorstellung einlassen können, ohne sie ins Absurde hinein zu verlängern – um sie dann von sich zu weisen. So wird in Gesellschaft und Rechtssystem oft das Vernünftige und das aus vielen guten Gründen Gebotene verhindert, nur weil seine extreme Übertreibung problematisch wäre.[1]

Schiller dagegen könnte sich mit den Neurobiologen leicht verständigen. Viele seiner Texte können als Interpretation der Gehirnforschung gelesen werden:

Des Menschen Taten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes
Frucht.(Ws. Tod, II,4)

Wenn Carlos, Posa, Max, Damon, Tell sich zu entscheiden haben, dann ist die Entscheidung im *tiefen Schacht ihres Mikrokosmos* längst gefallen, ohne dass man sie bisher als dessen Automaten betrachtet hätte. Und wer Menschen als neuronengesteuerte Roboter betrachten möchte, hätte in Schillers Damon ein eindrucksvolles Beispiel. Der überwindet mit ameisenhafter Unbeirrbarkeit ein Riesenhindernis nach dem andern, verschmäht jede Ausrede, jedes Alibi und will, als alles umsonst scheint, seinem Freund lieber in den Tod folgen als dem vorgefassten Entschluss, sich selbst und dem Freund untreu zu werden. Das stempelt ihn aber in Schillers Augen, in denen des Publikums und denen des Tyrannen, dem er nach dem Leben getrachtet hatte, keineswegs als Automaten ab, sondern bezwingt allen ganz im Gegenteil das Herz, so dass sie (wieder) an den Menschen glauben können, gerade weil sein Verhaltensrepertoire nicht alles Erdenkliche / zu Fürchtende hergibt, sondern – mit größter Wahrscheinlichkeit – nur die Ausführung einer neuronal verankerten Festlegung.

Beobachtungsdimensionen

Wie ein Mensch zu seinem Selbstentwurf/ Selbstbild gelangt, wie und warum er sich für eine Grundrichtung entscheidet, das entzieht sich den Beobachtungsmöglichkeiten der Hirnforschung. Und warum sollte der Mediziner Schiller nicht widerstandslos statt der

Metapher *Herz* das Denotat *Neuronen* anerkennen? Die beobachtbaren Neuronen liefern ja nur eine sehr begrenzte punktuelle Sicht von dem, was zu Handlungen führt, während ihre Gesamtheit, das *„Orchester ohne Dirigent“,* noch mehr Rätsel aufgibt, als Schillers Modell offen lässt. Wieder einmal hat die experimentelle Wissenschaft mit großem Aufwand nur nachgewiesen, was man sich zuvor schon so vorgestellt hatte. Bloß die Freiheitsapostel und Sprachvergötzer müssen von hochstilisierten Überspitzungen ablassen, so als gäbe es keine Impulse und Gedanken ohne bewusste und sprachliche Vorfertigung.

Es ließe sich einwenden: auf das Herz könne man hören oder nicht, die Neuronen herrschten aber unmittelbar. So ist es aber nicht. Wenn ich über die Straße gehen will, haben meine Neuronen schon gefeuert. Wenn ich aber im letzten Augenblick ein Auto heranrasen sehe, feuern Neuronen aus anderen Gehirnregionen dagegen, damit die ersten mich nicht in den Tod schicken. Das Zusammen- und Widerspiel der vielfach verschalteten Neuronen ist nicht weniger kompliziert und im Ergebnis nicht weniger unvorhersagbar als die Entscheidungen von Schillers Personen, obwohl sie im Rückblick *notwendig wie des Baumes Frucht* sind. Tatsächlich hat sich Wallenstein, so recht er hat, in Octavio, den er dabei im Auge hatte, doch geirrt. – Statt der Metapher *des Menschen Kern* könnte sich Schiller ohne weiteres *sein Gehirn* gefallen lassen, wenn das auch weniger poetisch klänge. Wer „Ich“ sagt, hat nie etwas anderes gemeint als sein persönliches Empfinden und Wollen, wie es in seinem Gehirn abläuft. Woher sonst sollten seine Impulse kommen, etwa von außen, wenn Leib und Seele eine Einheit sind? Im Grunde kann die Neurobiologie Schiller nicht viel mehr als eine neue Terminologie aufnötigen. Der Plausibilität seiner Personen tut sie keinen Abbruch.

Freiheit, die nicht anders kann

Auch haben seine Helden nie im Sinne totaler Freiheit aus einer unbegrenzten Zahl von Möglichkeiten zu wählen, wie wenn es um ein Spiel mit Faschingskostümen ginge oder um die Auswahl aus allen weltweit produzierten Weinen. Immer geht es nur um Ja/Nein-Entscheidungen. Nämlich darum, ob sie ihrem *Herzen,* ob sie *sich selber treu,* ob sie ihren Idealen treu bleiben oder nicht. Ihre berühmten Entscheidungsmonologe sind in Wirklichkeit nur Selbstvergewisserungsmonologe, und die Freiheit, die sie beweisen, besteht dann aus nichts anderem als aus der Treue zu eben diesen Idealen, aus Standhaftigkeit und aus (Beharrungs-)Vermögen. Harrison Ford spielt derartiges in fast allen seinen Filmen und bestätigt damit Schiller auf seine Weise.

Woher das *Herz* oder die Neuronen ihre Präferenzen haben, will und kann Schiller so wenig erklären wie die Neurobiologen. Der Mensch ist seiner *Natur* nach eben ein *moralisches Wesen.* Er ist eben *Bürger zweier Welten, nicht nur der sinnlichen, sondern auch der sittlichen.* Es ist zwar der Geist, der *sich den Körper schafft*[2] (natürlich nicht: hervorbringt, nur: formt), der Geist aber bringt sich und seine Natur nicht selbst hervor. Es ist eben zum Glück so, dass ihm das Sittliche *gefällt,* dass er *Vergnügen* daran findet. Die von Schiller gemeinte Freiheit besteht nicht in der **Auswahl dieser Richtung**, sondern lediglich darin, ihr auch gegen Widerstände unter Gefahren und mit Opfern **treu zu bleiben.**

Er sagt seinem Publikum nicht: „du sollst“ auch nicht , was es soll, sondern nur: „du kannst“, nämlich genau das, was du von dir aus schon willst. Er ist also viel mehr ein Dichter der Ermutigung als der Freiheit und bestimmt nicht der *Moraltrompeter*, als den ihn Brecht verspottet hat, nur weil er mehr aufs Individuum als aufs Kollektiv setzte. Als Beweis großen Beharrungsvermögens, als Beweis der Fähigkeit, größte Gefahren und Mühsal auf sich zu nehmen, interessiert sich Schiller auch für den großen Bösewicht. Der müsste nur die Maxime seines Willens austauschen, um ein großer Held zu werden. Wie das aber geschehen könnte, das weiß Schiller so wenig wie die Hirnforschung.

Der Pragmatiker

Dabei ist Schillers Menschenbild eben so realistisch wie sein Bild der Daseinsbedingungen. Durch sein Theater möchte er den Zuschauer ja gerade nicht auf ideale freiheit-

liche Verhältnisse vorbereiten (oder zu deren Herbeiführung aufrufen, wie es ein Freiheitsdichter oder ein Marxist täte), sondern er möchte ihn auf den schlimmsten, eben den tragischen Fall vorbereiten. Auch sein Personal, wenn man alle seine Personen zusammen betrachtet, führt ungefähr zum statistischen Resümee von Karl Valentin: „Der Mensch ist gut, awwer die Lait san nix wert." Schiller will den *mittleren Charakter* zeigen, in der Mitte zwischen bloßer Sinnlichkeit und dem abgehoben Heiligen, um die Identifikation mit ihm zu erleichtern. – Im *Gang zum Eisenhammer* zeichnet er in dem *entmenschten Paar* sogar Hitlers willige KZ-Schergen.

Ansätze zur *Schönen Seele*, entdeckt von der Neurobiologie

Wohler als in einer freien Welt würde ich mich in einer unfreien fühlen, in der jeder automatisch – ohne Wahl und ohne Überlegung – das Rechte täte. So wie Schillers *Schöne Seele.* Schiller weiß sehr wohl, dass wir diese Welt mit diesen Menschen (außer einigen Vorausexemplaren wie z. B. *Max)* noch nicht haben. Er schrieb für die vorfindliche, aber er hoffte, dass der Fortschritt diese Welt dereinst bringen wird.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Toren
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht
Das täuscht die hoffende Seele nicht.
(Aus: *Hoffnung*)

Bei Biermann weiß die hoffende Seele: *Das kann doch nicht alles gewesen sein.* – Und nun hat die Neurobiologie eine physiologische Grundlage für diese utopische Perspektive entdeckt und sie als *Spiegelneuronen* bezeichnet. Was die Menschlichkeit ausmacht, nämlich das Mitgefühl, (Willy Brandt hat in seiner *Compassions*-Rede dafür geworben; Schopenhauer und Schweitzer sahen darin die Grundlage der Ethik; und sogar bei Tieren hat die Verhaltensbiologie evolutionäre Selektionsvorteile des Altruismus ausgemacht.) – dieses Mitgefühl ist neuronal vorgegeben und kann trainiert, also auch wie Schiller wollte, durch *ästhetische Erziehung* kultiviert werden.

Die Spiegelneuronen lassen uns an genau der Stelle einen „virtuellen" Schmerz empfinden, an der vor unseren Augen ein anderer getroffen wird. Wir haben jetzt amtlich, was Goethes Gretchen im Kerker schon antizipierte:

Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt
Schon zuckt ***nach jedem Nacken***
Die Schärfe, die nach meinem zückt.

Dass wir beim Zuschauen die Bewegungsabläufe vom Tanzen oder Tennisspielen „automatisch" durchprobieren, dass wir uns im Theater **mit Schillers Helden identifizieren,** deren Entscheidungen mitvollziehen und probeweise ihre moralische Freiheit am eigenen Leib – warum nicht: in den eigenen Neuronen – erleben, das ist – nun erwiesenermaßen – in unserer Natur vorgegeben. Automatisch lassen uns diese Neuronen mit den Fröhlichen fröhlich sein und mit den Trauernden traurig. Bis zur unbewussten Imitation ihres Gesichtsausdrucks, z. B. des Gähnens. (Wie leider auch übler Vorbilder.) Mehr oder weniger – wie überhaupt – funktionieren die Spiegelneuronen auch artüberschreitend gegenüber Tieren. Insofern ist Schillers *Geist, der Bergesalte,* der im *„Alpenjäger"* schützend vor die *zitternde Gazelle* tritt, *(?:* „Gemse" reimt sich zumindest nicht auf *Windesschnelle*) auch eine Personifikation davon, und nicht nur ein *deus ex machina.* Ohne ihn hätte die Freiheit wieder einmal freventlich versagt. – Menschlichkeit, welche die Mitlebewesen ausschlösse, wäre unvollständig. Weshalb Rotkreuzhelfer/-innen – entgegen ihrem Auftrag – oft auch Tiere mitversorgen.

Die **„Goldene Regel"** der Wechselseitigkeit ist also physiologisch schon ansatzweise in uns verankert. Sie kann nur deshalb (und muss auch wie das Sprechen) **gelernt** werden. Insofern konnte der Meeresbiologe Hans Hass meinen, für den Fortbestand der Menschen sei die Überzeugungskraft wichtiger als die Zeugungskraft. Und Schillers Überzeugungskraft trifft nach 200 Jahren noch immer *das Herz, auf das sie abgezielt* ist, und deshalb konnten seine Hoffnungen nicht zum *leeren Wahn* ver-

blassen. – Die Neurobiologen haben herausgefunden, wie und dass die *schöne Seele* neuronal funktionieren kann.

Man könnte nach diesen Überlegungen den sehr nach Schiller klingenden Satz:

Wer an den Menschen glaubt,
vertraut auf das Edle in der Freiheit

auch umgekehrt gelten lassen, ohne sich von Schiller zu entfernen:

Wer dem Menschen vertrauen will,
muss an das Edle aus Unfreiheit glauben,

obwohl dieser Kehrsatz auf den ersten Blick gar nicht nach Schiller klingen möchte.

Anmerkungen

1 Wenn einem Schwerstkranken, der absolut nicht mehr leben kann und sich nur noch die ew'ge Ruh' wünscht, beim Sterben geholfen wird, dann können wir ja gleich jeden umbringen wie Hitlers Euthanasie. – Wenn ich vor dem Leben jedes Tieres Ehrfurcht haben soll, dann kann ich ja kein Fleisch mehr essen. – Wenn man einen überführten und geständigen Kidnapper durch Androhung maßvoller Prügel zwingen darf, nach vielen falschen Angaben endlich auch wahrheitsgemäß zu sagen, wo er das geknebelte Kind gefangen hält, dann haben wir ja die mittelalterliche Folter wiedereingeführt. – Wenn wir die DNA jedes Kriminellen speichern, dann haben wir ja den totalen Überwachungsstaat. (Als ob ein totalitäres Regime sich durch das Bollwerk solcher Verzichte hindern ließe, gravierende Foltern und Überwachungen sofort einzuführen.) – Und wenn eine Kommune und sogar erst nach dem Tod einer Frau miterben dürfte an deren Haus, einem Privat-, keinem Gewerbe- oder Landwirtschaftgebäude, um die 30 000,–€ ganz oder teilweise zurückzubekommen, die sie für die Pflege von deren Mutter zugeschossen und ausgelegt hat, dann wäre das ja das Ende von Solidarität und Sozialstaat.

2 Eine konkrete Bestätigung dieses Primats haben die Sexualwissenschaften beigesteuert. Als wichtigstes Sexualorgan haben sie das Gehirn anerkannt, und zwar unabhängig von der Neurobiologie.

Gert Füger
Reinhold-Schneider-Straße 17e
76199 Karlsruhe

Aktuelle Informationen

I. Politische Köpfe

Sind Württemberger die besseren „Politischen Köpfe in Südwestdeutschland“?

Brief an den Direktor der Landeszentrale für politische Bildung in Stuttgart

Der nachfolgend abgedruckte gemeinschaftliche Brief von Univ.-Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht und Akad. Oberrat Dr. Hans-Georg Merz wurde von dem Direktor der Landeszentrale Frick in allen Punkten zurückgewiesen – auch der Vorschlag, das im Brief näher ausgeführte „badische Defizit“ in Gestalt eines Ergänzungsbandes zu beheben. Beide Wissenschaftler sind ausgewiesene Kenner der südwestdeutschen Landesgeschichte (Die Redaktion).

Sehr geehrter Herr Frick,

Wir begleiten die Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs seit Anbeginn und haben Sie unseren Studenten gerne empfohlen. Daher haben wir nunmehr auch mit Interesse den Band „Politische Köpfe aus Südwestdeutschland“, besorgt v. R. Weber und I. Mayer, zur Kenntnis genommen. Die Bearbeiter, die gewonnen wurden, können sich sehen lassen, die Auswahl der porträtierten „Köpfe“ indes ist über das Maß hinaus, das wir der Einleitung der Herausgeber entnehmen, erklärungs- und verbesserungsbedürftig.

Wie Sie, sehr geehrter Herr Frick, in Ihrem Vorwort schreiben, geht es bei dieser Publikation um „Wissen um historische Wurzeln“ und um „Identifikation mit unserem Land“ und um „Demokratie“. Das ist als grobe Umrahmung ebenso informativ wie einleuchtend. Bei der Prüfung der Auswahl der Porträts, insbesondere bei denen, die nicht berücksichtigt wurden, scheint nun aber einige Willkür geherrscht zu haben. Warum nur fehlen Köpfe wie die von Bruno Heck, Manfred Wörner, Karl G. Pfleiderer? Und warum vor allem fehlen viele badische Köpfe? Letzteres ist vor allem darum landespolitisch sehr peinlich, weil im ehemaligen badischen Landesteil die Identifikationslinie mit dem Bundesland Baden-Württemberg naheliegenderweise über die Geschichte Badens verläuft. Diese Traditionslinie fehlt in dem Buch weitestgehend.

Das Defizit beginnt schon mit den Fotographien auf dem Einband, wo nicht nur die Porträts Hermann Müllers und Mathias Erzbergers falsch zugeordnet sind (vgl. S. 336), sondern wo auch wir unter den vielen Württembergern gerade einmal den Heidelberger Ebert und den Mannheimer Hermann Müller zu entdecken vermögen. Zwei von drei Biographien berücksichtigen politische Köpfe mit württembergischen Ursprung. Dabei haben sowohl die Gründung wie die Festigung der Demokratie in Deutschland den Badenern viel zu verdanken.

Gebhard Müller und Reinhold Maier werden gewürdigt, nicht aber Leo Wohleb, der von Paul Feuchte in seiner Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg (Stuttgart 1983, Einführung, S. 1–13) auf gleichem Fuß mit den beiden Württembergern eingereiht wird. Mag es bei dem Badener Hermann Dietrich derzeit noch an einer wissenschaftlichen Biographie fehlen (Polit. Köpfe, Einleitung, S. 2), für Wohleb und viele andere Badener gilt das nicht. Zum Beispiel nicht für Joseph Schofer (stellvertretender Vorsitzender des Reichszentrums) und Adam Remmele (SPD, badischer Staatspräsident, auch MdR), über die aus der Feder von H.-G. Merz in der NDB neue Biographien vorliegen oder erscheinen werden. Und auch nicht für Leo Wohleb und Ernst Föhr, über die P.-L. Weinacht z. B. in den Badischen Biographien NF geschrieben hat. Weitere badische Namen, die nach den Kriterien der Herausgeber aufgenommen zu werden verdienten: Willy Hellpach (Liberaler, Kandidat bei der Wahl zum Reichspräsidenten), Franz von Roggenbach, Franz Xaver Lender (Zentrum, 42 Jahre MdR), Wilhelm Kolb (weit beachteter badischer SPD-Reformist), Hans Lukaschek (Bundesminister, Vizepräsident des in Freiburg beheimateten Deutschen Caritasverbandes), Julius Curtius (Reichsaußenminister), der Sohn des bedeutenden badischen Parlamentariers Ferdinand Kopf: Hermann Kopf (MdB, Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses, Europaparlamentarier), Ernst Föhr (MdR, MdL, Fraktionsvorsitzender des Zentrums), Anton Hilbert, Ludwig Haas (DDP, MdR), Joseph Schmitt, Franz Wilhelm Nokk, Reinhold Frank, Franz Böhm, Mitglied des Freiburger Kreises um Gerhard Ritter und einer der Väter der Sozialen Marktwirtschaft, Wilhelm Stahl (FDP). Weitere Namen, die genannt werden sollten: der Theodor Wackers, des bedeutenden Zentrumspolitikers, und Gertrud Luckners, die in Israel zu den „Gerechten unter den Völkern“ gezählt wird.

Wir schlagen daher vor, dass Sie zur Korrektur des badischen Defizits als „Nachlese“ einen weiteren Band „Politische Köpfe“ folgen lassen, in dem das Verhältnis von Badenern zu Württembergern ruhig 2:1 oder wenigstens ausgeglichen sich darstellen sollte. Bei der Vermittlung kundiger Referenten würden wir, wenn gewünscht, gerne zur Hand gehen, auch könnten wir selbst uns mit dem einen oder anderen Beitrag beteiligen …

Mit freundlichen Grüßen
gez. Dr. Hans-Georg Merz
PH Freiburg

gez. Univ.-Prof. em. Dr. Paul-Ludwig Weinacht
Würzburg

II. Eine neue Baden Publikation

Der Verfasser, versierter Mediävist, aber auch für spätere Jahrhunderte als Archivdirektor professionell fachkundig, beginnt mit „Baden als Thema der Geschichtschreibung“. Der aus vielen Teilen in Napoleons Zeiten entstandene Staat verlangte bald nach einer

historischen Darstellung, und 1834 erschien die erste „Badische Geschichte“, der sich zahlreiche, durch intensive Einzelforschung bereicherte Werke anschlossen mit unterschiedlichen Akzenten. Schwarzmaier nimmt die neue Form der Adelsforschung als roten Faden auf, eine Disziplin der Sozialgeschichte, die Geschlecht und Besitz von Zähringen-Baden beispielhaft in das große Netzwerk der allgemeinen Geschichte verknüpft. Und dies ist vorzüglich gelungen, denn so werden auch dem Laien die Kriterien für eine adlige Führungsschicht im Mittelalter begreiflich, wenn das Haus Baden als Mikrokosmos eines großen Geschehens von einem souverän formulierenden Fachmann beschrieben wird. Also keine betuliche Fürsten- und Heimatkunde, vielmehr wird das gewohnte Bild der deutschen Kaisergeschichte im Mittelalter auf Grundlegendes bei aller Differenzierung deutlich.

Es ist eben nicht nur das spätere Großherzogtum, das Baden prägt. Gerade die Glaubensspaltung in der Reformationszeit, die Teilung des Besitzes hat Spuren bis in die Gegenwart hinterlassen. Dies wird aber nicht nur aufgelistet, es wird farbig erzählt, und der Leser delektiert sich an der Fürstenhochzeit 1670, wo unter anderem 1200 Krebse, 4000 Zitronen und 100 italienische Knackwürste verspeist wurden.

Die 190 Seiten, die dem Großherzogtum gewidmet sind, entsprechen eher dem Lesebedürfnis als das, was in letzter Zeit als „Kleine Geschichte“ anderswo erschienen ist. Da wird eine breite soziokulturelle Basis für den Verfassungsstaat gelegt und der so oft beschworene Liberalismus erhellt neue Farbtöne. Die Schlußkapitel über Baden nach den beiden Weltkriegen, die Herrschaft des NS-Regimes sind knapp gehalten mit Verweis auf die umfangreiche Literatur. Das Aufgehen Badens im Südweststaat stimmt nach so anregender Lektüre ein wenig elegisch, ließ sich doch der Leser gern von dieser eindrucksvollen Darstellung fesseln.

Das griffige Taschenbuch weist nur wenige, aber sehr einprägsame Karten auf, denn d. Verf. hat auch einen Bildband zur badischen Geschichte herausgegeben. Der Anmerkungsapparat ist knapp gehalten, führt jedoch zu den wesentlichen Publikationen. Im Literaturverzeichnis wird auf die besonders materialreichen Ausstellungskataloge hingewiesen, die in manchen Bibliographien zu kurz kommen. In summa: ein Buch für Kenner wie für Laien, von beiden sicher freudig aufgenommen.

Hansmartin Schwarzmaier, Baden. Dynastie – Land – Staat. W. Kohlhammer Urban Taschenbücher 2005, 304 S., 19,80 €.

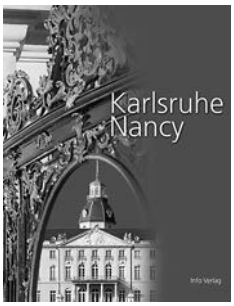
Leonhard Müller

III. Karlsruhe – Nancy

Die deutsch-französische Städtepartnerschaft Karlsruhe–Nancy hat sich mit einer Publikation ein würdiges Denkmal gesetzt

Zum 50jährigen Jubiläum der Städtepartnerschaft haben die beiden Städte Karlsruhe und Nancy eine durchgehend zweisprachige ehrgeizige Dokumentation unter dem Titel herausgebracht: „Karlsruhe Nancy. Eine deutsch-französische Städtepartnerschaft. Une Jumelage franco-allemande“. Die Redaktion Manfred Koch und Elisabeth Schraut wollen mit diesem Band „ein breites Lesepublikum ansprechen“ und nicht eine „breite Abhandlung der historischen Ereignisse für Spezialisten“ bieten. Dieses Konzept entspricht der Absicht der Städtepartnerschaften, „zivilgesellschaftlichen Austausch“ zwischen Bürgern beider Länder zu fördern. Der Beitrag der Bürger ist umso wichtiger, da die Annäherung der beiden Länder eine „Veränderung von Mentalitäten“ voraussetzt, die zwar von Politikern initiiert werden kann, aber von den Privatpersonen letztendlich gelebt werden muss. Die 50jährige Partnerschaft Karlsruhe–Nancy ist für die Autoren ein Anlass, wichtige Epochen der Beziehungen „Deutschland–Frankreich von 800 bis 1945“ und die „deutsch-französischen Beziehungen seit 1945 bis zum Elysee-Vertrag von 1963 zu beleuchten, denn die volle Bedeutung der Städtepartnerschaften erschließt sich erst auf dem geschichtlichen Hintergrund. Die Entwicklung zu ‚Partnerschaft und Vertrauen‘ seit 1945 ist umso bemerkenswerter, wenn man sich erinnert, das seit 1870 Deutsche und Franzosen dreimal auf den Schlachtfeldern gegeneinander gekämpft haben“.

Der zweite Teil des Bandes stellt die beiden Städte Karlsruhe und Nancy vor. Der dritte Teil ist der Chronik der Städtepartnerschaft vom 10./11. April 1955 (Schülerinnen des Lessing-Gymnasiums zu Besuch beim Lycee Jeannne d’Arc) bis zum 8.–16. Oktober 2005 (Karlsruher Woche in Nancy). Der letzte Teil des Buches berichtet – gemäß dem zivilgesellschaftlichen Ansatz – in 20 Interviews über die Erfahrungen der Menschen in Karlsruhe und Nancy mit partnerschaftlichen Begegnungen.



Karlsruhe–Nancy. Eine deutsch-französische Städtepartnerschaft. Une Jumelage franco-allemande. 160 Seiten, gebunden. Info Verlag. 14,00 Euro. ISBN 3-88190-408-5.

Heinrich Hauß

IV. Stadtgeschichte Bruchsal

Stadtgeschichte als politisch-wirtschaftliche Biographie einer Stadt

Thomas Adams Geschichte der Stadt Bruchsal Geltung und Selbstverständnis von Bruchsal

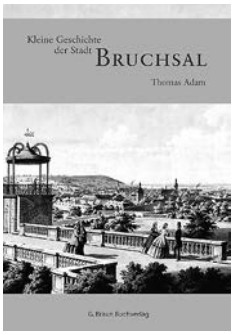
In der Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ hat der Braun Buchverlag die „Kleine Geschichte der Stadt Bruchsal“ von Thomas Adam

herausgebracht. Entgegen der sonst üblichen panegyrischen Anpreisungen der Vorzüge einer Stadt, stellt Adam die Problemgeschichte der Stadt in den Mittelpunkt seines historischen Durchganges. Die durchgehende Fragestellung ist der Stadtgeschichte als politisch-wirtschaftlicher Biographie der Stadt gewidmet, „der Frage nach Geltung und dem Selbstverständnis Bruchsals in der Geschichte: Inhalt ist die Suche einer Stadt nach ihrer Rolle – politisch, gesellschaftlich, ökonomisch –, zugleich ihr Kampf gegen Veränderungen, die andere ihr aufzuzwingen versuchen" (S. 9). Die historische Fragestellung hat, so zeigt das letzte Kapitel „Stadtleitbild", auch etwas mit der Frage zu tun, wie Bruchsal seine Zukunftsperspektive sieht.

Die historische Perspektive allerdings scheint – und das aus einer realistischen Einschätzung völlig zurecht – eher zu einer gewissen Zurückhaltung der Ansprüche zu mahnen. Bruchsal, so der Autor, weiß, was es bedeutet, Grenzen gesetzt zu bekommen. Schon die Landesherren haben den Bürgern bei allzu eigenständigen Höhenflügen die Schwingen gestutzt. In den beiden letzten Jahrhunderten blieben der einst fünftgrößten Stadt zwischen den expandierenden Zentren Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg kein Platz mehr, sich zu einer weiteren Metropole am Oberrhein auszudehnen. Wieder wurde ihr, wenn auch auf andere Art, „Genügsamkeit verordnet" (S. 251).

„Ein Mittelzentrum im Dreieck zwischen Baden-Baden, Stuttgart und dem Rhein-Neckar-Raum mit Heidelberg und Mannheim hat, will es die kulturelle Identität erhalten und ein eigenständiges Profil entwickeln" (S. 245), es natürlich äußerst schwer. Dazu kommt, dass Bruchsal am 1. März 1945 seine historische Bausubstanz, die den Charme Bruchsal ausmachte völlig verloren hat. 1973 wurde der Kreis Bruchsal liquidiert und dem Landkreis Karlsruhe zugeordnet. (S. 235).

Die Fragestellung der Stadtgeschichte und die daraus abgeleitete Botschaft mag denen, die meinen, man diene einer Stadt am besten durch Zukunftsvisionen, irritieren. Eine solide und zukunftsträchtige Entwicklung einer Stadt ist aber wohl nur möglich auf der Grundlage einer Analyse ihrer geographischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Gegebenheiten. Mir scheint, dass Thomas Adam mit seiner Stadtgeschichte sich einer Arbeit gestellt hat, die weit über das hinausgeht, was sogenannte „Ideenwerkstätten" der Bevölkerung zur Zukunft der Stadt beitragen können. Denn meist sind die Optionen, weil sie nicht in der Eigenart der Stadt fundiert sind, in allen Städten ziemlich gleich. Am Ende wollen sie alle „Wohlfühlstädte" sein! Nach Adams Buch ist Bruchsal gut beraten, sich an seiner Geschichte zu orientieren. Dabei muss „Genügsamkeit kein Nachteil sein" (S. 251).



Thomas Adam
Kleine Geschichte der Stadt Bruchsal
256 Seiten mit 45 Abbildungen,
Format 12,5 x 19 cm,
gebunden, Euro 14,90.
ISBN 3-7650-8339-9,
G. Braun Buchverlag,
Karlsruhe

Heinrich Hauß

V. Fachwerkbauten

Pflege des Eppinger Kulturerbes

Eppingen und seine Fachwerkbauten

Veröffentlichungen von Edmund Kiehnle

Im „Kraichgau – Kultur – und Naturführer" hat Dieter Balle die Eppinger Altstadt als eines „der schönsten mittelalterlichen Fachwerk Ensembles Deutschlands" bezeichnet. Im Band 8 der Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung haben nun die Heimatfreunde Eppingens die Veröffentlichungen Edmund Kiehnles zum Fachwerkbau Eppingens aus den letzten 53 Jahren gesammelt und veröffentlicht. An der Erhaltung und Entwicklung Eppingens zu einem bedeutenden Fachwerkbau-Ort hat Kiehnle einen bedeutenden Anteil. Mit dem umfangreichen und reich bebilderten Band liegt nun ein „wertvolles Quellen- und Arbeitsbuch zur Regionalgeschichte, ein Nachschlagewerk über die Eppinger Fachwerkhäuser und ein interessanter Führer durch die Eppingeraltstadt" vor (Vorwort). Der Auftakt des Buches „Herausragende Fachwerkbauten" (Baumann'schs Haus, Alte Universität, Beckerhaus, Schwebegiebelhaus, Ratschenke, Speecht'sches Haus, Alte Post und Ehemalige Synagoge) ist mit den ganzseitigen farbigen Bildern besonders geeignet, den Leser für die Publikation zu interessieren.

Da die Pflege des Eppinger Kulturerbes so eng mit dem Namen Edmund Kiehnles verbunden ist, seien hier einige Daten aus seinem Arbeitsleben nachgetragen. Kiehnle wurde 1950 Stadtbaumeister Eppingens. Jahre lang war er für die Stadtplanung und die Bebauungspläne und den Flächennutzugsplan verantwortlich. Im Mai 1972 wurde ihm das Stadtarchiv mit Denkmalspflege übertragen. Bis zum Beginn seines Ruhestandes im Jahre 1988 begleitete er diese Aufgaben, sowie das Heimatmuseum mit besonderer Hingabe.

Mit der Publikation wollen die „Heimatfreunde Eppingens" die Arbeit Kiehnles für die Fachwerkstadt und die Erforschung ihrer Geschichte danken. Erich Schleusener übernahm die Aufgabe der Texterfassung und der Gestaltung des Buches. Dem Band ist eine ausführliche Bibliographie der Veröffentlichungen Kiehnles beigegeben (S. 335–349).

Kienle, Edmund:
Eppingen und seine Fachwerkbauten.
Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung.
Bd. 8 Eppingen 2003,
ISBN 3-930172-16-X.
Herausgegeben von den Heimatfreunden Eppingen, Eppinger Historischer Verein, Kneippstraße, 75031 Eppingen.

Heinrich Hauß

VI. Markgrafschaft Baden-Baden

Die Markgrafschaft Baden-Baden:

„Ein badisches Intermezzo?“

Eine Publikation des Fördervereins des Generallandesarchivs Karlsruhe

Der 350. Geburtstag Markgraf Ludwig Wilhelms im Jahre 2005 mag auch ein Anlass für den Förderverein des Generallandesarchiv Karlsruhe gewesen sein, über den populären „Türkenlouis“ hinaus nach der von 1535 bis 1771 bestehenden katholischen Markgrafschaft und ihrer historischen Relevanz zu fragen. Stand doch die baden-badische Markgrafschaft „als ‚Verlierer der Geschichte‘ lange Zeit im Schatten ihres erfolgreicheren evangelischen Nachbarn Baden-Durlach“, so dass „die fast 250 Jahre andauernde Teilung Badens“ „als ein zu vernachlässigendes Zwischenspiel, wenn nicht gar als ein Betriebsunfall der badische Geschichte abgebucht zu werden“ drohte (Brüning/Rehm).

Die Autoren der Publikation „Ein badisches Intermezzo?“ versuchen mit 24 Beiträgen verteilt auf die Themenbereiche Herrschaft und Dynastie, Wirtschaft und Gesellschaft, Kirche und Kultur zu zeigen, dass die Markgrafschaft Baden-Baden mehr war „als nur die Geschichte einer verdämmenden Dynastie, die die Zeichen der Zeit nicht erkannt hatte.“

Die Beiträge sind so angelegt, dass sie jeweils von einem historischen Dokument ausgehen (Genealogischer Stammbaum, Castrum Doloris, Erbvertrag von 1765 usw.). Die „Mosaiksteine“ der Dokumentation sollen nach dem Willen der Herausgeber „eine vertiefte Beschäftigung mit einem vernachlässigten Teil der badischen Landesgeschichte anregen“. Das heißt aber letztlich, dass die Herausgeber eine neue systematische Darstellung der Zeit von 1535 bis 1771 der baden-badischen Herrschaft anmahnen. Dem Mosaikcharakter der Beiträge entspricht das Design des sehr ansprechenden Covers. Die behandelten Dokumente werden in gleichgroßen Kästchen abgebildet, wobei einige Kästchen frei blieben, da es sich ja bei der Publikation um einen ersten unsystematischen Versuch zur baden-badischen Geschichte handelt.

Ein badisches Intermezzo? Die Markgrafschaft Baden-Baden im 18. Jahrhundert. Festgabe für Herwig John; hg. v. Rainer Brüning und Clemens Rehm. Fördervereinn des Generallandesarchivs Karlsruhe, 2005 (60 S.). 10,00 Euro.

Heinrich Hauß

VII. Baden-Baden

Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden

Aquae 05, Heft 38: Themen von überregionaler Bedeutung

Heft 38/2005 Aquae des Arbeitskreises für Stadtgeschichte Baden-Baden präsentiert drei Aufsätze, die von überregionalem Interesse sind. Einen Aufsatz von Reiner Haehling von Lanzenauer zu dem Eisenbahnhistoriker Albert Kunzemüller, einen Aufsatz des gleichen Autors zu der Literatur zum Kriminalfall Hau und einen Aufsatz von Jonas Klein zum Verleger Woldemjar Klein. Von Lanzenauer weist in seinem Aufsatz zu Kuntzemüller auf das 1953 erschienene Werk „Die Badischen Eisenbahnen“ hin, das „einen wahren bahnhistorischen Klassiker“ darstellt (S. 70). Der Aufsatz zu dem Kriminalfall Karl Hau verfolgt die Monographien, die im Zusammenhang mit dem Mordfall erschienen sind. Die Mordtat vom 5. November 1906 in Baden-Baden wurde damals durch die Presse im ganzen Lande verbreitet, „gespannt verfolgte das Publikum die Suche nach dem Täter“. Der Aufsatz von Jakob Leis „Woldemar Klein“ (1892–1962) ist ein Beitrag sowohl zur Verlagsgeschichte wie zum Wiederaufleben des Kulturlebens in Baden-Baden nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Jahre 1946 hat Woldemar Klein die erste Nummer der Zeitschrift „Das Kunstwerk“ herausgebracht, die früheste reine Kunstzeitschrift im Deutschland der Westzonen nach dem Zweiten Weltkrieg. Bis zum Jahre 1954 erschien die Zeitschrift im Woldemar Klein Verlag, 1972 wechselte die Zeitschrift zum Kohlhammer Verlag. 1991 wurde „Das Kunstwerk“ eingestellt.

Weitere Aufsätze behandeln die Legende von der Entstehung der Lichtentaler Allee (Dagmar Kicherer), die Schulden der Reichgräfin von Hochberg (Hans Merkle) und die Geschichte der Rösslerschen Hofapotheke in Baden-Baden (Rolf Rößler). Besonders erwähnenswert ist, dass in Heft 38 ein Register der Einzelbeiträge der Jahre 1963–2005 und ein Register der Autoren zusammengestellt wurde.

Aquae 05. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden.

Heinrich Hauß

Das „Süße Löchle“ in Lahr unter Denkmalschutz

Die Kaffeetrinker unter uns werden sich freuen. Das Regierungspräsidium Freiburg hat dieser Tage ein nicht alltägliches Gebäude unter Denkmalschutz gestellt und in das amtliche Denkmalbuch eingetragen. Es handelt sich um das Wohn- und Geschäftshaus Friedrichstraße 14 in Lahr, das dort seit vielen Jahren als Café „Süßes Löchle“ bestens bekannt ist.

„Die Erhaltung des Cafés liegt insbesondere wegen des hohen Seltenheitswertes und seines besonderen dokumentarischen Wertes für die Erforschung der Geschichte der Confiserien, Konditoreien und Cafehäuser der Region im gesteigerten öffentlichen Interesse“ heißt es in der Eintragungsverfügung. Das „Süße Löchle“ ist im Bewusstsein der Lahrer Bevölkerung als traditionsreiche Cafestube tief verankert. Es besteht schon seit mehr als 100 Jahren und ist mit einem besonderen Erinnerungswert zur Geschichte der Cafehäuser verbunden.

Das traufständige, zweigeschossige Wohn- und Geschäftshaus Friedrichstraße 14 stammt im Kern aus dem 18. Jahrhundert. Seit 1892 befand sich das Anwesen im Besitz des früheren Konditors Eugen Hildebrand. Im Erdgeschoss des Haupthauses befinden sich der Verkaufsladen einer Confiserie-Konditorei und ein Cafe. Im Rückgebäude waren Back- und Richtstube untergebracht. Im Wohngeschoss, das noch eine Ausstattung des 19. Jahrhunderts zeigt, wohnte der Besitzer. Im Dachgeschoss befindet sich ein ausgebautes Mansardenzimmer, ehemals für die Konditoren. Der Verkaufsladen, die Cafestube, die Back- bzw. Richtstube sind außerordentlich gut und nahezu vollständig erhalten. Der frühere Verkaufsladen enthält eine Ausstattung aus der Zeit zwischen 1890 und 1920. Vom Laden abgetrennt liegt das Café mit weiß lackierten Wandtäfern, viereckigen Tischen mit Marmorplatten, gepolsterten Stühlen, Zweisitzerbänken und Anrichten mit Schubladen. Ölbilder zeigen regionale Motive des Lahrer Malers Wilhelm Wickertsheimer (1886 bis 1968).

Besonders interessant ist das Rückgebäude mit der Back- und Richtstube. Neben dem gemauerten Backofen von 1900 und einem Elektro-Backofen von 1942 gibt es zahlreiche Maschinen, Geräte und Geschirr zur Keks-Konfektherstellung sowie unterschiedlichste Bleche, Backformen, Schüsseln, Siebe, Ausstecher, Wellhölzer und Schneebesen, die original erhalten sind.

Das Café „Zum Süßen Löchle“ dokumentiert mit seiner Originalausstattung die „Cafe-Kultur“ einer badischen Kleinstadt vor dem 2. Weltkrieg und veranschaulicht die handwerklichen Traditionen einer früheren Konditorei des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Es ist von hoher kulturgeschichtlicher und wissenschaftlich-volkskundlicher Bedeutung. Es handelt sich um das einzige Cafehaus, das im Denkmalbuch des Regierungspräsidiums Freiburg als besonders schützenswert eingetragen ist.

Karl-Heinz Harter

Alle Bilder: „Süßes Löchle“ AG, Lahr

Das erste „schwimmende Kulturdenkmal“ des Bodensees

Denkmalschutz für die „Meersburg ex Konstanz“, Baujahr 1928

Es gibt Schiffe, die sind von blendender Schönheit und Eleganz. Und doch sind sie über ihr kurzes Dasein hinaus bedeutungslos. Andere – nicht selten unscheinbare Arbeitstiere – haben Entscheidendes für die Mobilität von Menschen und Gütern beigetragen. Zu letzteren kann man getrost die Automobilfähre „Meersburg ex Konstanz“ zählen, mit der 1928 der Automobilfährverkehr über den Bodensee eröffnet wurde.

Das Regierungspräsidium Freiburg hat kürzlich unter Mitwirkung des Landesamtes für Denkmalpflege die „Meersburg ex Konstanz“ unter besonderen Denkmalschutz gestellt und als technisches Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalbuch eingetragen. Aus wissenschaftlich-technischen Gründen aber auch aus heimatgeschichtlichen Gründen besteht an der Erhaltung der Bodenseefähre

von 1928 ein gesteigertes öffentliches Interesse, heißt es im Eintragungsbescheid.

Die Fähre wurde 1927 bei der Bodanwerft in Kressbronn auf Kiel gelegt. Es handelt sich um eine der ersten europäischen Automobilfähren. Sie wurde 1928 in Dienst gestellt. Sie ist der Prototyp für diese Art der Verkehrsentwicklung auf dem Bodensee.

Neben dem schön instandgesetzten Schaufelraddampfer „Hohentwiel“ erscheint die kleine Fähre manchem Betrachter als „hässliches Entlein“; aber dieses Schiff hat, indem es Nord- und Südufer des Bodensees erstmals für den Automobilverkehr verband, die gesamte Region und die angrenzenden Landesteile Deutschlands und der Schweiz grundlegend verändert und geprägt. Endlich gab es durch die Fähre eine Verbindung für den Fernverkehr von Nordnach Südeuropa über den Bodensee. Sie wurde zum Tourismusmagnet und war wichtige Voraussetzung für die Entwicklung des Fremdenverkehrs im gesamten Bodenseeraum. Ohne die Fährlinie Konstanz–Meersburg wäre die industriearme Region um vieles ärmer geblieben und nach dem 1. Weltkrieg als Grenzland ins Abseits gedrängt worden.

Mit der ersten Bodenseefähre von 1928 begann die Entwicklung eines Verkehrsunternehmens der Stadt Konstanz, das die verkehrsmäßige Einschnürung der Bodenseemetropole durch See- und Landesgrenze geöffnet hat. Die Fährverbindung als „schwimmende Brücke“ wurde schon damals von vielen Touristen angenommen. Die sich daraus entwickelnde Verkehrs-Infrastruktur ist für Konstanz bis heute unverzichtbar. Die Fähre ist ein Stück Verkehrsgeschichte der Bodenseeregion.

Die „Meersburg ex Konstanz“ hat einen Stahlschiffkörper in Nietbauweise mit zwei umsteuerbaren MWM-Diesel Typ RD 25 mit einer Leistung von jeweils 90 PS. Von jedem Motor gehen beidseitig Propellerwellen aus, die über Konuskupplungen zum Antrieb verwendet werden können. Im Zuge der Inbetriebnahme wurden die Fährenroute und die Betriebs- und Antriebstechnik damals optimal auf die topographischen und nautischen Verhältnisse des Bodensees abgestimmt. Es gab eine eigens für sie entwickelte Brückenkonstruktion zum Beladen des Schiffes. Durch die Technik, Automobilfähren von beiden Enden her zu befahren, ließen sich umständliche Wendemanöver und ein Rangieren der transportierten Fahrzeuge vermeiden. Die Betriebsweise als Doppelendfähre mit einem Doppelschraubenantrieb an beiden Enden bewährte sich damals auf Anhieb. Die gelungene technische Konstruktion hatte Bestand und wurde nach kurzer Zeit durch Folgekonstruktionen in großem Maßstab wiederholt.

Die Bodenseefähre „Meersburg ex Konstanz“ ist eine materielle Quelle für die Konstruktionsgeschichte am Bodensee und für den Schiffsbetrieb innerhalb des heutigen Landes Baden-Württemberg. Ihre Erhaltung wird durch einen mitgliederstarken, gemeinnützigen Verein „Rettet die Meersburg ex Konstanz e. V.“ getragen, der viel ehrenamtliches Engagement in die Restaurierung investiert hat. Ziel. ist es, die Fähre als erstes schwimmendes Kulturdenkmal des Bodensees und Baden-Württembergs wieder in Fahrt zu bringen. Zur Unterstützung hat das Land bereits vor einigen Jahren einen Zuschuss von rund 433 000,– DM bewilligt, der aber längst nicht die gesamten Renovierungskosten abdecken wird.

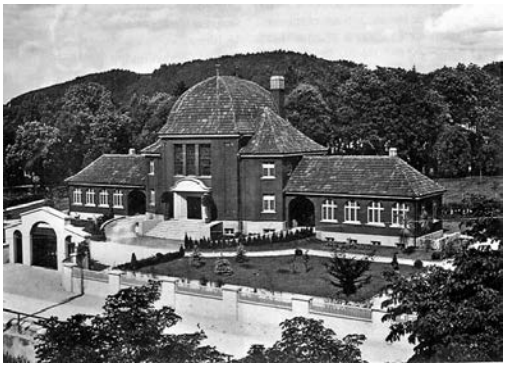
Beabsichtigt ist eine vielseitige Kultur- und Tourismusverwendung im ganzen grenzüberschreitenden Bodenseeraum. Als mobile Wanderbühne und Kulturfähre wird sie 226 Zuschauern Platz bieten, als Charterschiff für festliche Anlässe wie Firmenausflüge, Vereinsfeste und Hochzeiten, mit Tischen und Bestuhlung wird sie für 80 Passagiere ein beeindruckendes Oldtimer-Erlebnis sein.

Die Fähre hat ihren derzeitigen Liegeplatz unter der neuen Rheinbrücke in Konstanz.

Karl-Heinz Harter

Besonderer Denkmalschutz für das Krematorium Tuttlingen

Das Regierungspräsidium Freiburg hat dieser Tage eines der erstaunlichsten Kulturdenkmale des Landes unter besonderen Denkmalschutz gestellt und in das Denkmalbuch eingetragen. Es handelt sich um das der Stadt Tuttlingen gehörende, ehemalige Krematorium Stockacher Straße 5. Die Stadt hat es dem Verein „Hei-



matforum Tuttlingen e. V.“ überlassen, der sich mit herausragendem bürgerschaftlichen Engagement für die Erhaltung dieses besonderen Bauwerks einsetzt.

Der Verein übernimmt die Lasten der Bauunterhaltung für das Städtische Krematorium für die nächsten 10 Jahre. Das ist eine immense Aufgabe. Es soll zum Bürgerhaus umgenutzt und künftig für vielfältige kulturelle Veranstaltungen offen stehen. Ohne die besondere Initiative des Heimatforums und seine beachtliche Einwerbung von Spendenmittel von über 150 000,– €, wäre die Erhaltung schwierig geworden. In dieser Initiative ist ein großes öffentliches Erhaltungsinteresse und ein ausgeprägter Bürgersinn deutlich zu erkennen. Der Verein ist deshalb auch im Oktober 2005 von Ministerpräsident Oettinger als vorbildliche Initiative ausgezeichnet worden.

Das Krematorium Tuttlingen wurde in den Jahren 1925 bis 1927 auf dem nach Südwesten erweiterten Friedhofsgelände an der Stockacher Straße errichtet. Der Entwurf geht auf den Architekten Paul Biber zurück. Für die künstlerische Ausstattung war damals die Glasmalereifirma Wilhelm Pfau, Stuttgart, verantwortlich. Bauherren waren die Stadt Tuttlingen und der 1911 gegründete Feuerbestattungsverein Tuttlingen.

Das Bauwerk hebt sich deutlich von anderen Vertretern ab. Der Architekt hat sich in seiner Konzeption an profanen Herrschaftshäusern des 18. Jahrhunderts orientiert. Wie eine kleine Schlossanlage fügt es sich durch seine geschwungenen Konturen und seine langgestreckten Flügel harmonisch in die umgebende Parklandschaft ein. Dieser heitere Charakter der Architektur wird jedoch durch die maßvolle, eher strenge, vergleichsweise schmucklose Fassadenbehandlung in ernste Würde umgedeutet, die dem Zweck des Gebäudes angemessen ist. Aus gesellschaftspolitischen und religionspolitischen Gründen resultierte damals die Forderung nach einer interkonfessionellen Formgebung, also einer Architektur, die keinem Sakralbau einer bestimmten Glaubensrichtung ähnelte. Dem Architekten ist es gelungen, die geforderte konfessionelle Neutralität des Gebäudes zu wahren. Es gleicht weder einer Kirche noch einem Tempel noch einer sonstigen Glaubenseinrichtung. Es weicht damit von der tradierten Formensprache dieses Bautyps entschieden ab und präsentiert sich als individuelle Schöpfung mit eigenständigem Charakter.

Dem Krematorium Tuttlingen kommt singuläre Bedeutung zu. Es war der dritte Neubau eines Krematoriums in Württemberg. Es hat seit seiner Vollendung im Jahr 1927 kaum Veränderungen in seiner Substanz und in seinem Erscheinungsbild erfahren. Kein anderer Vertreter dieses Bautyps birgt eine derart komplette Überlieferung bauzeitlicher Ausstattung. Sämtliche Fenster, Türen, Böden, Lampen, Gitter und Treppengeländer, kurz die gesamte wandfeste Ausstattung sind original erhalten. Die überlieferte technische Ausstattung befindet sich in funktionsfähigem Zustand. Die Versenkungsanlage gilt landesweit als Rarität. Der in seiner Komplettheit seltene Bestand weist ein hohes Maß an Authentizität auf.

Aufgrund seines hohen baukünstlerischen, wissenschaftlichen, kulturhistorischen und heimatgeschichtlichen Ranges und der beeindruckenden originalen Überlieferung von Baukörper und Ausstattung stellt das Krematorium Tuttlingen ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung dar, an dessen Erhaltung ein gesteigertes öffentliches Interesse besteht, heißt es im Eintragungsbescheid.

Das Land Baden-Württemberg, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die Denkmalstiftung Baden-Württemberg und die Stadt Tuttlingen haben sich deshalb auch finanziell sehr stark bei der Erhaltung engagiert. Bei Gesamtsanierungskosten von rund 632 000,– € beteiligten sich die Denkmal-Stiftungen des Bundes und des Landes, die staatliche Denkmalpflege sowie die Stadt Tuttlingen mit rund 230 000,– €. Über einen weiteren Zuschussantrag wird das Regierungspräsidium Freiburg im Frühjahr 2006 entscheiden. Trotzdem ist der Verein nach wie vor auf Spenden angewiesen. Sie sind eine Investition für eine gute Sache.

Die Spendenadresse lautet:
Heimatforum Tuttlingen e. V.
Frau Barbara Dieterich
Albert-Schweitzer-Str.13
78532 Tuttlingen
Telefon 0 74 61/86 06
Spendenkonten Sparkasse Tuttlingen,
BLZ 64 350 070, Kto.-Nr. 850 20 81
Volksbank Donau-Neckar,
BLZ 64 390 130, Kto.-Nr. 225 00 12

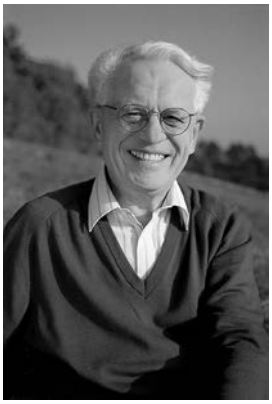
Karl-Heinz Harter

IX. Naturschutz

Naturschützer und Netzwerker mit Leib und Seele

Professor Dr. habil. Gerhard Thielcke zum 75. Geburtstag

Gerhard Thielcke wurde am 14. Februar 1931 in Köthen, Sachsen-Anhalt, geboren. Schon in frühester Jugend erwarb er sich umfangreiche zoologische Kenntnisse, vor allem in Fang und Pflege der Vögel. Nach dem Abitur 1949 arbeitete er ein halbes Jahr als Vogelwart auf der Nordseeinsel Scharhörn. Die frühe



Liebe zur Ornithologie sollte gleichermaßen sein künftiges wissenschaftliches wie ehrenamtliches Wirken prägen.

Nach einer Gärtnerlehre von 1950 bis 1953 in Bad Zwischenahn und einem Praktikum in einem Büro für Landschaftspflege studierte er ab 1954 Geologie und Biologie (mit Schwerpunkt Zoologie) an den Universitäten Freiburg und Tübingen. Bereits seine Doktorarbeit (1959) über „Akustisches Lernen verschieden alter Amseln (Turdus merula) und die Entwicklung erlernter Motive“ gibt den Weg vor für seine weitere berufliche Laufbahn. Von 1962 bis 1991 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Vogelwarte Radolfzell des Max-Planck-Instituts für Verhaltensphysiologie. 1970 habilitierte Thielcke an der Universität Konstanz (Titel der Habilitationsschrift: „Wirkung erlernter Signale auf die Artbildung“), wo er ab dem gleichen Jahr Vorlesungen über vergleichende Verhaltensphysiologie, Humanökologie und Naturschutz hielt. 1985 erhielt er eine Professur an der Universität Konstanz.

Gerhard Thielcke gehört zu den profiliertesten Naturschutz-Persönlichkeiten in der Bundesrepublik. Viele seiner Vorstöße sind heute umweltpolitische Realität. Mit seinen unzähligen Aktionen und Kampagnen (auf regionaler, nationaler wie internationaler Ebene) hat er maßgeblich zur Sensibilisierung des Umweltbewusstseins in Politik und Gesellschaft beigetragen. Stets war vernetztes Denken und Handeln Leitmotiv und Triebfeder seines breit gefächerten ehrenamtlichen Engagements, sowohl in der Umweltbewegung (Organisation Gleichgesinnter) wie auch im Arten- und Biotopschutz. Sein Expertenwissen als Ornithologe und Verhaltensbiologe sowie sein vehementer Einsatz für eine umfassende Grundlagenforschung im Naturschutz, deren Vorreiter er war, zieht sich wie ein roter Faden durch seine Biografie.

Zahlreiche Einrichtungen im nichtstaatlichen Naturschutz lassen sich auf seine Initiative zurückführen und wären ohne sein nachhaltiges Wirken so nicht existent. Führende Funktionen in nationalen wie internationalen Gremien präg(t)en denn auch seinen Lebensweg:

So war Gerhard Thielcke von 1972 bis 1981 Vorsitzender der Deutschen Sektion des Internationalen Rates für Vogelschutz, einem Zusammenschluss europäischer Fachornithologen.

1973 gehörte er zu den Gründern des Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) in Baden-Württemberg und war 1975 Gründungsmitglied des BUND-Bundesverbandes, dessen Vorsitz er von 1976 bis 1982 innehatte. Bereits 1978 startete er für den BUND die erste bundesweite Naturschutz-Kampagne Deutschlands mit dem Titel „Rettet die Vögel“, die maßgeblich auf seine Initiative zurückging. Der BUND-Bundesverband bedankte sich 1994 für sein erfolgreiches Wirken als Bundesvorsitzender (sieben Jahre) und stellvertretender Bundesvorsitzender (zwölf Jahre) mit dem Ehrenvorsitz.

Über zehn Jahre lang, bis 1999, führte Gerhard Thielcke als Bundesvorsitzender die Deutsche Umwelthilfe e. V. (mit Sitz in Radolfzell am Bodensee), deren Ehrenvorsitzender er heute ist. 1987 war Gerhard Thielcke Gründungsmitglied der Stiftung Europäisches Naturerbe (EURONATUR), einer Organisation, die europaweit Modellprojekte in international bedeutsamen Naturschutzgebieten initiiert und für deren Durchführung die notwendigen Sponsorengelder aquiriert.

1998 gründete er den Global Nature Fund (GNF), dem er seither als Präsident vorsteht. In dieser Eigenschaft ist er Initiator und Motor des wichtigsten Stiftungsprojektes „Living Lakes“, einem internationalen Seennetzwerk zum Schutze der größten und wichtigsten Seen der Erde mit dem Ziel der Erhaltung ihrer Funktion als Trinkwasserreserve für künftige Generationen. Derzeit sind 28 Seen beteiligt, unter ihnen der Baikalsee (Sibirien), dem mit 20 Prozent aller bekannten Süßwasservorkommen größten Trinkwasserreservoir der Erde. Auch bei diesem Projekt ist es ihm gelungen, weltweit agierende Wirtschaftspartner für eine finanzielle Unterstützung zu gewinnen. In nicht wenigen Fällen fand der nachhaltige Schutzgedanke des Grundnahrungsmittels „Wasser“ Eingang in die Unternehmensphilosophie der beteiligten Sponsoren.

Von 1988 bis 1990 arbeitete Prof. Thielcke als Private Consultant für die Naturschutzabteilung der Kommission der Europäischen Gemeinschaft.

Über viele Jahre war er hochgeschätztes Mitglied im Landesbeirat für Naturschutz der Landesregierung Baden-Württemberg und im Stiftungsrat der Stiftung Naturschutzfonds.

Neben seinem ehrenamtlichen Engagement hat sich Prof. Thielcke auch als (Mit-)Herausgeber und Autor von populärwissenschaftlichen Fachbüchern (u. a. „Rettet die Frösche“, 1983) bundesweit einen Namen gemacht (Die Liste seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen zählt weit mehr als Hundert). Gleiches gilt für seine Fachvorträge. Dabei bemühte er sich insbesondere um die Verdeutlichung der Zusammenhänge und Folgen von Eingriffen in den Naturhaushalt.

Auch als Schriftleiter setzte er nachhaltig Akzente: So tragen bundesweit renommierte Zeitschriften und Nachrichtenblätter wie „Vogelwelt“, „Vogelwarte“, „Berichte der Deutschen Sektion des Internationalen Rates für Vogelschutz“ bis hin zu „euronatur“ und „DUHwelt“ heute noch unverkennbar seine Handschrift.

Durch seine beispielhaften, in die Zukunft gerichteten Initiativen und Aktionen auf dem Gebiete des Arten- und Naturschutzes hat sich Prof. Thielcke herausragende und bleibende Verdienste um die Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen erworben. Die Badische Heimat gratuliert dem Jubilar – der bislang alle ihm angetragenen staatlichen Ehrungen und Auszeichnungen beharrlich abgelehnt hat – ganz herzlich zu seinem Lebenswerk.

Roland Heinzmann M. A.

X. Salon du livre in Colmar

„Badische Heimat“ auf dem „Salon du Livre in Colmar“

Auch im Jahr 2005 war die „Badische Heimat“ mit einem Stand auf der größten Buchmesse Ostfrankreichs im benachbarten Colmar vom 26.–27. November 2005 vertreten. Namhafte französische Verlage, Buchhandlungen des Elsass, Antiquariate, Autoren aus dem französischen und dem Dialektsprachraum lockten zahlreiche Besucher aller Altersgruppen an. Besonders die zahlreichen Aktivitäten für junge Leser mit Spielen und Lesungen fanden reichen Zuspruch. Diese Buchmesse ist auch ein Treffpunkt fast sämtlicher Geschichtsvereine des Ober- und Unterelsass,

Der Stand der „Badischen Heimat“ mit H. Sigrist und A. Burkard (rechts). Foto: Arno Menzel

die auf dieser Messe das Ergebnis ihrer Jahresarbeiten ausstellen. Ferner waren die Partnerstädte Colmars, nämlich Eisenstadt in Österreich, Györ in Ungarn, Lucca in Italien und Schongau in Bayern in der Nachbarschaft des Standes der „Badischen Heimat“ angesiedelt. Die Stadtbibliothek Freiburg und die Tandem-Partnerschaften der Region repräsentierten mit der „Badischen Heimat“ die oberrheinische Nachbarschaft. Zusammen mit der „Badischen Heimat“ stellte der „Historische Verein Mittelbaden“ seine Schriftenreihen aus. Erstmals im Stand der „Badischen Heimat“ war diesmal das „Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau“ (mit Sitz in Freiburg für ganz Baden Württemberg) durch Herrn Arno Menzel vertreten und konnte mit seiner Erdbebenkarte großes Zuschauerinteresse wecken. Die Vertreter des Standes, O. Selb, H. Sigrist, J. P. Deyber, A. Menzel und A. Burkard waren mit dem Zuspruch und den zahlreichen Möglichkeiten für Gesprächskontakte sehr zufrieden.

Anton Burkard

XI. Moskau

Moskau

Das Thema der 18. Europäischen Kulturtage Karlsruhe 2006

Vom 22. April bis 13. Mai 2006 gehen wieder die Europäischen Kulturtage Karlsruhe über die Bühne. Seit über 20 Jahren findet nun schon diese Veranstaltung statt und ist seitdem ein besonderer Höhepunkt des Karlsruher Kulturlebens. Dieses Jahr steht Moskau im Mittelpunkt der in zweijährigem Turnus stattfindenden Europäischen Kulturtage Karlsruhe. Die kulturelle Vielfalt und der geschichtliche Reichtum der russischen Hauptstadt werden in zahlreichen Veranstaltungen vorgestellt. Sie beschränken sich nicht auf eine einzige künstlerische Gattung, sondern sind für alle Kunstformen offen. So spannt sich der Bogen von der selten gespielten Oper „Mazeppa“ von Tschaikowski über ein internationales wissenschaftliches Symposium mit dem Thema „Moskau – Das dritte Rom“ bis hin zu einem Filmprogramm mit dem Titel „Filmstadt Moskau“, bei dem zwischen 2003 und 2005 entstandene russische Spielfilme gezeigt werden.

Besonders bemerkenswert ist das Gastspiel der Novaya Opera Moskau (Neue Oper Moskau). Seit 1991 bereichert dieses Opernhaus die Moskauer Kulturszene und zählt bereits heute zu den führenden Opernhäusern Russlands. Die Novaya Opera wird mit der phantastischen Oper „Der Dämon“ aus dem Jahre 1871 von Anton G. Rubinstein zu Gast sein. Das Werk nach einem Gedicht von Michael Lermontow verbindet in der Gestalt des Titelhelden die Tragödie des Faust und die Luzifer-Legende: der Dämon, ein gefallener Engel, liebt die Jungfrau Tamara. Doch er bringt ihr Unheil und Tod. Während sie erlöst wird, sieht der Dämon sich zur ewigen Einsamkeit verdammt.

Wer diese Oper oder eine andere Veranstaltung besuchen möchte, erhält ab sofort weitere Informationen und einen ausführlichen Prospekt beim Kulturamt der Stadt Karlsruhe unter Tel. 07 21/1 33-40 33 oder Fax 07 21/1 33-40 09 oder im Internet unter www.europaeische-kulturtage.de. *Simone Hübener*

XII. Kommentar

Was hätte eine Landesausstellung „Großherzogtum Baden 1806–1918“ bedeutet?

Gleichrangigkeit, Aneignungsprozess und Treuhänderschaft badischer Geschichte

I. Landesausstellungen: Gleichrangigkeit badischer und württembergischer Geschichte

Am 29. 12. 2005 titelten die Badischen Neuesten Nachrichten „Baden hat Jubiläum – und keiner merkt's?

Keine große Ausstellung / Erst jetzt entsteht ein Konzept zum 200. Geburtstag". Der Leser erfährt, dass Stuttgart eine große Landesausstellung zum Thema „Das Königreich Württemberg 1806–1918" am 22. September 2006 eröffnen wird. „Und in Karlsruhe? Fehlanzeige. Eine ‚kleine Studioausstellung' soll im Karlsruher Schloss zu sehen sein. Die Stadt selbst hat für das Baden-Jubiläum 50 000 Euro eingeplant. Das Kulturamt, die Landesvereinigung ‚Baden in Europa' und die ‚wirkstatt' wollen damit eine Reihe von Veranstaltungen übers Jahr 2006 auf die Beine stellen". Professor Paul-Ludwig Weinacht hat in Zusammenarbeit mit „Baden in Europa" bereits eine Reihe Vorträge organisiert, die er am Ende des Jahres 2006, wie er mir mitteilte, auch als Buch publizieren will. Das Ministerium in Stuttgart argumentiert, laut BNN, dass Karlsruhe eine Landesausstellung zu Baden „hätte haben können". „Auf Anfrage des Ministeriums hat die Karlsruher Museumsleitung kein Interesse an einer großen Landesausstellung gezeigt" (Andrea Melcher).

Man muss allerdings wissen, dass das Landesmuseum im Schloss Karlsruhe schon vor Jahren eine Abteilung zur badischen Geschichte eingerichtet hat. Eine analoge Präsentation der württembergischen Geschichte fehlt im württembergischen Landesmuseum. Der Direktor des Landesmuseums in Karlsruhe scheint den Standpunkt zu vertreten, dass die genannte Präsentation genüge und mehr als dort gezeigt werde, auch nicht vorhanden sei. Nun ist allerdings ein gravierender Unterschied zwischen einer Dauerausstellung und einer Ausstellung aus einem historischen Anlass. Bei Ausstellungen aus Anlass von exponierten Jubiläen handelt es sich schließlich um die Vermittlung von Geschichte und um die „Kultur der Erinnerung". Und schließlich geht es gar nicht nur um eine Ausstellung unter anderen, sondern um den Rang einer *Landesausstellung,* denn nur so wäre Gleichrangigkeit der badischen mit der württembergischen Geschichte klargestellt. Eine solche Demonstration wäre nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit Badens um so wichtiger, weil es seitdem für das Gedächtnis seiner Geschichte in wesentlichen selbst zu sorgen hat. Das ist übrigens der Grund, warum es in Baden-Württemberg immer noch zwei große Heimatvereine gibt und auch weiterhin geben wird. Zur Kultur der Erinnerung gehört, dass Geschichte, ihre Bedeutung und Verbindlichkeit, immer wieder neu zu definieren, neu zu kanonisieren sind. Ausstellungen sind deshalb auch unverzichtbar, um Aneignungsprozesse in Gang zu setzen. Zeit (historische) ist nicht einfach gegeben, sondern wird hergestellt in einem fortlaufenden Prozess (Bender/Wellbery, Chronotypes, 1991).

II. Treuhänderschaft badischer Geschichte

Der Rang einer vom Land Baden-Württemberg geförderten Landesausstellung „Großherzogtum Baden 1806–1918" parallel zu einer Landesausstellung „Königreich Württemberg 1806–1918" wäre für den Stellenwert der badischen Geschichte innerhalb der Landesgeschichte von unschätzbarem Wert gewesen. Denn es geht meiner Einschätzung nach nicht um badische Geschichte anlässlich des Gedenktages allein, sondern je nach dem „Verhalten" der badischen Seite um den Stellenwert der badischen Geschichte innerhalb der (zukünftigen) Landesgeschichte. Die versäumte Ausstellung macht überdies deutlich, was Baden nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit fehlt, ja fehlen muss: eine im Lande von Mannheim bis Konstanz akzeptierte Instanz, die die Treuhänderschaft für die badische Geschichte zu übernehmen geeignet wäre. Das Gedenkjahr 2006 sollte uns ernstlich veranlassen, darüber nachzudenken.

III. Doppelausstellung in Karlsruhe und Stuttgart

Nun soll doch noch eine „kleine Ausstellung" in der Zeit vom 30. Juni bis zum 13. August in Zusammenarbeit mit dem Generallandesarchiv im Schloss Karlsruhe unter zeitlichen Druck zusammengestellt werden. Der Rang heutiger Ausstellungen bemisst sich aber vor allem an der begleitenden wissenschaftlichen Dokumentation in Katalogen. Es wird wohl kaum möglich sein, die jetzt geplante „kleine" Ausstellung mit einer dem Anlass gerecht werdenden Dokumentation zu begleiten.

Im übrigen hätte es dem Land Baden-Württemberg und seiner Regierung im Sinne eines doch immer wieder gewünschten Zusammenwachsen der beiden Landesteile gut angestanden, wenn nicht von vornherein eine separate Ausstellung „Königreich Württemberg" projektiert worden wäre, sondern eine Doppelausstellung „1806–1918 – Großherzogtum Baden und Königreich Württemberg", die nacheinander in Stuttgart und Karlsruhe hätte gezeigt werden können. *Heinrich Hauß*

XIII. Zu guter Letzt

Zepter & Zeppelin

Die neue Landesausstellung

Der edle Blumentisch, Jardinière genannt, den vor mehr als 170 Jahren der Kunsttischler Johannes Klinckerfuß für die Königsfamilie gefertigt hat, ist eine Neuerwerbung des Württembergischen Landesmuseums. Als eines von 850 Exponaten wird er in der Landesausstellung „Das Königreich Württemberg 1806–1918. Monarchie und Moderne" zu sehen sein, die am 22. September im Alten Schloss ihre Pforten öffnet. Das prunkvolle Möbelstück steht ganz im Zeichen der Schau, denn es zeigt nicht nur die Eleganz des württembergischen Hofes. Der Tisch ist auch ein Ergebnis von moderner Arbeitsteilung und neuem Unternehmertum und steht somit für den Fortschritt dieser Zeit.

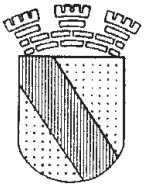
Monarchie und Moderne werden in der Landesausstellung in zwei Teilen präsentiert. „Von der Monarchie zur Republik" heißt der erste Part. Er wird sich mit den Regierungsgeschäften, aber auch mit dem Leben der Könige auseinander setzen. Der zweite Abschnitt trägt den Titel „Vom Agrarland zum Industriestaat" und beschreibt das Leben der Arbeiter und Bürger, die Industrialisierung und technischen Errungenschaften. Zwischen viel Herrschaftsgeschichte ist auch Platz für Privates und Beiläufiges. So wird neben Hausgegenständen der Königsfamilie auch einer der ersten Filme über Stuttgart, eine Luftaufnahme aus einem Zeppelin, zu sehen sein.

Die Ausstellung will nicht nur die Epoche der Könige wieder aufleben lassen, sondern vor allem auch die Bedeutung der Zeit zwischen 1806 und 1918 für das heutige Württemberg zeigen. Die Vergangenheit ist nicht vergangen. Sie lebt! mrh

Quelle: Stuttgarter Zeitung vom 3. März 2006

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2005

Ortsgruppe Baden-Baden



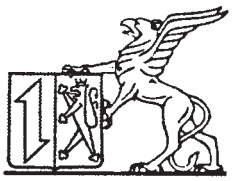
Das Heft 4/2005 befasste sich mit der Geschichte Mittelbadens. Den Autoren Dr. Haehling von Lanzenauer, Prof. Walter E. Schäfer und meinem Rastatter Kollegen Martin Walter sei an dieser Stelle für das bereitwillige Mitwirken herzlich gedankt. Die Ortsgruppe Baden-Baden wird in Zukunft als „Regionalgruppe“ bezeichnet. Das vorliegende Heft ist ein logischer Schritt einer engen Zusammenarbeit mit der benachbarten Rastatter Mitgliedergruppe. Unsere Mitglieder besuchen zum Teil regelmäßig auch die Vorträge der Badischen Heimat im Rastatter Rossi-Haus. Das Programm ist beim Vorsitzenden erhältlich, Mitfahrgelegenheiten werden nach Möglichkeit gerne organisiert.

Der eng mit uns verbundene Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. brachte das zwanzigste AQUAE- Heft heraus: in mehr als 160 Beiträgen wurde an die reiche Geschichte der Stadt erinnert. Politik und Wirtschaft müssen sich dieses Erbes bewusst sein und nicht einer geschichtslosen „Fortentwicklung“ (welch ein Wort) das Wort reden.

Anlässlich der Verabschiedung der langjährigen Vorsitzenden Ursula Schäfer vom Historischen Verein, Mitgliedergruppe Yburg im Rebland, hielt der Vorsitzende einen Vortrag über Markgraf Philipp und Franciscus Irenicus. Wir danken ihr für die angenehme Zusammenarbeit und wünschen den Nachfolgern viel Erfolg. Baden-Baden braucht das ehrenamtliche Engagement seiner Bürger, die Kürzungen der Mittel an die Vereine wirkt sich daher mehr als kontraproduktiv aus. Die Lichtentaler Allee und die Wasserkunstanlage Paradies werden dankenswerterweise durch Freundeskreise unterstützt, da öffentliche Gelder immer weniger zur Verfügung stehen. Die Kommunalpolitik muss endlich Verantwortung übernehmen und eine Gesamtanlagensatzung verabschieden.

Mit dem Neuen Schloss besitzt Baden-Baden eine Keimzelle des vor 200 Jahren zum Großherzogtum erhobenen Landes Baden. Zur Zeit ist die „Immobilie“ wieder in besorgniserregende Schlagzeilen gekommen: es geht dabei vor allem um den Umfang der vorgesehen Bebauung im Schlosspark. Vor mehr als zehn Jahren hat sich die Badische Heimat mit dem Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. für den Erwerb der sog. Zähringer-Sammlung und des Neuen Schlosses durch das Land Baden-Württemberg ausgesprochen. Trotz 1500 Unterschriften konnte die Stuttgarter Regierung für diese Idee nicht gewonnen werden: nun hat der Investor Al Hassawi das Sagen. *Dieter Baeuerle*

Regionalgruppe Mannheim



Das Jahr 2005 war geprägt von zahlreichen Veranstaltungen der Mannheimer Regionalgruppe. Der Zyklus begann am 12. 1. 2005 mit dem gut besuchten Dia-Vortrag von Dr. Karoline Hille im Kahnweiler-Saal der Kunsthalle: „Im Übrigen besitzt Mannheim eines seiner stärksten Bilder, den Rabbiner …“ – Marc Chagall und Deutschland – Zur Geschichte einer Beziehung. Der Vortrag zeichnete in Grundzügen die komplexe Chagall-Rezeption in Deutschland nach. Ab 1914 verbreitete sich von Deutschland aus Chagalls Ruhm als einer der bedeutendsten Künstler der Moderne. Nach 1933 war auch Chagall den Hetzkampagnen des Nazi-Regimes ausgeliefert. Die Kunsthistorikerin Frau Dr. Hille zeichnete die Diffamierungen in den berüchtigten Ausstellungen von 1933 und 1937 nach. Die Mannheimer Kunsthalle verlor mit dem „Rabbiner“ und dem „Blauen Haus von Witebsk“ zwei ihrer herausragenden Gemälde. Die Nachkriegsrezeption stand im Zeichen der Verdrängung, Chagall wurde zum „Maler der Versöhnung“ erklärt. Dr. Karoline Hille betrachtete die extremen Brüche im Leben und Werk Chagalls als Teil der deutschen Geschichte. Mit dem Vortrag erinnerte die Regionalgruppe an den 20. Todestag Chagalls am 29. März 2005.

Am 22. 2. 2005 folgte eine Führung der Badischen Heimat durch das ehemalige Abwasserpumpwerk Neckarau. Das 1903 von Richard Perrey erbaute neugotische Bauwerk zerfiel seit seiner Schließung 1985. Der Mannheimer Maler Dietmar Brixy übernahm 2001 das Gebäude und nutzt es seit seiner inzwischen erfolgten stilvollen Sanierung als Wohnhaus und Atelier. Herr Brixy, der Preisträger des Baden-Württembergischen Denkmalschutzpreises von 2004, und der ehemalige Leiter der Abteilung Abwasserpumpwerke der Mannheimer Stadtentwässerung, Herr Artur Hussal, führten die Besuchergruppe durch das historische Industriegebäude.

Ein Besuch im nächsten industriellen Kulturdenkmal, in der ehemaligen Badischen Brauerei, folgte am 2. 3. 2005. Die Brauereigebäude an der Käfertaler Straße 162 entstanden ab ca. 1880. Ab 1917 dienten die Baulichkeiten der Zigarettenfabrikation, der Metallverarbeitung und vielen Gewerbezweigen wie Elektrotechnik und Druckerei. 2002 begann die Gesamtsanierung der historischen Industriegebäude unter der Nutzungs-Idee, hier „außergewöhnliche Loft-Büros“ einzurichten. Der Eigentümer Herr Jürgen Herrmann führt durch die Räume und erläuterte Geschichte und Zukunft der Bauten.

Am 9. 3. 2005 lud die Badische Heimat zu einer Führung durch das frisch sanierte ehemalige Wohnhaus J 4, 2 a. Die neugotische Fassade des im Jahr 1999 durch die Initiative des Vereins Stadtbild Mannheim vor dem Totalabriss geretteten Wohnhauses wurde beim Bau der neuen Suchtklinik des Zentralinstituts für Seelische Gesundheit erhalten und behutsam in den Neubau integriert (siehe Badische Heimat 2005-3). Nach der Begrüßung durch den Verwaltungsdirektor des ZI, Herrn Dipl. Wilfried Busche führte der Architekt, Herr Dipl. Ing. Peter Wessely, durch das kurz vor seinem Bezug stehende Gebäude und erläuterte die Geschichte des Hauses und die Schwierigkeiten der Fassadenerhaltung.

An den 60. Jahrestag des Kriegsendes erinnerte die Regionalgruppe mit dem Vortrag von Dr. Heidrun Kämper im jüdischen Gemeindezentrum F 3 „Gehorsamspflicht statt Menschenpflicht“ – Die Urteile zu den Erschießungen in den Lauerschen Gärten am 28. März 1945. Am 28. März 1945, dem Tag, an dem amerikani-

sche Truppen in Mannheim einmarschierten, wurden in den Lauerschen Gärten drei Männer erschossen, die sich des Hissens einer weißen Fahne „schuldig gemacht“ hatten. Die Täter dieses Verbrechens der Endphase hatten sich 1947 und 1948 am Landgericht Mannheim zu verantworten. Ein Täter wurde zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, die beiden anderen wurden frei gesprochen. Frau Dr. Kämper, Sprachwissenschaftlerin am Institut für Deutsche Sprache Mannheim, stellte die Urteile dieser Prozesse vor, indem sie die Argumentationen der Richter als stadtgeschichtliche, zeitgeschichtliche und mentalitätsgeschichtliche Zeugnisse interpretierte.

Am 27. 4. 2005 erinnerte die Regionalgruppe mit einer Führung durch die ehemalige Kinderklinik an den damals kurz vor seinem Abriss stehenden historischen Krankenhausbau im Universitätsklinikum Mannheim. Das malerische Gebäude, das 1918–22 nach den Plänen Richard Perreys als Säuglingskrankenhaus im Park des Städtischen Krankenhauses entstand, diente über 80 Jahre als Kinderklinik. Seit der Eröffnung des neuen Kinderzentrums im Jahr 2003 stand der Altbau leer. Er wurde inzwischen im November 2005 abgerissen. Das Hauptportal mit der Capitolinischen Wölfin und den Zwillingen Romulus und Remus bleibt erhalten und soll im Klinikumsgelände einen exponierten neuen Standort erhalten. Die Führung mit Herrn Claus Huber, Leiter der Technischen Abteilung im Universitätsklinikum Mannheim, gab eine letzte Gelegenheit zur Besichtigung des historischen Gebäudes und gab Einblicke in den historischen und aktuellen Krankenhausbau.

Nach der Sommerpause eröffnete die Führung durch die Großsiedlung Erlenhof einen neuen Veranstaltungszyklus. Die Gemeinnützige Baugesellschaft Mannheim (GBG) errichtete 1926/27 die Wohnsiedlung Erlenhof als Reaktion auf die große Wohnungsnot in Mannheim. Nach den Plänen des bekannten Mannheimer Architekten Ferdinand Mündel entstand „ein ausgesprochen monumentaler Mittelpunkt für das neu entstehende Wohngebiet“ um die Waldhofstraße. Auch die beiden Innenhöfe mit den Springbrunnen bilden erhaltenswerte Baudenkmäler der 1920-er Jahre. Auf die Anregung des Vereins Stadtbild Mannheim wurden die 50 Gebäude der Erlenhofsiedlung 2000 unter Denkmalschutz gestellt. Seit 2004 werden die Gebäude nach den Vorgaben des Landesdenkmalamtes stilgerecht saniert. 2007 soll die Generalinstandsetzung beendet sein. Herr Architekt Hebling von der GBG führte durch die Gesamtanlage, durch Wohnungen, die noch vor dem Umbau stehen und zeigte eine sanierte Musterwohnung.

Eine Führung durch den Mittelbau des Schlosses gab am 4. 10. 05 Einblicke in die umfangreichen Sanierungsarbeiten, die zur Zeit im Gang sind. Die historischen Mansardendächer des Schlosses sind zum Teil bereits fertig gestellt, das Innere ist noch eine Großbaustelle. Herr Johannes Gürrlich, Projektleiter Planung, führte durch die zukünftige Bibliothek im Dach und durch die Räume des geplanten Museums.

Ein äußerst interessanter Diavortrag von Eleonore Kopsch „Carl Theodors Kinder“ fand am 26. 10. 2005 im Anna-Reiß-Saal der Reiss-Engelhorn-Museen statt. Mit Carl Theodor endete die wittelsbachische Linie Pfalz-Sulzbach, obwohl er Vater mehrerer Kinder war, aber eben nicht aus seinen beiden Ehen mit Elisabeth Auguste und Maria Leopoldine. Einigen von seinen Kindern galt seine besondere Fürsorge, so den vier aus seiner Verbindung mit der früh verstorbenen Josepha Seyffert. Er erhob sie in den Adelsstand und schaffte ihnen mit dem Palais Bretzenheim einen repräsentativen Mannheimer Wohnsitz. Mit anhaltendem Applaus bedankte sich das Publikum beider Referentin für diesen anschaulichen Besuch bei Mannheimer Adeligen und Geadelten des 18. Jahrhunderts. *Volker Keller*

Regionalgruppe Schwetzingen

Das Jahr 2005 stand in Schwetzingen im Zeichen des Schiller-Jahres und der 60. Wiederkehr des Kriegsendes 1945. Zahlreiche Aktivitäten der Stadtverwaltung Schwetzingen und der Volkshochschule Schwetzingen zu diesen beiden Themenbereichen führten dazu, dass das eigenständige Programm der Badischen Heimat Bezirk Schwetzingen in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Schwetzingen schmaler als in den letzten Jahren ausfiel.

60 Jahre Ende des Zweiten Weltkrieges

Im Karl-Wörn-Haus wurde eine Ausstellung zusammengetragen, die von April bis Juni Gegenstände aus der Zeit der NS-Verwaltung in Schwetzingen zeigte und persönliche Erinnerungsstücke aus Schule, Kriegsgefangenschaft, Flucht und anderen Bereichen des täglichen Lebens dieser Jahre präsentierte. Im Rahmen des Programms der Volkshochschule Schwetzingen hielt Dr. Jörg Schadt zwei Vorträge über das Kriegsende in Südwestdeutschland. Zum Tag der Besetzung der Stadt durch amerikanische Truppen fand 30. März 2005 im Palais Hirsch ein Gesprächskreis zum Kriegsende unter reger Anteilnahme der Bevölkerung statt. Am Tag der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht – dem 8. Mai – wurde in St. Maria in der Schwetzinger Oststadt die Messe von Duke Ellington („Sacred Concert“) unter Leitung Prof. Seefelder (Musikhochschule Mannheim) aufgeführt. Und der Tag des Offenen Denkmals am 11. September 2005 auf dem Schwetzinger Friedhof stand unter dem Motto „Krieg und Frieden“.

Der demokratische Neubeginn im Südwesten

Das Spätjahr 2005 sollte den Eindruck, es sei mit dem Kriegsende ein Stillstand – die häufig zitierte „Stunde Null“ – eingetreten, korrigieren. Die Ausstellung zu Neugründung der Parteien in Schwetzingen vom 25. November 2005 bis 5. Februar 2006 im Karl-Wörn-Haus ist Teil dieser Veranstaltungsfolge. Sie setzte am 20. September mit einem Vortrag von Dr. Reinhold Weber von der Landeszentrale für Politische Bildung in Stuttgart ein. Dessen Vortrag stand unter dem Titel „Demokratischer Wiederaufbau: Parteien im deutschen Südwesten nach 1945 zwischen Tradition und Neubeginn“ und widmete sich dem landesweiten Geschehen im späteren Baden-Württemberg. Der Vortrag von Dr. Ralf Göck in der Villa Meixner am 4. Oktober 2005 widmete sich den Ereignissen in den Gemeinden zwischen Mannheim und Heidelberg, mit dem besonderen Schwerpunkt in der Region um Schwetzingen.

Das Schiller-Jahr 2005

Am 9. Mai 2005 rezitierte Heinz Erwin Lüdecke und sein Begleiter am Klavier, der Brasilianer Luiz Blumenschein, Schiller-Gedichte im Palais Hirsch. Aus-

druckstark nutzte Lüdecke seine Stimme beim Vortrag der Balladen „Die Bürgschaft“, „Der Taucher“ oder „Die Glocke“, um vor den Augen der Zuhörer die Szenen bildhaft entstehen zu lassen. Der Vortrag der Gedichte „Das Spiel des Lebens“, „Der Jüngling am Bache“ und „Die Teilung der Erde“ wirkte verhalten, passte sich dem Inhalt an. Sowohl in der Vertonung Franz Schuberts „An die Freude“ als auch in den Improvisationen oder der eigenen Komposition „Die Glocke“ brachte der Pianist Luiz Blumenschein die Vielfalt und Reflexionstiefe dieser Musik überzeugend zur Darstellung.

Vorträge

Am 25. Januar 2005 referierte Prof. Dr. Hans-Erhard Lessing, Mannheim, über Karl Drais in Schwetzingen. Seine umfangreiche und detaillierte biographische Arbeit über den Erfinder ließen eine bewegte Biographie entstehen. Dass der geborene Karl Friedrich Christian Ludwig Freiherr Drais von Sauerbronn sich 1849 – während die Revolution in Baden ihren Höhepunkt erreichte – in Karl Drais umbenennen ließ, war nur ein Anfang.

Hartmut Riehl aus Hoffenheim stellte am 18. Oktober 2005 „Kraichgauer Köpfe – vom Homo Heidelbergensis zu Friedrich Hecker und zum ‚Dachsenfranz‘“ vor. Liebevoll wurden bekannte und weniger bekannte Persönlichkeiten aus dem Kraichgau porträtiert.

Tagesfahrt

Am 5. Juni 2005 führte der Tagesausflug im Ersten Halbjahr nach Zell am Hammersbach im Schwarzwald. Beim nachmittäglichen Besuch des Storchenturmmuseums (Errichtung des Turmes 1330), einer idealen Beherbergung der städtischen Schätze, wurden schauerliche Begebenheiten (Inquisition und Hexenverbrennungen) und die Vorstellung vieler Exponate sehr anschaulich und auch humorvoll dargeboten. Staunen und Bewunderung riefen unter anderem das einmalige Orchestertrio „Samba“, das bald wieder spielbereit sein soll, die alte Druckmaschine der Heimatzeitung „Schwarzwälder Post“, alte handwerkliche Berufe wie Seilerei, Bierbrauerei, wertvolle Porzellan- und Keramikstücke aus Zeller Fabrikation, Terrakotta-Figuren „Basler-Totentanz“, Trachten, Uniformen und Waffen der Bürgerwehr, Turmkerker und Schandglocke, Feuerwehrgegenstände und die wertvolle Josef-Bildstein-Sammlung (kostbare Wanduhren, Münzen sowie Mineralien) hervor.

Leider mussten wir die Erfahrung machen, dass auch ein anspruchsvolles Programm scheitern kann: Auf Grund der sehr geringen Nachfrage sahen wir uns gezwungen, die für den 20. November 2005 geplante Tagesfahrt nach Karlsruhe abzusagen. Dr. Ekkehard Fulda hätte gerne die Bemühungen von Karlsruhe im Wettbewerb um den Titel der Kulturhauptstadt vorgestellt und erläutert. Und eine Führung durch die Ausstellung Imperium Romanum im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe hätte die zweite Tageshälfte ausfüllen sollen. Zwischen beiden Programmpunkten war noch ein Essen nach römischen Rezepten im Restaurant vorgesehen. Wir hätten diese Fahrt wirklich gerne durchgeführt.

Begehung zur Stadtentwicklung

Oberbürgermeister Bernd Kappenstein führte im Rahmen des gemeinsamen Programms von VHS und Badische Heimat durch das Sanierungsgebiet Quartier I. Einige Haus- und Bauherren in dem besuchten Areal wurde die Gelegenheit eingeräumt, ihr Projekt vorzustellen. Den Anfang macht Pfarrer Gaber, der von Herrn Thielemann die renovierte St. Pankratius-Kirche vorstellen ließ. Danach wurden der Umbau des früheren Restaurants Mama Rosa sowie dem projektierten Seniorenwohnheim in der Dreikönigstraße erläutert. Neben dem Kaufhaus Breuninger in der gleichen Straße konnte eine Abrissbaustelle besichtigt werden, an die viele der Teilnehmer ihre Jugenderinnerungen anknüpften. Der Weg führte weiter zu dem in diesem Jahr eingeweihten Kulturhaus auf dem Gelände der VHS. Den Abschluss der Führung gestaltete die Familie Ackermann dann in dem kleinen Garten auf ihrem Grundstück in unmittelbarer Nähe: Hier wird mit besonderer Liebe und mit erheblichem finanziellen Aufwand die alte Bausubstanz der Stadt beispielhaft bewahrt und einer zeitgemäßen Nutzung angepasst.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt.

Dr. Volker Kronemayer, 1. Vorsitzender

Regionalgruppe Freiburg

Freiburger Bilderbogen: Rückblick auf das Jahr 2005

Das neue Jahresprogramm der Freiburger Gruppe begann gleich mit der eindrucksvollen Besichtigung eines neuen **„Uniseums“** (25. Januar 2005), eine bewußte Wortschöpfung für ein Ausstellungsgelände, das die Albert-Ludwigs-Universität vor wenigen Wochen eingerichtet hatte unter dem Aspekt: Staunen, Forschen, Lehren und in dem mehr als die Geschichte und Tradition der 1457 gegründeten Alma mater gezeigt werden soll. In den umgestalteten Räumen der „Alten Universität“ finden sich Hinweise auf das Werden des Collegium Academicum mit anfänglich 4 Fakultäten und etwa 200 Studenten auf jetzt 21 000 Studierenden in 16 Fakultäten, wobei die Leistungen in Lehre und Forschung während der verschiedenen Epochen eindrucksvoll beleuchtet werden. *„Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut“* war das Thema der Antrittsrede des 1. Rektors vor über 500 Jahren, und daran fühlt man sich jetzt erinnert, wenn man durch die Selbstdarstellung der Ausbildungs- und Forschungsstätte geht. Beim Rundgang finden sich Beispiele für die erste Blütezeit unter den Habsburgern im Humanismus und unter den Jesuiten, auf den Wandel durch die Reformen Josefs II. und ihre Gefährdung beim Übergang in das Badische Großherzogtum. Ein breiter Teil ist der Zeit des Nationalsozialismus gewidmet, hatte er doch gerade in Freiburg verschiedenste Facetten. Auch den Studentenrevolten der 68er Jahre ist ein Bereich zugewiesen. Ein „Kabinett des Staunens“ mit Sammlungen aus den Angewandten Wissenschaften (Medizin, Physik und Botanik usw.) runden den Besuch ab, wobei der Zuschauer durch Interaktivstationen an Fragen und Antworten der Universität in allen Epochen beteiligt wird. – Das Uniseum soll auch für neue Formen der Lehre durch Veranstaltungen zu Kultur und Wirtschaft offen stehen.

Ein **Gesprächskonzert** mit dem Freiburger Instrumentenbauer Bernd Maier (15. Februar 05) unter dem Thema: „Immer die alte Leier“ fand eine große Resonanz bei der Freiburger Gruppe, gab der Künstler doch wertvolle Einblicke und Hörproben in seine Arbeit und die mittelalterliche Musik. Die z. T. „ausgestorbenen“ Instrumente baut Bernd Maier nach alten Vorlagen oder Plänen, die er z. B. bei Michael Praetorius oder in englischen und französischen Bibliotheken fand, oder die er im Gewände von Kirchenportalen oder alten Stichen entdeckte, nach – und kann die meisten davon auch selbst noch spielen, wie er an diesem Abend mehrfach vorführte. Die Wiedergabe (der noch ohne Notenlinien aufgezeichneten) Melodien auf den alten oder neu gebauten Alt-Instrumenten versetzte die Zuhörer auf die Jahrmärkte oder in die Rittersäle des hohen Mittelalters, andere Instrumente vergegenwärtigten die Tanzmusik der Renaissance- und Barockzeit. Mehr als 12 Instrumente zeigte und erklärte der Instrumentenbauer den Zuhörern. Für manche waren „Trumscheit“, Espinette de Vosges, Pommer, Symphonia, Hackbrett oder Drehleier völlig neue Begriffe. Maier erklärte an Modellen das Entstehen bzw. den Bau solcher Instrumente, zeigte das Dekor, die Mensur, die Art der Saiten und die besonders gelagerten Holzarten und ging auch gern auf die Fragen aus dem Zuhörerkreis bezüglich Schwingungen und Resonanz, Bordun und Schallloch, Lack, Farbe und Klebstoff und all die Besonderheiten seines Handwerks ein. Das Interesse auf beiden Seiten hielt annähernd 3 Stunden an: Glückwunsch an die Verantwortlichen des Abends!

Im März (16. 3.) war die Freiburger Gruppe in das Regierungspräsidium, dem alten „Basler-Hof“ eingeladen, um sich die **Vernissage** zum 50. Todestag des letzten badischen Staatspräsidenten **Leo Wohleb** anzuschauen. Regierungspräsident v. Ungern-Sternberg und unser Vorsitzender Adolf Schmid hielten die Festreden, wobei Schmid auf die Verdienste, aber auch das politische Scheitern Leo Wohlebs besonders einging (s. auch Bad. Heimat, März 1/2005). Für die Betrachter des reichen Bildmaterials wurde noch einmal ein Stück jüngster badischer Geschichte verdeutlicht, zumal auch die Möglichkeit bestanden hatte, einige Tage vorher mit dem Politikwissenschaftler Dieter v. Schrötter einige Stationen von Wohlebs Wirken in Freiburg bei einem Spaziergang durch die Stadt kennenzulernen.

Unter dem Thema **„Besuch bei unsern Nachbarn jenseits des Rheins“** reiste eine sehr große Gruppe in Fahrgemeinschaften (23. April 05) nach Ensisheim und Rouffach ins nahe Elsaß. Die Exkursion leitete unser Mitglied Anton Burkard, der seine Jugend während der NS-Zeit dort verbracht hatte und zusammen mit seinem ehemaligen Klassenkameraden Daiber eine intensive Stadtführung anbot in Ensisheim, – bis 1632 Regierungssitz der Habsburger in Vorderösterreich. – Die Stadt, die im 13. Jh. durch Graf Rudolf, späterer König Rudolf I. v. Habsburg, gegründet worden war, birgt in den Mauern des alten Regierungsgebäudes heute ein Museum, in dem unter anderem der berühmte Meteorit von 1492 ausgestellt ist und technische und soziale Ausstellungsstücke die Entwicklung des Kalibergbaus verdeutlichen. Der Bürgermeister der Stadt lud die Gruppe sogar zu einem Ehrentrunk ein. An das Mittagsmahl schloß sich nach kurzer Fahrt ein Gang durch das schmucke Städtchen Rouffach an, das im 7. Jh. als Domäne an die Fürstbischöfe von Straßburg fiel, die das kleine Städtchen zur Festung ausbauten und mit doppelter Umwallung umgaben. Die Renaissance war die goldene Zeit Rouffachs, und viele prächtige Bürger- und Patrizierhäuser rund um den Marktplatz zeugen noch heute vom einstigen Wohlstand seiner Bewohner. Eine gelungene Fahrt zur Überwindung der Grenzen!

„Leo benevivens et politicus“ nannte Tobias Wöhrle seinen Vortrag (31. Mai) zu Leben und Werk Leo Wohlebs, dessen Biografie er in seiner Dissertation bearbeitet hatte. Die Zuhörer im Freiburger Heilig-Geist-Stüble waren durch die Ausstellung im Freiburger Regierungspräsidium (16. 3.) und den Artikel von Adolf Schmid (Bad. Heimat 1/2005 und 2/2005) gut auf das Thema vorbereitet. Dennoch wurden noch einige neue Facetten aus dem Leben des letzten Badischen Staatspräsidenten sichtbar.

Ausflug nach Trirhenien (21. 6.) in die neue Ausstellung des Burghofmuseums in Lörrach. Das dortige Kulturamt ist außerordentlich interessiert, grenzüberschreitende Kunst aus dem Dreiländereck zu fördern und auch Schweizer und Elsässer Künstlern Gelegenheit zu geben, sich zu präsentieren. Mit Privatwagen fuhren die Teilnehmer in die Grenzstadt und beschlossen den Nachmittag mit einem Vesper im Markgräflerland.

Den vorletzten Abend im Sommerhalbjahr (19. 7.) bestritt Hermann Althaus mit dem Thema seines unlängst erschienenen Buches **„Kreuze, Bildstöcke, Grenzsteine im Dreisamtal und dessen Umgebung“**, einem kulturgeschichtlichen Streifzug durch Freiburgs Umgebung. Der Referent trug zunächst die historische Entwicklung der Kreuzverehrung vor, zeigte dann am Overheadprojektor die sehr unterschiedlichen Kreuze und Denkmäler in Freiburgs Umgebung auf und stellte schließlich die leider oft traurigen Anlässe vor, die zu ihrer Aufstellung geführt hatten. Die große Zahl der Anwesenden war sich einig, dass man noch länger hätte zuhören mögen, vor allem aber, dass man Kreuze und Denkmäler mit neuem Blickwinkel sehen könne, wenn man die Hintergründe erschlossen bekomme.

Außerplanmäßig aber dennoch mit großem Gewinn fuhr „der harte Kern“ mit Privatwagen ins Schloß nach Bonndorf (26. 7.), um die **Ausstellung über die Werke Franz Xaver Winterhalters** anzuschauen, des in Menzenschwand bei St. Blasien vor 200 Jahren geborenen Porträtmalers, der zum gefragtesten Fürstenmaler seiner Zeit in ganz Europa aufgestiegen war. Nach Ausstellungen in Paris und London war die Ausstellung in Bonndorf seit 1873 der erste Überblick über sein Schaffen in Deutschland (vgl Bad. Heimat, 3/2005).

Nach der Sommerpause trafen sich die historisch Interessierten zu einer Führung durch das **Freiburger militärgeschichtliche Bundesarchiv** (25. 10.). Dort stellte Herr Begenat die noch verbliebenen Bestände der international bekannten Bundesbehörde vor, nachdem die frühere Behörde nach Potsdam umgezogen war. Über 100 alte Karten waren zu besichtigen, dazu Pläne von Aufstellungen vor dem Kampf und taktische Stellungen aus vergangenen Kriegszeiten.

Zu einer Besichtigung des ehemaligen **Wasserschlosses Lehen** bei Freiburg (22. 11.) fanden sich trotz des schlechten Wetters einige Unentwegte ein, einmal, weil man das Gelände der ehemaligen Herren von Blumenegg und den Aufenthaltsort von Joß Fritz aus Bauernkriegszeiten kennenlernen wollte (vgl. Bad. Heimat 3/2002), zum andern aber auch, weil in diesem Schloß heute das Weingut Bernhard Schätzle untergebracht ist, dessen Produkte es zu probieren galt. Von beiden Angeboten wurde man nicht enttäuscht.

Der Schlußpunkt unter dem Programm des Jahres 2005 stand unter dem Thema **„Kleider machen Leute“.** Die Markgräfler Kostümbildnerin Diane Dill, Sulzburg, öffnete ihr Atelier für eine Besichtigung (29. 11.). Die Künstlerin fertigt Kleider und Ensembles ausschließlich als Unikate an oder entwirft sie in sehr kleiner Serie. Nach den Modeimpressionen bestand Gelegenheit zum Gespräch beim Nachmittagskaffee am Stadtbach. Daran schloß sich die Besichtigung der berühmten ottonischen Kirche St. Cyriak in Sulzburg an. Wegen der vorgerückten Stunde war ein Besuch der in Sulzburg wieder errichteten Synagoge leider nicht mehr möglich.

Den für die Aufstellung des Jahresprogramms Verantwortlichen, Dr. Bernhard Öschger und Frau Julia Dold, sei auch von dieser Stelle aus ein herzliches Dankeschön für ihre Bemühungen um ein immer wieder ansprechendes und kontrastreiches Jahresprogramm gesagt. *Hermann Althaus*

Bezirksgruppe Bruchsal

Auch im Jahre 2005 konnte die Badische Heimat Bruchsal ihren Mitgliedern, Freunden und Gästen ein umfangreiches und vielfältiges Programm anbieten. Folgende Veranstaltungen wurden durchgeführt:

Mittwoch, 19. Januar 2005:
Das Jahr 2005 begann mit dem Vortrag „Heitere Diagnosen und Rezepte von Eugen Roth, dem Hausarzt des Humors“ von Ernst Pilick. Einmal mehr erwies sich Herr Pilick als wahrer Publikums-Magnet und bescherte den zahlreichen Besuchern einen äußerst vergnüglichen Abend.

Mittwoch, 16. Februar 2005:
Zu den renommierten Stamm-Referenten der Badischen Heimat Bruchsal zählt schon seit Jahren Herr Jürgen Alberti, der auch im Jahr 2005 mit seinem großartigen Dia-Vortrag: „Am Rande der Ebene – Natur- und kulturgeschichtliche Impressionen vom Bruhrain“ einmal mehr beeindruckte und begeisterte.

Mittwoch, 16. März 2005:
Zum 350. Geburtstag des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden boten die Herren Thomas Angelou und Uwe Reich mit ihrem Vortrag „Zwischen Sein und Schein“ einen ausgezeichneten Überblick über das vielgestaltige Leben in der Barockzeit und über den in Baden unvergessenen „Türkenlouis“.

Samstag, 16. April 2005:
Unter dem Motto: „Wo Mörike den Roten trank – Mörike im Taubertal“ besuchte die Badische Heimat Bruchsal die z. T. kaum bekannten Mörike-Stätten in Bad Mergentheim, Laudenbach, Ebertsbronn und Wermutshausen.

Mittwoch, 27. April 2005:
Auf eine hervorragende Resonanz stoßen stets die stadtgeschichtlichen Rundgänge unseres Mitglieds Robert Megerle. Überaus kenntnisreich und mit Anekdoten gewürzt, führte Herr Megerle 50 interessierte Teilnehmer vom „Rübenviertel“ zum Bruchsaler Bergfried. Das war Heimatkunde par excellence!

Samstag, 21. Mai 2005:
Zu einem Geheim-Tip sind inzwischen die naturkundlichen Wanderungen mit Herrn J. Alberti und Herrn E. Leininger geworden, die sich von Jahr zu Jahr eines größeren Zuspruchs erfreuen. Im Jahre 2005 wurde die Pflanzenwelt am Letzenberg b. Matsch erkundet und einmal mehr brillierte Herr Alberti mit seinem ganz außergewöhnlichen Wissen, das er auch stets mit einer Prise Humor zu garnieren weiß.

Dienstag, 7. Juni 2005:
35 Mitglieder nahmen am historischen Stadtrundgang im nahen Gondelsheim teil. Herr Uebelhör stellte seinen sehenswerten Heimatort mit Schloß, Schlossgarten, Drei-Grazien-Brunnen, Rat- und Schulhaus sowie Synagoge kundig und kurzweilig vor.

Donnerstag, 16. Juni – Sonntag, 19. Juni 2005:
Die alljährliche viertägige Studienreise führte zu den Donau-Städten zwischen Günzburg und Donauwörth.

Bei intensiven Stadtrundgängen lernten die 43 Teilnehmer die Städte Dillingen, Lauingen, Donauwörth und Günzburg kennen. Einen Nachmittag verbrachten die Badener in Höchstädt/Donau, wo sie neben Schloß und Heimatmuseum auch das Schlachtfeld der Entscheidungsschlacht des Spanischen Erbfolgekrieges (13. August 1704) besichtigten. In Haunsheim stellte Freifrau v. Hauch ihr Schloß vor und auch der einzigartige Friedhof dieses Ortes fand gebührende Beachtung, ebenso wie die prächtige Wallfahrtskirche St. Michael in Violau.

Bei prächtigem Sommerwetter wurde abschließend Schloß Kapfenburg besichtigt. Dieses mächtige Bauwerk wurde in den letzten Jahren unter tatkräftiger Mithilfe unseres Mitglieds Heinz Heckmann (Staatssekretär i. R.) zu einem Internationalen Musikakademie-Kulturzentrum ausgebaut.

Freitag, 8. Juli 2005:
Auf vielfachen Wunsch der Mitglieder stattete man der altehrwürdigen Staufer-Stadt Bad Wimpfen Anfang Juli einen längeren Besuch ab.

Nach informativen Stadtführungen besichtigte man am Nachmittag die gotische Ritterstiftskirche St. Peter im Tal.

Krönender Höhepunkt und Abschluß dieser Exkursion war die Besichtigung der „Bergkirche“ Heinsheim mit dem außergewöhnlichen Ehrenberg-Epitaph. Herr Hartmut Riehl, der wohl beste Kenner des Kraichgaus und unermüdliche Heimatforscher, stellte uns dieses wenig bekannte Kleinod in einem fesselnden Vortrag vor.

Samstag, 17. September 2005:
Ins Land der Staufer führte die Exkursion nach der Sommerpause.

Besichtigt wurden die herrliche Fachwerkstadt Schorndorf, das ehemalige Prämonstratenser-Kloster Adelberg und das geschichtsreiche Kloster Lorch, ehemals geistiges Zentrum der Staufer.

Dienstag, 4. Oktober 2005:
Erinnerungen an längst vergangene Zeiten kamen bei der Besichtigung des 1. Kindergartenmuseums Deutschlands in Bruchsal auf.

Nach einer äußerst kompetenten und liebenswürdigen Führung durch Frau Pelz, die Museums-Leiterin, tauschten die vorrangig weiblichen Teilnehmer bei Tee, Kaffee und Knabbereien unvergessene Begebenheiten aus Kindheitstagen aus.

22. Oktober 2005:
Die Abschlussfahrt 2005 führte bei herrlichem Herbstwetter ins Schwabenland.

In Leonberg beeindruckten das hübsche Stadtbild, die gotische Stadtkirche, das Geburtshaus des Philosophen Friedrich Wilhelm Schelling und der von dem berühmten Renaissance-Baumeister Heinrich Schickhardt im Jahre 1609 angelegte einzigartige Pomeranzengarten. In Eltingen gefielen vor allem die spätgotische Michaelskirche und die angeblich „schönste Dorfstraße“ Württembergs.

Erinnert wurde in Warmbronn an den von Hermann Hesse hochgeschätzten Bauernlyriker Christian Wagner (1835–1918) und auch der Architekt Frei Otto wurde gebührend gewürdigt.

Mittwoch, 9. November 2005:
Der Dia-Vortrag „Tilman Riemenschneider – Bildhauer und Bürger zu Würzburg“ von Herrn Berthold Edin konnte durch brillante Bilder und ausgefeilte Rhetorik selbst höchsten Ansprüchen genügen und war ein würdiger Abschluß der Vortrags-Veranstaltungen des Jahres 2005.

Mittwoch, 14. Dezember 2005:
In Wort und Bild erinnerte der 1. Vorsitzende beim traditionellen Jahresrückblick an die zahlreichen, stets gut besuchten Veranstaltungen des Jahres 2005 und skizzierte in groben Zügen die Aktivitäten des folgenden Jahres. *Jörg Teuschl*

Regionalgruppe Pforzheim

In die Landeshauptstadt Stuttgart führte die erste Kunstfahrt der Regionalgruppe Pforzheim im vergangenen Jahr. Unter der wie immer sachverständigen Leitung von Kunsthistorikerin Claudia Baumbusch, die dieses Jahr alle Reisen begleitete. unternahmen die Teilnehmer einen Streifzug vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Den Auftakt bildete ein Besuch der frisch renovierten Stiftskirche. Im Zentrum des alten Stadtkerns gelegen, ist sie das einzige Baudenkmal aus der Stauferzeit und gilt mit ihren beiden ungleichen Türmen als Wahrzeichen Stuttgarts. Als Grablege der Grafen von Württemberg wurden der Chor und das Langhaus im 14. und 15. Jahrhundert neu gebaut.

Wenige Schritte nur waren es zu der 1910 in Jugendstilformen vom Architekten Martin Elsässer errichteten Markthalle, wo eine Überfülle von Marktständen mit Lebensmitteln und Blumen aus aller Herren Länder zum Zugreifen lockten und ein wenig Neid auf die komfortablen Einkaufsmöglichkeiten unter dem schützenden Dach weckten. Die Eisenbetonkonstruktion des Gebäudes war seinerzeit fortschrittlichste Bauweise.

Avantgardistisches Bauen der 20er Jahre dokumentiert die Weißenhofsiedlung am Killesberg. Beim Spaziergang durch die als Mustersiedlung der Ausstellung des Deutschen Werkbundes 1927 entstandenen Straßenzüge ließ sich die spezielle Handschrift berühmter Architekten wie Mies van der Rohe, Le Corbusier, Peter Behrens, Walter Gropius u. a. an Ort und Stelle studieren. Das Informationszentrum Weißenhof lieferte mit zahlreichen Fotos, Plänen und Modellen Daten, Fakten und Hintergründe zum Neuen Bauen.

Den Auftakt der Frühlingsfahrt in den mittleren Schwarzwald bildete das vor kurzem als Kultur- und Museumszentrum wiedereröffnete Wasserschloß Glatt in Sulz am Neckar. In verschiedenen Museumsbereichen der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Anlage wird u. a. die Herrschaft des Adels am oberen Neckar dokumentiert. Ein bedeutender Teil des Hauses ist dem Wirken der sog. Bernsteinschule gewidmet, wo die während der Nazizeit verfemte moderne bildende Kunst – einer der bekanntesten Künstler dieser Vereinigung war HAP Grieshaber – unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg wieder eine vorübergehende Heimat gefunden hat.

Einsam, von Mauern umgeben wie ein kleines hochgebautes Jerusalem, liegt das ehemalige Dominikanerinnenkloster Kirchberg zwischen Ackern und Streuobstwiesen. Hier fanden im Jahre 1564 die vom badischen Markgrafen nach der Reformation aus Pforzheim vertriebenen Nonnen unter dem Schutz des Kaisers eine neue Heimat.

Weitere Stationen dieser Fahrt waren Oberndorf a. N. und die alte Zähringerstadt Villingen.

2000 Jahre Geschichte an einem Tag bot die Sommerfahrt nach Trier. In kaum einer anderen Stadt Deutschlands hat sich die römische Kultur so eindrucksvoll erhalten wie in der Stadt an der Mosel, die unter Kaiser Diokletian Hauptstadt des weströmischen Reiches war. Bei einem ausführlicher Stadtrundgang erkundeten die Pforzheimer die grandiosen Reste römischer Bauwerke und vergaßen auch nicht jüngere Sehenswürdigkeiten wie die frühgotische Liebfrauenkirche.

Den unbestrittenen Höhepunkt des Jahres bildete wieder die dreitägige Herbstfahrt, die diesmal in das traditionsreiche Land Tirol im Inntal führte, das wegen seiner Bergschätze und des regen Transithandels im Spätmittelalter als besonders reich galt und den Habsburgern, die die Grafschaft 1363 erworben hatten. zu sattem Wohlstand verhalf. In Reutte, dem Hauptort des dem Fernpaß vorgelagerten Bezirks Außerfern bezeugen stattliche fassadenbemalte Bürgerhäuser vom guten Ertrag des Handels entlang der Salzstraße. Ein Besuch in einer der berühmtesten Klosteranlagen Österreichs. dem Zisterzienserstift Stams führte in das geistig-kulturelle Zentrum des mittleren Oberinntals. das mit seinen beiden mächtigen Kuppeltürmen weit in das Land hinausgrüßt. Den ersten Tag beschloß eine Besichtigung der von André Heller gestalteten Kristallwelten in Schwaz.

Der Samstag war der Landeshauptstadt Innsbruck mit ihren reichen Sehenswürdigkeiten gewidmet. Dennoch blieb noch Zeit für einen Abstecher zum Renaissanceschloß Ambras, das einst Erzherzog Ferdinand II. für seine bürgerliche Gattin Philippine Welser erbauen ließ und für einen Bummel durch die alte Salzstadt Hall.

Auch der dritte Tag bot bei prächtigem Herbstwetter weite Ausblicke in die umliegende Bergwelt und der strahlende Sonnenschein verlockte zu längeren Spaziergängen durch Schwaz mit der größten Hallenkirche Tirols und das mauerumwehrte Rattenberg.

Gerda Pfrommer

Regionalgruppe Karlsruhe

Zeitraum: September 2005 bis Februar 2006

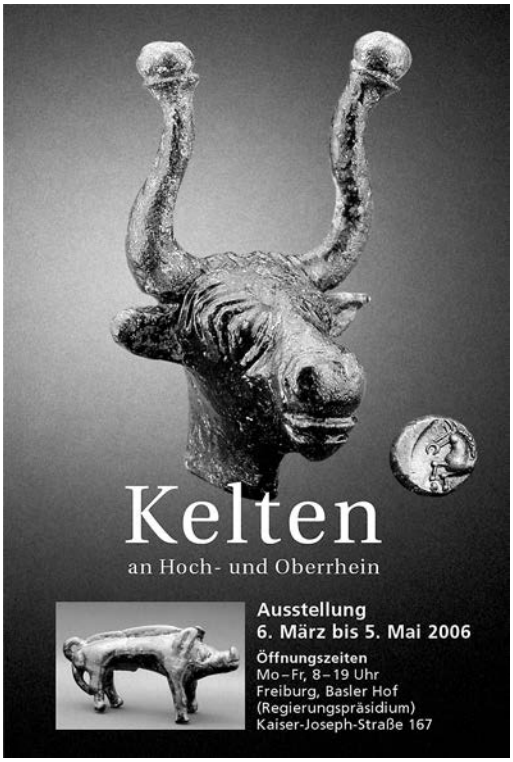
Die Verantwortlichen für die Programmgestaltung – Vorstand und Beirat – sehen im Angebot exklusiver Veranstaltungsangebote eine Möglichkeit, die Regionalgruppe attraktiv und konkurrenzfähig zu erhalten. Eine Mitgliedschaft bei der Badischen Heimat muss, so der Vorsitzende Herr Dr. Hans-Jürgen Vogt, Vorteile bringen, die anderwo nicht zu haben sind. Was die Gestaltung der Veranstaltungen angeht, so hat man sich im Vorstand geeinigt, dass jeweils ein Mitglied des Vorstandes oder Beirats die Organisation einer Veranstaltung übernimmt. Dieses Verfahren entlastet den Vorsitzenden und bietet den am Programm unmittelbar Beteiligten die Möglichkeit, sich persönlich durch ihr Engagement einzubringen. Die Programmredaktion, die von der 2. Vorsitzenden, Frau Elisabeth Schraut besorgt wird, ist durch die verschiedenen „Veranstalter" natürlich zeitaufwändiger geworden. Die Veranstaltungen der Regionalgruppe Karlsruhe haben in den vergangenen zwei Jahren nach der Stabilisierung durch den neuen Vorstand dankenswerter Weise eine beachtliche Qualität und Attraktivität erreicht.

Der folgende Bericht über die Veranstaltungen beschränkt sich auf die Zeit Herbst/Winter 2005/2006.

Am Mittwoch, den 21. September 2005 besuchte die Regionalgruppe die Ausstellung „Das Heilige und der Leib – Schätze aus dem Nationalmuseum Warschau" in Baden-Baden. Die Ausstellung fand im Rahmen des Deutsch-Polnischen Jahres 2005/06 statt und zeigte Kunstschätze wie mittelalterliche Altartafeln, Skulpturen und Gemälde. Die Veranstaltung am 15. 10. 2005 war einer Exkursion zum Schloss in Neuenbürg gewidmet. Dabei interessierte vor allem das innovative Museumskonzept des Zweigmuseum des Badischen Landesmuseums. Der Schwerpunkt der Veranstaltungen im November 2005 war eine Besichtigung des Bundesgerichtshofes, der Bibliothek und des Rechtshistorischen Museums im Bundesgerichtshof. Frau Dr. Kortge führte durch den Bundesgerichtshof, Dr. Kirchner führte durch das Rechtshistorische Museum. Am 7. 12. 2005 wurde das Karlsruher Rathaus besucht. Der Oberbürgermeister Heinz Fenrich empfing die zahlreich erschienene Gruppe persönlich. Zum Abschluss des Besuches wurde Gelegenheit geboten, den Rathausturm zu besteigen.

Im Monat Januar 2006 besuchte die Regionalgruppe die Landesausstellung „Imperium Romanum – Die Spätantike am Oberrhein". Der exklusive Abend umfasste eine Ausstellungsführung durch Wissenschaftler und Schauspieler, ein römisches Mahl in der Römischen Schänke und den Auftritt eines römischen Komödianten. Den Abschluss des Halbjahresprogrammes war ein Lokaltermin in der Reihe „Badische Gasthäuser mit Tradition; Hotel-Restaurant Erbprinz" in Ettlingen. Das Mitglied des Beirates, Herr David Depenau, Direktor des Hotels, hatte die Führung durch das Haus übernommen. Anschließend wurde im Festsaal ein Menu serviert.

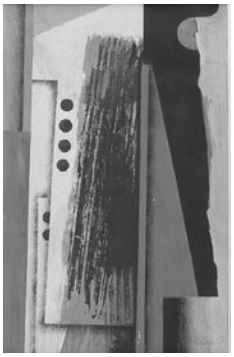
Heinrich Hauß



Ausstellungen in Baden

Harry Kögler. Von der Dekonstruktion zur Komposition – Werke 1947–1999

4. Februar – 30. April 2006

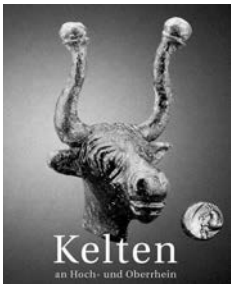


Museum Ettlingen im Schloss
Schlossplatz 3
76275 Ettlingen
Tel. 0 72 43/1 01-4 70 oder -2 59
www.swo.de/museumettlingen
Mi–So 10–17 Uhr
Eintritt 2,50 / 1,50 €

1921 wurde Harry Kögler in Rodersdorf/Vogtland geboren und starb 1999 in Karlsruhe. Die Stationen in seinem künstlerischen Lebenslauf sind Berlin, Rom, Florenz, Karlsruhe und Paravena. Seit Mitte der 1960er Jahre war er eine prägende Künstlerpersönlichkeit an der Karlsruher Kunstakademie, wo er bis 1987 als Professor für Malerei wirkte. In der Ausstellung werden mehr als 100 Gemälde, Zeichnungen und Collagen aus vier Jahrzehnten gezeigt.

Kelten an Hoch- und Oberrhein

6. März – 5. Mai 2006



im Basler Hof (Regierungspräsidium Freiburg)
Kaiser-Joseph-Straße 167
79098 Freiburg
Öffnungszeiten Mo–Fr von 8–19 Uhr
Eintritt frei

Der südliche Oberrheingraben ist eine reiche und vielseitige archäologische Fundlandschaft. Aus vielen vor- und frühgeschichtlichen Epochen werden hier Funde gemacht. Während der Eisenzeit war der Oberrheingraben dicht besiedelt; hier lebten die Kelten. Die Kelten haben nie einen einheitlichen Staat gebildet, vielmehr lebten sie in Stammesgemeinschaften mit einem Oberhaupt an der Spitze. In den letzten beiden Jahrhunderten vor Christi Geburt erscheint der Südwesten des heutigen Baden-Württembergs geradezu als „Ballungsraum“, denn Archäologen fanden hier in ungewöhnlicher Dichte unbefestigte und befestigte Großsiedlungen der jüngeren Latènezeit.

Das reiche Fundmaterial wird nun mit dieser Ausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt. Zeugnisse des einheimischen Handwerks, importierte Waren und keltische Kunst sind hier ebenso zu sehen, wie beeindruckende Beispiele des ersten, nördlich der Alpen hergestellten Geldes.

Senta Kogan. Die barfüssige Tänzerin

28. Januar – 18. Juni 2006

Städtische Wessenberg-Galerie Konstanz
im Kulturzentrum am Münster
Wessenbergstraße 43
78462 Konstanz
Tel. 0 75 31/9 00-9 21
www.konstanz.de
Di–Fr 10–18 Uhr, Sa+So 10–17 Uhr
Eintritt 3 / 2 €

Kurz nach dem ersten Weltkrieg kam die Ausdruckstänzerin Senta Kogan aus den USA nach Konstanz zu Ihrer Mutter zurück. Ihre Kindheit hatte sie in den USA verbracht und war dort lange Jahre Schülerin der berühmten Tänzerin Isadora Duncan gewesen. In der kurzen Zeit, die sie am Bodensee lebte, hinterließ sie vor allem bei Künstlern einen nachhaltigen Eindruck. In der Ausstellung wird eines der Tanzporträts des Höri-Malers Walter Waentig gezeigt, dazu vorbereitende Skizzen.

Erika Streit. Ein Malerleben zwischen Dresden, Prag, Paris und Zürich

1. April – 18. Juni 2006

Städtische Wessenberg-Galerie Konstanz
im Kulturzentrum am Münster
Wessenbergstraße 43
78462 Konstanz
Tel. 0 75 31/9 00-9 21
www.konstanz.de
Di–Fr 10–18 Uhr, Sa+So 10–17 Uhr
Eintritt 3 / 2 €

Die Malerin Erika Streit ist seit 1943 in Kilchberg bei Zürich ansässig. Als Tochter Schweizer Eltern im böhmischen Schwaz geboren und aufgewachsen, besuchte sie später in Dresden die Akademie für angewandte Kunst. Von 1930 bis 1933 war sie Schülerin von Otto Dix an der Hochschule für Bildende Kunst in Dresden. Zwischen 1934 und 1938 weilte sie zur Weiterbildung in Paris. In ihrem künstlerischen Schaffen steht der Mensch im Mittelpunkt, wobei sie nicht allein auf die eigene Person bezogen ist, sondern darüber hinaus aufs Allgemeine abzielt. Die Gemälde kreisen um die Spannung von äußerer Erscheinung und innerem Wesen, von extrovertierter Zuwendung zur Welt und introvertiertem Blick, von intuitivem, traumhaften Erspüren und rational beobachtendem Erfassen. Die Ausstellung ist als umfassende Retrospektive angelegt. Parallel zur Konstanzer Ausstellung zeigt das Otto-Dix-Haus in Hemmenhofen das druckgraphische Werk der Künstlerin.

Das Bodenseebuch. Ein grenzüberschreitendes Jahrbuch und seine Geschichte (1914–1965)

25. April – 18. Juni 2006

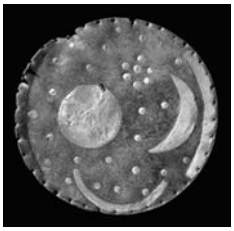
Hermann-Hesse-Höri-Museum
Kapellenstraße 8
78343 Gaienhofen
Tel. 0 77 35/8 18-37
www.hermann-hesse-hoeri-museum.de
Di–So 10–17 Uhr

Als zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Bodensee zu einer der beliebtesten deutschen Urlaubslandschaften und auch für zahlreiche Literaten als Lebenslandschaft attraktiv wurde, waren die Voraussetzungen für ein grenzüberschreitendes Jahrbuch gegeben: „Das Bodenseebuch". In ihm stellte sich eine alte, aber nichtsdestoweniger im Aufbruch befindliche Geschichts- und Kulturlandschaft mit ihrer „kleinen Internationalität" nach innen wie nach außen selbst dar. Gleich mit seiner ersten Ausgabe von 1914 erwies sich das reich illustrierte „Bodenseebuch" als repräsentatives Jahrbuch, als geistig-kulturelle Visitenkarte der weit gedachten See-Region zwischen Chur und Basel, Ulm und Zürich. Nirgendwo sonst spiegelte sich über die Zeiten und alle gesellschafts-politischen Umbrüche hinweg genauer wieder, was rund um den Bodensee geschrieben und gedacht, gemalt und komponiert, verlegt und ausgestellt wurde.

Heute lässt sich „Das Bodenseebuch", das mit Unterbrechungen bis 1965 in rund 40 Ausgaben erschien, als *das* Leitperiodikum der Bodenseegegend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lesen, als exemplarische Geschichte des neu erwachenden Selbstbewusstseins einer zentralen europäischen Geschichts- und Kulturlandschaft.

Der geschmiedete Himmel – Die Himmelsscheibe von Nebra

10. März – 16. Juli 2006



Reiss-Engelhorn-Museen
Museum für Archäologie, Völkerkunde und Naturkunde D5
68159 Mannheim
Tel. 06 21/2 93-31 50
www.rem.mannheim.de
Di–So 11–18 Uhr
Eintritt 7 / 5 €

Die Himmelsscheibe von Nebra, vor 3600 Jahren auf dem Mittelberg niedergelegt, zeigt die weltweit älteste Darstellung astronomischer Phänomene, ein Bild von Sonne und Mond, in dem sich genaue Beobachtung und mythische Erklärung vereinen. Neben der Deutung des Kosmos stellt die vom Landesmuseum für Vorgeschichte Halle konzipierte und von den Reiss-Engelhorn-Museen für Mannheim modifizierte und erweiterte Ausstellung „Der geschmiedete Himmel" auch die bronzezeitliche Lebenswelt mit ihrem hohen Standard der handwerklichen Produktion und ihrem europaweiten Austausch und Handel vor.

„Im Dienste der gemeinsamen Sache“ – Hermann Hesse und der Suhrkamp Verlag

14. März – 16. Juli 2006

Hermann-Hesse-Höri-Museum
Kapellenstraße 8
78343 Gaienhofen
Tel. 0 77 35/8 18-37
www.hermann-hesse-hoeri-museum.de
Di–So 10–17 Uhr

Die Geschichte des Suhrkamp Verlages, von der Gründung bis zur heutigen weltweiten Beachtung, ist geprägt von den Persönlichkeiten Peter Suhrkamp, Siegfried Unseld und Hermann Hesse. Briefe, Illustrationen, Fotografien und zahlreiche andere Dokumente belegen und erläutern die Beziehungen zwischen dem Schriftsteller Hermann Hesse und den Verleger-Freunden sowie ihre Bedeutung für den Suhrkamp Verlag.

Das Museum Hermann Hesse in Montagnola hat die Ausstellung, die in Zusammenarbeit mit dem Archiv der Peter Suhrkamp Stiftung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M. und den Winterthurer Bibliotheken entstand, im Jahr 2005 eingerichtet und mit großem Publikumserfolg gezeigt.

Der Ausstellungskatalog erscheint in erweiterter Form als Suhrkamp-Taschenbuch.

Im Anschluss wird die Ausstellung im Hermann-Hesse-Museum, Calw (Mitte August-Anfang November 2006) und in Frankfurt a. M. (Mitte November 2006 bis Mitte Januar 2007) gezeigt.

Schmetterling – buntes Ding

8. März – 6. August 2006

Naturkundemuseum Karlsruhe
Erbprinzenstraße 13
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/1 75-21 11
www.naturkundemuseum-karlsruhe.de
Di–Fr 9.30–17 Uhr, Sa+So 10–18 Uhr
Eintritt 2,50 / 1,50 €

Die Ausstellung gibt einen Einblick in die Welt der heimischen Schmetterlinge – mit lebensnahen Präparaten, hervorragendem Bildmaterial, einem Schmetterlingskino und Mikroskopierstationen. Die Schau will aber auch zum Nachdenken anregen über die Verletzlichkeit der Naturräume, über Landschaftsverbrauch und ökonomische Zwänge, über Nützlinge und Schädlinge sowie über die Kulturgeschichte des menschlichen Sammeltriebs und Forscherdrangs.

Silbermann. Geschichte und Legende einer Orgelbauerfamilie

13. Mai – 6. August 2006

Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen
Rietgasse 2
78050 Villingen-Schwenningen
Tel. 0 77 21/82 23 51
www.silbermann-ausstellung.de
Eintritt 3 / 2 €
Di–Sa 13–17 Uhr, So und Feiertag 11–17 Uhr

Der Name „Silbermann“ steht im Orgelbau für höchste Qualität und musikalische Vollkommenheit. Die Ausstellung stellt die Orgel als das

anspruchsvollste Instrument der Musikgeschichte vor. Originale Pfeifen, Blasebälge und Windladen geben Einblick in das handwerkliche Können der Silbermannschen Werkstätten. Bespielbare Modelle tragen dazu bei, die Funktionsweise einer Orgel nachzuvollziehen. Sieben der vielbewunderten Silbermann-Orgeln werden anhand historischer Dokumente vorgestellt. Auch der Ruhm und die Legendenbildung um die Orgelbauerfamilie Silbermann wird in den Blick genommen. Die Ausstellung wurde vom Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen, dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe und den Straßburger Archiven gemeinsam erarbeitet. Sie wird vom 25. 8.–12. 11. im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Museum am Markt und vom 26. 1.–30. 3. 2007 auch in Straßburg zu sehen sein.

Blankenhorn. Geschichte einer Markgräfler Weingutsbesitzer-Familie

12. Mai – 29. Oktober 2006

Markgräfler Museum Müllheim
Wilhelmstraße 7
79379 Müllheim/Baden
Tel. 0 76 31/1 54 46
www.muellheim.de (Kultur und Freizeit)
Mi–So 15–18 Uhr
Eintritt 1,50 €

Aus Anlass des 100. Todestages des ersten deutschen Önologie-Professors und Gründers des Deutschen Weinbauverbandes, Adolph Blankenhorn, zeigt das Markgräfler Museum eine Sonderausstellung zur Geschichte dieser weitverzeigten, begüterten Familie. In Müllheim stellten sie zahlreiche Vögte, Bürgermeister und Abgeordnete. Mehrere großzügige Hofanwesen aus ihrem Besitz prägen das Müllheimer Stadtbild bis heute. Mit zahlreichen Stiftungen wie einem Kindergarten, einem Schwimmbad und einem Seniorenstift war die Familie auch auf sozialem Gebiet aktiv. Herbert Blankenhorn, ein Enkel Adolph Blankenhorns, war Adenauers außenpolitischer Berater und Botschafter.

1895–2006: 111 Jahre Städtisches Museum für Natur- und Völkerkunde Freiburg

11. Januar – 31. Dezember 2006

Adelhausermuseum
Gerberau 32
79098 Freiburg
Tel. 07 61/2 01-25 66
www-freiburg.de/museen
Di–So 10–17 Uhr
Eintritt 2 / 1 €

Das 111-jährige Bestehen des Museums gibt Anlass, monatlich wechselnd mit besonderen Sammlungsbeständen die Museumsgeschichte der Naturkunde-Abteilung zu beleuchten:

ab 5. Februar: die Gründerzeit – erste Domizile: St.-Ursula-Schule (Schwarzes Kloster), Rempartkaserne, Museum in Turnseeschule und Talstraße

ab 5. März: Die Naturkundlichen Sammlungen in der Talstraße unter Prof. Dr. Konrad Guenther

ab 2. April:	Die Naturkundlichen Sammlungen in der Gerberau – der Umzug in die Gerberau und die Zeit der Gleichschaltung durch das NS-Regime
ab 7. Mai 2006:	Das Museum unter NS-Regie – die Zeit unter Dr. Heinrich Schütz, Zusammenbruch, Kriegsschäden und Sammlungsverluste
ab 4. Juni 2006:	Die Zeit des Wiederaufbaus – Dr. Felix Koether und der Beginn des Wiederaufbaus, Kooperation mit dem Zoologischen Institut der Universität unter Prof. Dr. Otto Koehler und der Neuaufbau des Museums unter Dr. Martin Schnetter
ab 2. Juli:	Das Museum für Naturkunde unter Dr. Paul Lögler – neue Schauräume, Bienenkunde als neuer Schwerpunkt, die Sanierung des Museumsgebäudes und die Neuordnung der Schausammlungen
ab 3. September:	Der Weg zum 100-jährigen Jubiläum – ökologisch orientierte Ausstellungen und Veranstaltungen, die große „Kükenschau“
ab 1. Oktober:	Adelhausermuseum – Abteilung Naturkunde – Museumsfusion von Natur- und Völkerkunde zum Adelhausermuseum, Reisewege der Museumssammlungen, Service für das Publikum
ab 5. November:	Schwerpunkte der Naturwissenschaftlichen Sammlungen – Sammlungen zur Geschichte der Erde und des Lebens
ab 3. Dezember:	Museale Ziele und Ausblick – die Sammlungen als Teil des nationalen Kulturerbes

Vortragsreihe

Vor 200 Jahren wurde Baden Großherzogtum

Veranstalter:
Landesvereinigung Baden in Europa e. V. in Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, Badische Heimat (Regionalgruppe Karlsruhe), Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg/Außenstellen Heidelberg und Freiburg.

Frühjahrszyklus 2006 in Karlsruhe

09.03.2006, 19.30 Uhr im Vortragssaal der Landesbibliothek, Erbprinzenstraße 15, **Prof. Dr. Hannsmartin Schwarzmaier** (Karlsruhe): „Von den Zähringern zum Haus Baden“

23.03.2006, 19.30 Uhr im Vortragssaal der Landesbibliothek, Erbprinzenstraße 15, **Annette Borchardt-Wenzel** (Karlsruhe): „Frauen am Badischen Hof“

06.04.2006, 19.30 Uhr im Ständehaussaal – **Prof. Dr. Konrad Krimm** (Karlsruhe): „Die juristische Waffenkammer der Großherzöge: Das General-Landes-Archiv“

27.04.2006, 19.30 Uhr im Ständehaussaal – **Prof. Dr. Hans Fenske** (Speyer): „Liberalismus in Baden: Die erste süddeutsche Konstitution“

11.05.2006, 19.30 Uhr im Ständehaussaal – **Prof. Dr. Helmut Engler,** Min. a. D. (Freiburg): „Universitäten in Baden: Traditionen und Neugründungen“

Herbstzyklus 2006 in Karlsruhe

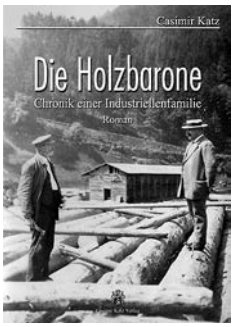
14.09.2006, 19.30 Uhr im Vortragssaal der Landesbibliothek, Erbprinzenstraße 15, **Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer** (Baden-Baden): „Das badische Landrecht und das badische Rechtswesen im 19. und 20. Jahrhundert“

28.09.2006, 19.30 Uhr	im Vortragssaal der Landesbibliothek, Erbprinzenstraße 15, **Prof. Dr. Peter Michael Ehrle** (Karlsruhe), (angefragt): „Vom markgräflichen Sammeleifer zur staatlichen Erwerbungspolitik. Zur Geschichte der Badischen Landesbibliothek“
12.10.2006, 19.30 Uhr	im Ständehaussaal, **Hofrat Mag. Dr. Karl J. Trauner** (Wien): „Das Großherzogtum Baden 1870–1918 im Spiegel der österr.-ung. Gesandtschaftsberichte“
19.10.2006, 19.30 Uhr	im Ständehaussaal, **Prof. Dr. Harm Hinrich Brandt** (Würzburg): „Badens Beitrag zur Bismarck’schen Reichseinigung“
26.10.2006, 19.30 Uhr	im Ständehaussaal, **Prof. Dr. Josef Becker** (Augsburg), (angefragt): „Badischer Kulturkampf und Errungenschaften im Verhältnis zu Kirche und Staat“
02.11.2006, 19.30 Uhr	im Ständehaussaal, **Prof. Dr. Klaus Jürgen Matz** (Mannheim), (angefragt): „Wirtschaft und Grenzschicksal. Musterländle und Entwicklungsregion“
16.11.2006, 19.30 Uhr	im Ständehaussaal, **Dr. Hans Georg Merz** (Freiburg): „Badische politische Persönlichkeiten von überregionaler Bedeutung“
23.11.2006, 19.30 Uhr	im Ständehaussaal, **Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht** (Würzburg), „Baden nach dem II. Weltkrieg. Politik zwischen Freiburg und Karlsruhe“
30.11.2006, 19.30 Uhr	im Ständehaussaal, **Prof. Dipl.-Ing. Robert Mürb** (Karlsruhe), „Badische Interessen in Baden-Württemberg“

Buchbesprechungen

(Siehe auch unter „Aktuelle Informationen“)

Casimir Katz: Die Holzbarone. Chronik einer Industriellenfamilie. Roman.
Casimir Katz Verlag, Gernsbach. 1160 Seiten.
ISBN 3-925825-97-5. Preis: 24,80 €.



„Und wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“. Mit diesem Satz aus dem 90. Psalm endet die Einleitung dieser Chronik einer Industriellenfamilie. Diese Einleitung ist so prägnant und stilvoll, dass jeder, der den Verfasser dieser Chronik, Casimir Katz, kennt, ihn vor sich sieht: gebeugt und doch voller Haltung. Er und mit ihm die Helden dieser Chronik – Archibald Weiler, sein Sohn Leberecht und dessen Sohn Archibald junior – sind Unternehmer in einer Branche, in der es zeitweise köstlich ist und zeitweise mühsam, Unternehmer zu sein: in der Holzindustrie. In ihr gibt es Phasen, da ein Unternehmer leicht viel Geld verdient und es gibt Jahre, in denen viel Geld verloren wird und Jahre, in denen trotz Arbeit und Mühsal nichts verdient wird.

Nicht nur der besondere Stoff, aus dem ihre Produkte und Waren sind, kennzeichnet die Holzwirtschaft seit rund 300 Jahren, seit dem Beginn der „Holländer-Flößerei“ im Schwarzwald, sondern der häufig dramatische Wechsel von Krise und Aufschwung, von Gewinn und Verlust, von Glück und Unglück – und dies nicht nur wirtschaftlich, sondern auch sozial und familiär.

Kurz nachdem die größte Holzkrise aller Zeiten Ende des 18. Jahrhunderts verkündet worden war – die preußische Holzordnung von 1702 und der Beginn der Forstwissenschaften waren ihre positiven Folgen – und nachdem vor rund 200 Jahren Hartig seine „Anweisungen zur Holzzucht“ veröffentlicht hatte, erlebte die Holznutzung einen ungeahnten Aufschwung: die Kreissäge wurde entwickelt, mit der Industrialisierung stieg der Bedarf an Grubenholz rapide an, der Bau der Eisenbahnen (nach 1835) benötigte zahllose Schwellen aus Eichenholz, der Ausbau der Stromversorgung und später die Telekommunikation erforderten riesige Mengen an Holzmasten. Der Aufschwung mündete in die Entstehung der Möbelindustrie, die mit der rasanten Bevölkerungszunahme im 19. Jahrhundert und der Phase, in der sich die Menschen wohnlich einzurichten begannen, einen völlig neuen Bedarf zu decken hatte.

Diese Entwicklung der Holzwirtschaft von 1880 bis 1960 bildet das Gerüst, um das herum Casimir Katz auf fast 1200 Seiten die Lebensverhältnisse, nein: den Lebensstil, der Holzbarone im Murgtal und in Lübeck darstellt und ihr verwandtschaftliches und das damit eng verwobene wirtschaftliche Beziehungsgeflecht nach Amerika, Frankreich und Skandinavien nachzeichnet. Aus dem Zusammenspiel von individuellem Verhalten, gesamtwirtschaftlicher Entwicklung, sozialen und familiären Gegebenheiten entwickelt sich das Unternehmen, blüht auf, erleidet Rückschläge, wird wieder aufgerichtet, geht aus vielen Krisen gestärkt hervor und *verendet* dann doch, das heißt, es ist nicht mehr lebensfähig, ohne sterben zu können. Die Telefonleitungen werden unter die Erde verlegt, die Holz zur Stromversorgung durch Metall-Gittermasten ersetzt, die Bahn verlegt ihre Schienen auf Betonschwellen – da helfen auch keine Freudenmädchen mehr bei der Auftragsvergabe (Seite 1044).

Der Großunternehmer Archibald Weiler, Sohn des einzigen konservativen badischen Reichstagsabgeordneten, hatte durch seine Heirat mit der Gernsbacher Bürgertochter Johanna Schickardt 1880 das Unternehmen vor dem Untergang gerettet und neu aufgebaut. Sein den Künsten und den schönen Seiten des Lebens zugeneigter dritter Sohn Leberecht (!) erweist sich in der Weltwirtschaftskrise als Retter, obwohl ihm das seine Eltern nicht zugetraut hatten. Er ist – mit einer Halbjüdin verheiratet – auch einer der wenigen in der Familie, der resistent ist gegen den nazistischen Verführungen. Indem er das Unternehmen „aufhebt“ – bewahrt und zugleich auf eine höhere technische und wettbewerbsfähige Niveau bringt – legt er ohne es zu ahnen zugleich den Keim des Unterganges.

Archibald Weiler junior, hinter dem sich der Autor verbirgt, muss das Traditionsunternehmen in einen Konzern „einbringen“, um es für eine scheinbar bessere Zukunft zu erhalten. Diese Zukunft freilich erweist sich – auf einer ganz anderen Ebene – als ebenso problematisch wie die Vergangenheit. Er selbst wird Unternehmensberater und Journalist.

Der Roman ist in die drei Teile „Johanna“, „Leberecht“ und „Archibald“ nach Generationen gegliedert, Bemerkenswert ist, dass die Aufbauphase den Namen der Frau trägt, ohne die die Chronik nicht begonnen hätte. Dabei war Johanna gar nicht „operativ“ im Unternehmen tätig. Aber immer dann, wenn das Unternehmen an den Männern zu scheitern drohte, war sie da – und das war entscheidend. Johanna war keineswegs das, was man heute eine emanzipierte Frau nennen würde und entsprach durchaus den damaligen Konventionen. Aber sie war eine Persönlichkeit, die nicht „ihren Mann“ stand, sondern als Frau handelte, wenn die Männer schwach wurden.

Mit der ebenso detaillierten wie liebevollen Erzählung der Unternehmens- und Familiengeschichte entsteht ein Sittengemälde einer großbürgerlichen Familie im kleinen Städtchen Gernsbach, wo sich in dem von Friedrich Weinbrenner erbauten Palais in der Bleichstrasse großartige Szenen abspielen, wo über das Schicksal von Familienmitgliedern, von Mitarbeitern und des ganzen Unternehmens entschieden wird: „Eigentlich hätte Leberecht Weiler seinen 16jährigen Sohn am liebsten aus der Schule genommen und zu einem Holzhändler oder noch besser zu einem Lumpensammler in die Lehre gege-

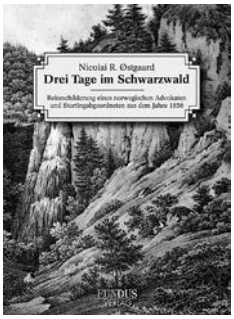
ben, damit er das Bescheißen richtig lernen sollte“ (Seite 1106).

Das große Vermögen – obwohl breit diversifiziert – schmilzt durch Inflation, Weltwirtschaftskrise und Betrügereien, den zweiten Weltkrieg, durch Enteignungen im Ausland und Erbteilungen dahin, ohne Rücksicht auf die Mühe und Arbeit, auf die Hoffnungen und Sorgen, unter denen es sich entwickelt hat.

Wehmut und Melancholie durchziehen diese Familienchronik allerdings nicht oder nur selten. Munter, frisch und klar fließt die Erzählung durch das voluminöse Werk wie die Murg vom Kniebis nach Gernsbach. Wie geschliffene Kiesel liegen Erkenntnisse in diesem Erzählfluss: der Leser erfährt, dass das Imprägnieren von Holz 1840 aus England nach Deutschland eingeführt wurde. Er erfährt, wie der schwedische Graf Bernadotte ins Badisch-Großherzogliche Haus einheiratete und damit zur Insel Mainau kam („ein Bernadotte, der hergelaufene Urenkel eines Gastwirts,“ Seite 33). Er erkennt, dass ein Familienunternehmen in jeder Generation in seiner Existenz gefährdet ist, denn schon der Onkel des Großvaters des Autors will nicht mehr Unternehmer sein: „Die Krise von 1873 hat mir doch zu denken gegeben – es geht nicht immer nur aufwärts“. Er erfährt, wie in Finnland das Alkoholverbot umgangen wurde, wie unpolitisch und gutgläubig die einen das Aufkommen des Nazismus beobachteten, andere sich von ihm verführen ließen und wiederum andere vernichtet wurden. Wer das Buch in die Hand nimmt, wird möglicherweise angesichts des Umfanges vor der Lektüre zurückscheuen. Es sei ihm versichert. Es ist keine Mühe und Arbeit, dieses Buch zu lesen, sondern spannend und entspannend, unterhaltend und lehrreich zugleich – kurz: ein großer Roman, wie ihn das Leben schrieb und dem Casimir Katz stilvoll Glanz verliehen hat.

Dr. Dieter Jauch

Nicolai R. Ostgaard: Drei Tage im Schwarzwald, Reiseschilderung eines norwegischen Advokaten und Stortingabgeordneten aus dem Jahre 1856. Aus dem Norwegischen von Gernot Bonath. 64 Seiten, Fundus-Verlag, 2005. Preis 7,80 €. Nur zu beziehen über regionale Buchhandlungen oder unter www.fundus-verlag.de.



„Tre Dage i Schwartzwald“ lautete der ursprüngliche Titel des 1858 erschienen Büchleins, das der Übersetzer vor über dreißig Jahren in einem Antiquariat in Oslo erstanden hat. Mit der Herausgabe des Büchleins will er nun den Menschen in seiner Schwarzwaldheimat diesen Blick von außen ermöglichen. Dabei galt es, nicht nur in den Klang einer fremden Sprache hineinzuhören, sondern sich auch in den Zeitgeist und die Lebensumstände einer längst vergangenen Epoche hineinzuversetzen. Der einfühlsame Leser wird bestätigen, dass dem Übersetzer Erstaunliches gelungen ist: Er hat nicht nur die detaillierten Beobachtungen des norwegischen Advokaten, Schriftstellers und Stortingabgeordneten zur Flößerei, zu Trachten und Volkstum als kleines, farbiges Mosaik in der Mitte des 19. Jahrhunderts erstehen lassen, sondern mit Recherchen und vielem Hinterfragen auch die notwendigen Erläuterungen gegeben.

Liest man Ostgaards Aufzeichnungen, so erstaunt die Vielfalt von Eindrücken, die in nur drei Tagen gewonnen wurden. Die Schwarzwälder im Allgemeinen, die Suggentaler, Glottertäler und Simonswälder im Besonderen und auch die Wirtsleute kommen beim Norweger gut weg – viel besser jedenfalls, als beim viel berühmteren Schriftstellerkollegen Ernest Hemingway um 1920. Ostgaard preist das Essen und ganz besonders den Glottertäler Wein.

Der Übersetzer wäre kein Grafiker, hätte er nicht auch zeitgenössische Stiche in das Werk eingefügt: neben dem Umschlagbild des Originals eine Darstellung von Trachtenträgerinnen mit den Goldhüten sowie Zeichnungen vom unteren Elztal und von St. Peter. Dem Leser könnte es übrigens ähnlich ergehen wie dem Verfasser: Ostgaard strebte immer wieder aus den betriebsamen Städtchen und selbst den beschaulichen Dörfern hinaus in die Natur. Der Schwarzwälder wird auch 150 Jahre nach Ostgaards Schilderung feststellen, dass es bei aller Hektik immer noch die lauschigen Plätze gibt, an denen man im Schatten der Schwarzwaldtannen im Gras ruhen und über Gott und die Welt sinnieren kann …

Hans-Gottfried Haas/Erich Hermann

Heinz G. Huber / Volker Wacker: Europa - eine Vision wird Wirklichkeit. Hans Furler 1904-1975. Mit Beiträgen von Rainer Barzel, Horst Ferdinand, Hans Filbinger, Wolfgang Schäuble u. a. Herausgegeben vom Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch. Verlag Grimmelshausen-Buchhandlung Oberkirch, 2004, 156 Seiten, ISBN 3-926973-15-3, € 12,80.

Hans Furler wurde am 5. Juni 1905 in Lahr geboren. Der Vater war Prokurist in der Zigarrenfabrik Meyer, die Mutter stammte aus einer Uhrmacherfamilie aus Oberkirch. Zusammen mit einer Schwester und einem Bruder wuchs Hans auf, seit 1918 erlebte er seine Heimat als Grenzland, in einer entmilitarisierten Zone; Lahr konnte nicht mehr Garnisonstadt bleiben, hatte schwere wirtschaftliche Einbußen zu verkraften, Hungerunruhen und rasch um sich greifende Erwerbslosigkeit.

Hans Furler durfte in Lahr das Scheffel-Gymnasium besuchen, wo er 1922 ein „sehr gutes“ Abitur ablegte. Die Schule hatte ihm vor allem auch den Zugang zu den alten Sprachen eröffnet: „Diese Sprachen (schulen) durch sich selbst den Geist des Menschen in einer Weise, wie dies – außer der Muttersprache – keine lebendige Sprache vermag“. Nach dem Abitur begann Furler sein Jura-Studium in Freiburg an der Albert-Ludwigs-Universität, bezog eine Studentenbude in der Oberau Nr. 47. Natürlich nahm er sein Fachstudium sehr ernst, aber er war auch interessiert an anderen wissenschaftlichen Angeboten, z. B.

an der Philosophie von Edmund Husserl, dem Begründer der Phänomenologie und an Vorlesungen über „Effekten und Finanzierungen“. Besonders begeistern ließ sich Furler vom Nationalökonomen Schulze-Graevenitz, dessen Sachkenntnis durch herausragende Rhetorik noch gekrönt wurde. In seinem Tagebuch stehen auch viele Erinnerungen an Konzerte, Vorträge, Theateraufführungen.

Mit seinem Beitritt bei der Burschenschaft „Teutonia“ gewann er viele neue Freunde und viele Verbindungen und neue Perspektiven; er setzte sich vehement ein für das humanistische Bildungsideal, die Burschenschaften sollten „der geistigen Freiheit keine Schranken setzen“. Ganz bewusst setzte er sich ein für ein besonderes Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich – nicht ganz einfach in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen! Aber gerade diese Erfahrungen zwischen 1933 und 1945 machten Hans Furler bald endgültig zum Demokraten, zum Friedenspolitiker, zum überzeugten Europäer.

Nach der Katastrophe von 1945 versuchte er, der die NS-Zeit ohne aktive Teilnahme überlebt hatte und nur als Mitglied der NS-Volkswohlfahrt „dabei“ war (allerdings seit 1938 auch bei der NSDAP, eine Vorsichtsmaßnahme der „Anpassung“), „sich mit seinen Fähigkeiten und aller Kraft sich für den neuen Staat einzusetzen“ – wie die Freiburger Spruchkammer urteilte. Furler erhielt die Zulassung als Anwalt beim Oberlandesgericht Freiburg. Erst 1952 wurde Furler CDU-Mitglied, damit begann sein zweites, sein engagiertes Politikerleben. Seine Entscheidung begründete er so: „Es leitet mich der Gedanke, dass nur eine aktive Haltung und die Bereitschaft, Verantwortungen zu übernehmen, unseren Staat vor einem Schicksal bewahren können ähnlich dem, das Deutschland 1933 getroffen hat“. Für ein Altbadnertum à la Leo Wohleb war keine Zeit mehr, Furler wurde zum politischen Quereinsteiger, machte nun in kurzer Zeit politische Karriere, der Anwalt wurde Berufspolitiker. Er sprach nun nicht mehr über Patent- und Gewerberecht, sondern über „die Integration Europas, rechtlich, wirtschaftlich und politisch gesehen“. 1953 wurde er MdB, fiel allgemein als „Neuling“ auf durch sein souveränes Auftreten, durch seine „gedankliche Elastizität“ (Walter Henkels), durch seine glanzvollen Rededuelle mit Carlo Schmid. Furler wurde Mitglied im Ausschuss für Auswärtige Angelegenheiten, 1959/60 war er dessen Vorsitzender.

Bereits 1956 wurde der Lahrer Präsident des Montanparlaments, ein Jahr später auch der „beratenden Versammlung des Europarats“. Furler war einer der ersten deutschen Politiker, die in ein europäisches Spitzenamt gewählt wurden, 1960 bestimmte das Europäische Parlament Hans Furler zu seinem neuen Präsidenten, als Nachfolger seines großen Vorbilds Robert Schumann bekleidete er dieses Amt bis 1962. In den folgenden Jahren bis 1973 sorgte er als Vizepräsident für die konsequente Demokratisierung der Europäischen Gemeinschaft. Hans Furler wurde so zu einem der großen Wegbereiter der europäischen Einigung.

Kurt Georg Kiesinger sagte bei der Trauerfeier für Hans Furler am 4. Juli 1975: „Hans Furler war ein Mann des Grenzlandes, hier in seiner geliebten oberrheinischen Heimat am Fuß des Schwarzwaldes, der er sein Leben lang verbunden blieb. An Grenzen, wir haben es erfahren, kann sich bitterste Feindschaft und schlimmster Hass bis zum Dammbruch stauen.

Grenzen sind auch Herausforderungen für alle, die guten Willens sind zur versöhnten Begegnung. Und ein Mann solch versöhnter Begegnung war Hans Furler. Ihr galt sein zähes, kluges Wirken über viele Jahre hin. Vielleicht ist es kein Zufall, dass alle vor ihm hergegangenen europäischen Gründer Männer des Grenzlandes waren. Konrad Adenauer ebenso wie Robert Schuman wie Alcide de Gasperi. Sie haben die Herausforderung unserer Zeit nach all dem Graus, der hinter ihnen lag, verstanden und sind ihr gerecht geworden“.

Am 4. Juli 1975 wurde Hans Furler auf dem Friedhof in Oberkirch/Renchtal beigesetzt. *Adolf Schmid*

Berichtigung

Die in Heft 4/2006 auf Seite 650 veröffentlichten Buchrezensionen Edith Schweizer-Völker, Martin Schulte-Kellinghaus: Mythische Orte am Oberrhein, Christoph Merian Verlag und Roland Kroell: Magischer Schwarzwald und Vogesen, AT Verlag wurden vom Verlag fälschlicherweise Herrn Adolf Schmid zugeschrieben. Die Rezensionen stammen von Herrn Hubert Matt-Willmatt, djv, Pressebüro, August-Ganther-Str. 1, 76117 Freiburg.

Wir bitten um Entschuldigung.

Hinweis

Heft 2/3 – 2006 erscheint als Doppelheft

Wir erinnern unsere Mitglieder und Leser nochmals daran, dass die nächste Ausgabe der Badischen Heimat als Doppelheft (2/3 – 2006) mit dem Badischen Kalendarium Mitte Mai 2006 erscheint (Siehe auch Ankündigung „In eigener Sache“ in Heft 4/2005, Seite 631!).
Das nächste Heft, Heft 4/2006, erscheint dann am 15. Dezember 2006.

Wir bitten um Berücksichtigung!

Wir nehmen Abschied von

Frau Studiendirektorin i. R.

Anne Laubenberger, geb. Franke

* 29. Oktober 1917 † 9. Februar 2006

Frau Laubenberger hat die Freiburger Ortsgruppe über Jahre hinweg engagiert betreut, sie hat sich um die „Badische Heimat“ sehr verdient gemacht.

Adolf Schmid, Vorsitzender

Wir trauern um

Dr. Gerhard Kaller

* 8. Mai 1929 † 31. Januar 2006
stv. Direktor des Generallandesarchivs

Herr Kaller war seit 1962 Mitglied der „Badischen Heimat“ und war auch tätig im Vorstand der Regionalgruppe Karlsruhe. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Heinrich Hauß, Schriftleiter